E-JOURNAL (2016)
5. JAHRGANG / 2

zfL

FORUM INTERDISZIPLINÄRE BEGRIFFSGESCHICHTE (FIB)

ZENTRUM
FÜR LITERATUR- UND
KULTURFORSCHUNG

Herausgegeben von Ernst Müller

Zentrum für Literatur- und Kulturforschung Berlin
Schützenstraße 18 | 10117 Berlin
T +49(0)30 201 92-155 | **F** -154 | sekretariat@zfl-berlin.org

IMPRESSUM

Herausgeber
Ernst Müller, Zentrum für Literatur- und Kulturforschung Berlin (ZfL), www.zfl-berlin.org

Direktorin
Prof. Dr. Eva Geulen

Redaktion
Ernst Müller (Leitung), Herbert Kopp-Oberstebrink, Dirk Naguschewski, Tatjana Petzer, Falko Schmieder, Georg Toepfer, Stefan Willer

Wissenschaftlicher Beirat
Faustino Oncina Coves (Valencia), Christian Geulen (Koblenz), Eva Johach (Konstanz), Helge Jordheim (Oslo), Christian Kassung (Berlin), Clemens Knobloch (Siegen), Sigrid Weigel (Berlin)

Gestaltung KRAUT & KONFETTI GbR, Berlin

Layout / Satz Jana Sherpa

ISSN 2195-0598

© 2016 / Das Copyright und sämtliche Nutzungsrechte liegen ausschließlich bei den Autoren, ein Nachdruck der Texte auch in Auszüben ist nur mit deren ausdrücklicher Genehmigung gestattet.

INHALT

4 **EDITORIAL**
Ernst Müller

BEITRÄGE

6 **»DER ANGRIFF DER GEGENWART AUF DIE ÜBRIGE ZEIT«.**
RICHARD KOEBNERS UND REINHART KOSELLECKS HISTORISCHE SEMANTIK-FORSCHUNGEN ZWISCHEN HISTORISMUS UND POSTHISTOIRE
Peter Tietze

23 **KARL OTTO ERDMANN UND DIE ANFÄNGE EINER MODERNEN POLITISCHEN BEGRIFFSGESCHICHTE UM 1900**
Clemens Knobloch

32 **REINHART KOSELLECKS KONZEPT »SEMANTISCHER KÄMPFE«**
Christof Dipper

42 **BEGRIFFSGESCHICHTE ALS IDEOLOGIEKRITIK BEI REINHART KOSELLECK**
Faustino Oncina Coves

54 **MATERIALANALYSE: EINE GESCHICHTSMATERIALISTISCHE LEKTÜRE-PRAXIS**
Jan Loheit

62 **›ZUKUNFT KOMMT VON SELBST, FORTSCHRITT NUR MIT UNS‹**
ZUM FORTSCHRITTSBEGRIFF IN DER PROGRAMMATIK DER SOZIALDEMOKRATIE
Fabian Deus

78 **DIGITALE BEGRIFFSGESCHICHTE?.**
METHODOLOGISCHE ÜBERLEGUNGEN UND EXEMPLARISCHE VERSUCHE AM BEISPIEL MODERNER NETZSEMANTIK
Alexander Friedrich, Chris Biemann

97 **BENOÎT GODIN: INNOVATION CONTESTED. THE IDEA OF INNOVATION OVER THE CENTURIES**
REZENSION
Falko Schmieder

EDITORIAL

Ernst Müller (Hg.)

Wenn in diesen Wochen die politische Dimension, die Eigenlogik und Medialität ›semantischer Kämpfe‹ erneut besonders augenfällig geworden ist, so hat das mit Begriffsgeschichte und historischer Semantik wenigstens in doppelter Hinsicht zu tun: zum einen, weil gerade sie ein elaboriertes Instrumentarium ausgebildet haben, um semantische Kämpfe synchron und diachron zu analysieren. Zum anderen aber, weil die Begriffsgeschichte lange Zeit selbst zugleich Begriffspolitik, also praktisches Moment politisch-semantischer Kämpfe war. In dieser Ausgabe des e-Journals stehen methodologische Fragen der Begriffsgeschichte und ihre Genese im Mittelpunkt – zum Teil verbunden mit konkreten historischen Analysen (von ›Fortschritt‹, ›Materialanalyse‹, ›Netzwerk‹). Thematisch überschneidet sich der Schwerpunkt des e-Journals mit dem von Falko Schmieder gemeinsam mit dem Herausgeber des FIB verfassten, im Sommer erschienenen *Kritischen Kompendiums* zur *Begriffsgeschichte und historischen Semantik*. Die Beiträge der Philosophen, Historiker, Linguisten, Kultur- und Kommunikationswissenschaftler sind dabei zumeist vor, auf jeden Fall aber unabhängig vom Erscheinen dieser Monographie entstanden; mehreren dieser Autoren aber verdankt die Monographie ganz wesentliche Anregungen.

Der Fluchtpunkt dreier Beiträge ist Reinhart Koselecks Konzept der Begriffsgeschichte. Die Untersuchungen ließen sich der Fragestellung subsumieren, wie die deutsche Begriffsgeschichte sich von einer ideologisch befangenen zu einer reflektiert kritischen Methode läuterte. Einen größeren Bogen spannt zunächst der Tübinger Historiker Peter Tietze, der die Begriffsgeschichte aus der Reaktion auf den Historismus und Modernismus erklärt und dabei die von Richard Koebner und Koselleck vertretene Linie favorisiert. Bei ihnen sieht Tietze die Hinwendung zu einem ›reflektierten Historismus in systematischer Absicht‹; die Grundbegriffe wurden nicht mehr als überzeitliche Ideen verstanden, der ›Angriff der Gegenwart auf die übrige Zeit‹ zurückgewiesen.

In einem engen thematischen Zusammenhang stehen die Beiträge von Faustino Oncina Coves (Philosoph aus Valencia) und Christof Dipper (Neuzeithistoriker und Promovend Koselecks). Während Dipper Koselecks Weg ›vom hochgradig ideologisierten Konzept semantischer Kämpfe zur radikal historisierten Begriffsgeschichte‹ beschreibt, zeigt Oncina Coves, wie sich die Sicht von Koselleck, der sich lange dem Vorwurf, Historist und Neoschmittianer zu sein, ausgesetzt sah, verändert hat. In seinem Vergleich zwischen Koselecks Begriffsgeschichte und Konzepten der Ideologiekritik der jüngeren Frankfurter Schule hebt er vor allem Gemeinsamkeiten der einst divergenten Richtungen hervor.

Gerade ist mit einiger medialer Resonanz von der *Deutschen Gesellschaft für Sprache* ›postfaktisch‹ zum Wort des Jahres 2016 ernannt worden. Wenn die Jury in dem Kunstwort einen ›tiefgreifenden politischen Wandel‹ erkennen will, weil es darauf verweise, ›dass es in politischen und gesellschaftlichen Diskussionen heute zunehmend um Emotionen anstelle von Fakten geht‹, dann ließe sich aus begriffshistorischer Perspektive anmerken, dass ›postfaktisch‹ (zumal mit dieser Definition) weniger eine indikatorische Verschiebung andeutet als vielmehr zum rhetorisch einsetzbaren Faktor im Diskurs geworden ist. Abgesehen davon, dass sich in massendemokratischen Gesellschaften Zustimmungserzeugung auch zuvor kaum hochrational, wahrheits- und faktenorientiert vollzogen hat, zeigt Clemens Knoblochs Erinnerung

an Karl Otto Erdmann, dass die politische Gefühlsbesetzung von Begriffen und Diskursen offenbar so alt ist wie massendemokratische Legitimationsdiskurse selbst. »Wir haben nicht eine Überzeugung, weil wir Gründe haben, sondern wir haben Gründe, weil wir eine Überzeugung haben«, heißt es schon um 1900 bei Erdmann, der zugleich für die Linguistik wirkungsreich von der Kernbedeutung eines Wortes dessen Gefühlswert und Nebensinn unterschieden hat. Die Quellen unserer Überzeugungen sind nicht rational, im öffentlichen ›Wortkampf‹ geht es nicht um Wahrheit, sondern um Macht. Der Sprach- und Kommunikationswissenschaftler Knobloch untersucht die Vorgeschichte dessen, was heute unter politischer Begriffsgeschichte, Diskursanalyse oder Politolinguistik diskutiert wird und zeigt einen doppelten Prozess: der Entdeckung der soziologischen Dimension der Sprache folgt die der linguistischen Dimension der Soziologie (Karl Mannheim), deren Potenzial schon in der Weimarer Republik von links und rechts erkannt und genutzt wurde.

Als ein solches gefühlsbesetztes und variabel einsetzbares Fahnenwort zeigt der Linguist Fabian Deus anhand sozialdemokratischer Programmschriften für den Hochwert-Begriff des Fortschritts auf. Begriffsprägungen und -verwendungen versteht er vor allem historisch situativ, auch wenn in konkreten Verwendungssituationen länger aggregierte evaluative oder deontische Gehalte der Begriffswörter eine Rolle spielen.

Auch der Beitrag des Germanisten Jan Loheit zur ›Materialanalyse‹ steht gleich in doppelter Beziehung zur Begriffsgeschichte: selbst begriffsgeschichtlich vorgehend, entwirft er anhand von Brecht, Benjamin, Adorno und Autoren aus dem Umkreis des Argument-Verlages eine alternative, vielleicht auch komplementäre Methode zur Begriffsgeschichte, der es nicht mehr (wie der konservativen Hermeneutik), um das ›Einrücken in ein Überlieferungsgeschehen‹ geht, sondern darum, das ›Kontinuum der Geschichte aufzusprengen‹ und zu veranschaulichen.

Zwei Beiträge dieses Heftes bedienen sich zur Eruierung semantischen Wandels experimenteller computergestützter Methoden. Die Nutzung digitaler Korpora ist in der linguistischen Diskursanalyse längst etabliert, nicht aber in der Begriffsgeschichte. Deus zeigt aber, dass die Maxime, den Maschinen mehr zu vertrauen als der hermeneutischen Interpretation, an den situativ-kommunikativen Rahmenbedingungen ihre Grenze findet. Mit Hilfe der Korpusanalyse kann er, anders als bislang in der Literatur ausgewiesen, zeigen, dass Fortschritt in der Sozialdemokratie vor dem Godesberger Programm keineswegs zentral war und ab den 80er Jahren wieder in eine Krise gerät. Einen sehr innovativen und erstaunlichen Versuch, auch qualitative Aussagen semiautomatisch aus einem Textkorpus zu erzeugen, haben der Darmstädter Philosoph Alexander Friedrich und der Informatiker Chris Biemann entwickelt. Am Begriff des Netzes zeigen sie, wie sich differente semantische Felder und sogar metaphorische Verwendungen sowie ihre Veränderungen technisch erfassen und darstellen lassen.

Das Heft beschließt Falko Schmieder mit der Rezension einer Studie zur Begriffsgeschichte von ›Innovation‹ von Benoît Godin, dessen interdisziplinäre Begriffsgeschichte sich auf der Grenze zwischen politischer und ökonomischer sowie der Begrifflichkeit der Science and Technology Studies bewegt. Die Rezension zeigt, dass sich die Form und der verhandelte Ort von gesellschaftlicher Grundbegriffen verändert hat.

»DER ANGRIFF DER GEGENWART AUF DIE ÜBRIGE ZEIT«. RICHARD KOEBNERS UND REINHART KOSELLECKS HISTORISCHE SEMANTIKFORSCHUNGEN ZWISCHEN HISTORISMUS UND *POSTHISTOIRE*

Peter Tietze

Der Angriff der Gegenwart auf die übrige Zeit, dieser Titel sowohl eines Films von Alexander Kluge aus dem Jahr 1985 als auch eines Songs der Hamburger Pop-Band *Blumfeld* von 1992, scheint einen zentralen Aspekt einer weit verbreiteten soziokulturellen Problemwahrnehmung des 20. Jahrhunderts auf den Punkt zu bringen.[1] Die zeitgenössische Verhandlung dieses Problems soll in den folgenden Ausführungen für die theoretische Rahmenerzählung einer Genese der Historischen Semantik nutzbar gemacht werden.

Drei Thesen seien zum Verständnis dieser Problemwahrnehmung deshalb kurz vorausgeschickt: Erstens wurde die Problematisierung einer Gegenwart, welche vermeintlich nicht vergehen will, nicht erst in konservativen bundesrepublikanischen Intellektuellenzirkeln der späten 1950er und -60er Jahren unter dem Stichwort »Posthistoire« oder ein Jahrzehnt später in der links-alternativen Jugendkultur Westeuropas unter dem Slogan »no future« verhandelt.[2] Vielmehr lässt sich spätestens seit dem Ende des Ersten Weltkrieges die Beschäftigung mit einem solchen »Angriff der Gegenwart auf die übrige Zeit«, mithin die Verhandlung einer zunehmenden Gegenwartsorientierung und der unentrinnbaren Rückkopplung vergangener wie zukünftiger Zustände an Gegenwartswerte, über den engen Kreis akademischer Debatten hinaus beobachten. Freilich geschah dies aus ganz verschiedenen Blickwinkeln und zeitigte mitunter diametral entgegengesetzte Resultate. Doch stets fungierte dabei ›Relativismus‹ als ubiquitärer Kampfbegriff der Kulturkritik um 1900.[3] Zweitens lag dieser Problemwahrnehmung eines vorgeblich unausweichlichen ›Präsentismus‹ etwas zugrunde, was man die diskursive Verhandlung der neu-alten »Krise des Historismus« nennen könnte, oder genauer, die Problematisierung des durch die ›bürgerliche Geschichtsreligion‹ (Wolfgang Hardtwig) des 19. Jahrhunderts vor allem im deutschsprachigen Raum mentalitätsmäßig, aber auch institutionell langfristig verankerten Kulturmusters der ›Geschicht-

1 Im Folgenden werden Thesen zur Genese der geschichtswissenschaftlichen Semantikforschung dargelegt, die der Verfasser bereits im März 2012 und im November 2015 auf Einladung von Ernst Müller und Falko Schmieder im Berliner *Zentrum für Literatur- und Kulturforschung* (ZfL) zur Diskussion stellen konnte. Die damals vorgestellte These, dass ein narrativer Entwurf einer Geschichte der Begriffsgeschichte die zeitgenössische Auseinandersetzung mit dem sogenannten »Problem des Historismus« beziehungsweise dem spezifisch modernen Kulturmuster der ›Historizität‹ gleichsam als eine Art »roten Faden« sich nutzbar machen kann, konnte seitdem in vielfachen Archivstudien erhärtet werden. Vgl. Peter Tietze, »›Zeitwende‹. Richard Koebner und die Historische Semantik der Moderne«, in: *Jahrbuch des Simon-Dubnow-Instituts* 13 (2014), S. 131–165.

2 Zur »Posthistoire« vgl. etwa Lutz Niethammer, *Posthistoire. Ist die Geschichte zu Ende?*, Reinbek bei Hamburg 1989; Jacob Taubes, »Ästhetisierung der Wahrheit im Posthistoire«, in: Gabriele Althaus/Irmingard Staeuble (Hg.), *Streitbare Philosophie. Margherita von Brentano zum 65. Geburtstag*, Berlin 1988, S. 41–51; Hans von Fabeck, *Jenseits der Geschichte: zur Dialektik des Posthistoire*, München 2007. Zu »no future« im Zusammenhang mit »Posthistoire« vgl. Fernando Esposito, »Von no future bis Posthistoire«, in: Anselm Doering-Manteuffel/Lutz Raphael/Thomas Schlemmer (Hg.), *Vorgeschichte der Gegenwart. Dimensionen des Strukturbruchs nach dem Boom*, Göttingen 2016, S. 393–424 und Steffen Henne, »Das Ende der Welt als Beginn einer neuen Zeit. Zur Formierung der temporalen Ordnung unserer Gegenwart in den 1980er-Jahren«, in: Ariane Leendertz/Wencke Meteling (Hg.), *Die neue Wirklichkeit. Semantische Neuvermessungen und Politik seit den 1970er-Jahren*, Frankfurt a.M./New York 2016, S. 155–188.

3 Vgl. Anselm Doering-Manteuffel, »Mensch, Maschine, Zeit. Fortschrittsbewußtsein und Kulturkritik im ersten Drittel des 20. Jahrhunderts«, in: *Jahrbuch des Historischen Kollegs 2003*, München 2004, S. 91–119.

lichkeit‹ bzw. der ›Historizität‹.[4] Im Folgenden soll drittens insbesondere auf die These näher eingegangen werden, dass die geschichtswissenschaftliche Semantikforschung zu diesem Diskurs über das temporale Ordnungsmuster der ›Geschichtlichkeit‹ in einem engen Zusammenhang steht. Das schließt zwei Fragen ein: zum einen inwiefern die Historische Semantik und ihre spezifisch deutschsprachige Ausprägung, die Begriffsgeschichte, als ein Produkt oder als eine Reaktion auf diesen chronopolitischen Diskurs aufgefasst werden können. Zum anderen ist zu fragen, inwiefern die semantische Geschichtsforschung in der Lage war, die Konsequenzen, die sich aus dem weit verbreiteten Kulturmuster der Historisierung ergaben, selbstreflexiv zu beschreiben und in kulturpolitischer Absicht zu kritisieren.

Die Frage ist freilich häufig gestellt worden, ob die Historische Semantik und insbesondere die ihr zugehörige Begriffsgeschichte notwendig auf solch eine Analyse oder gar eine Theorie historischer Zeiten, wie sie Reinhart Koselleck vorschwebte, angewiesen sei.[5] Viele philosophische, sprachkritische, linguistische, politologische oder gar sprachpolitische Zugriffe auf die Historische Semantik kamen und kommen ohne eine solche Theorie aus oder thematisieren temporale Strukturen nur am Rande. Dass vor allem die Begriffsgeschichte Kosellecks und ihre verschiedenen Vorläufer, wie etwa die Forschungen Richard Koebners, Otto Brunners oder Wilhelm Bauers – welche sich vielleicht am besten unter dem Etikett »Historische Semantik« subsumieren lassen – den Zusammenhang von Sprache, gesellschaftlicher Realität und Zeit reflektierten, bedarf jedoch der Erklärung und der Einordnung in längerfristige Zusammenhänge, die sich nicht allein auf Kosellecks Werk reduzieren lassen.

Die Geschichte der Begriffsgeschichte ist also bislang »eine noch nicht begriffene Geschichte«[6], wie Otto Gerhard Oexle meinte, und es besteht somit ein zentrales Forschungsdesiderat darin, die Herausbildung und Etablierung dieser neuen Strömung innerhalb der Geschichtswissenschaften zu untersuchen, welche um 1900 einsetzte, vor allem im deutschsprachigen Raum Fuß fassen konnte und in den 1970er Jahren ihren Höhepunkt erreichte. Unter dem Terminus ›Historische Semantik‹ und dem ihm untergeordneten der ›Begriffsgeschichte‹ soll hier allerdings keine homogene Disziplin verstanden werden. Vielmehr dienen beide Termini als Sammelbezeichnungen für die »Familienähnlichkeiten«[7] unterschiedlicher, meist auch fächerübergreifender heuristischer Vorgehensweisen, die durch Anleihen etwa aus der Philosophie, der Linguistik, der Politologie, der Soziologie und der Theologie hervorgegangen sind, sich aber doch zugleich als spezifisch geschichtswissenschaftliche Methoden verstanden und – wie etwa im Falle von Richard Koebner und Reinhart Koselleck – auch mit dem Anspruch verbunden waren, einen Beitrag zu einer genuin geschichtswissenschaftlichen Theorie der Geschichte bzw. der historischen Zeiten zu leisten. Es steht hier mithin zunächst nicht die Frage nach der Gültigkeit oder der Verwendbarkeit dieser verschiedenen Ansätze im Zentrum der Aufmerksamkeit, sondern die Frage nach der methodischen Erschließung und Analyse semantischer Strukturen der politisch-sozialen Sprache für die Geschichtswissenschaften seit dem Beginn des 20. Jahrhunderts. Damit wird im Folgenden bewusst eine sehr enge Definition von ›Historischer Semantik‹ verwendet, die auf die doppelte Bedeutung von »historisch« abhebt und die Historizität von Begriffen ebenso thematisiert wie den Anspruch ihrer spezifisch geschichtswissenschaftlichen Erforschung.

Mit drei Fragestellungen will ich mich diesem Gegenstand nähern: Erstens mit der Frage nach den Brüchen und Kontinuitäten in der konzeptuellen Entwicklung der Historischen Semantik, also der Suche nach dem gemeinsamen Kern oder besser: den »Familienähnlichkeiten« dieser verschiedenen methodischen Ansätze. Zweitens möchte ich der Frage nachgehen, wie sich seit Beginn des 20. Jahrhunderts die Abkehr von der traditionellen Ideengeschichtsschreibung auch auf disziplinärer, organisatorischer und institutioneller Ebene vollzog und welchen Anklang dies fand. Über diese historiographiegeschichtlichen Fragestellungen hinaus, scheint drittens die Historische Semantik

4 Vgl. Daniel Fulda, »Historicism as a Cultural Pattern. Practising a Mode of Thought«, in: *Journal of the Philosophy of History 4* (2010), S. 138–153; Peter Koslowski (Hg.), *The Discovery of Historicity in German Idealism and Historism*, Berlin/Heidelberg 2005; John Hennig, »Zum gegenwärtigen Gebrauch des Begriffes ›Geschichtlichkeit‹«, in: *Geschichte in Wissenschaft und Unterricht 17* (1966), S. 416–425.

5 Vgl. Helge Jordheim, »Does Conceptual History Really Need a Theory of Historical Times?«, in: *Contributions to the History of Concepts 6,2* (2011), S. 21–41.

6 Vgl. Otto Gerhard Oexle, »›Begriffsgeschichte‹ – eine noch nicht begriffene Geschichte«, in: *Philosophisches Jahrbuch 116* (2009), S. 381–400.

7 Vgl. Ludwig Wittgenstein, *Philosophische Untersuchungen*, Frankfurt a. M. 1977, § 65ff.

aufs Engste mit einem spezifischen Verständnis der ›Moderne‹ verbunden gewesen zu sein, dessen Ausgangspunkt im Bewusstsein der eigenen ›Geschichtlichkeit‹ lag. Als erkenntnisleitendes Interesse steht im Hintergrund also auch die Frage, in welchen substrukturellen Grundannahmen die verschiedenen Projekte der Historischen Semantik auch zugleich Projekte moderner Selbstaufklärung waren.

Die Neuerung in der Entwicklung dieser Variante der historischen Semantik ist der Umstand, dass erst seit Beginn des 20. Jahrhunderts versucht wurde, einen systematischen, mitunter auch interdisziplinären Zugriff auf historische Semantiken *innerhalb* der Geschichtswissenschaften zu etablieren, in dem die Analysen stets an der konkreten Geschichte bestimmter Wörter ausgerichtet und diese Wortgeschichten dann als Ausgangspunkt für Extrapolationen auf die gesamte Gesellschaft oder Kultur genommen werden sollten. Die Entwicklung der Historischen Semantik dauerte an, bis ihr in den 1980er Jahren die französischen Diskursanalyse den Rang streitig machte. Die Ausrichtung der Analyse auf einzelne Worte und ausgesuchte Grundbegriffe wurde nun stark kritisiert und als »ideengeschichtliche ›Gipfelwanderungen‹«[8] abgetan, deren Mühen nun kaum mehr ertragreich erschienen.[9] So sah Hans Ulrich Gumbrecht deshalb vor noch nicht allzu langer Zeit das Ende der hermeneutisch-semantischen Methoden samt ihrer »Pyramiden des Geistes« gekommen.[10]

Dass die Historische Semantik als eine neue geschichtswissenschaftliche Strömung gerade um 1900 und dann vollends in den 1920er Jahren, einer Zeit allgemeiner Krisenstimmung,[11] ihren Ausgangspunkt genommen hat, ist mithin kein Zufall. Aber es stellt sich die Frage, wie die Geschichte der so unterschiedlichen begriffsgeschichtlichen Ansätze erzählt werden kann, ohne der Gefahr ausgesetzt zu sein, dass die Erzählung zu einer unverbundenen Aneinanderreihung dieser Zugriffe gerät. Dies soll ein problemgeschichtlicher Zugang ermöglichen, der die Entwicklung der Historischen Semantik anhand einer *gemeinsamen Problemwahrnehmung* beschreibbar macht. Eine solche mehr oder minder ähnliche Wahrnehmung vorausgesetzt, wären die verschiedenen Ansätze als je unterschiedliche Antworten auf diesen Problemzusammenhang zu verstehen, und ich denke, dass dieses Problem im Fall der Vertreter der Historischen Semantik der vieldeutige Begriff und das Phänomen des ›Historismus‹ ist. Im Folgenden soll nun kurz auf einige konkrete Vorläufer und Inspirationsquellen der geschichtswissenschaftlichen Semantikforschung eingegangen werden, die sich aus verschiedenen Gesichtspunkten heraus mit dem Problem der Geschichtlichkeit von Begriffen beschäftigten. Darauf folgt eine Darstellung der zugrundeliegenden Problemdiskurse, in welchen die (negativen) Folgen von ›Geschichtlichkeit‹ und ›Historizität‹ verhandelt wurden. Schließlich soll an vier Vertretern der Historischen Semantik dargestellt werden, wie der Umgang mit dem Problem des Historismus zur Ausformung zweier unterschiedlicher theoretischer Grundorientierungen geführt hat, die als einander ausschließende weltanschauliche und politische Antworten auf das Historismus-Problem verstanden werden können.

I. GESCHICHTLICHKEIT DER BEGRIFFE

Die geschichtswissenschaftliche Semantikforschung war weder die erste noch die einzige Auseinandersetzung mit dem geschichtlichen Wandel von Begriffen und der Frage nach dessen Zusammenhang mit der Veränderung der soziopolitischen Welt.[12] Denn das

8 Rolf Reichardt, »Einleitung«, in: *Handbuch politisch-sozialer Grundbegriffe in Frankreich 1680–1820*, hg. v. Rolf Reichardt und Eberhard Schmitt. Bd. 1, München 1985, S. 39–148, hier S. 63.

9 Vgl. neben Rolf Reichardt insbesondere auch Dietrich Busse, *Historische Semantik. Analyse eines Programms*, Stuttgart 1987.

10 Vgl. Hans Ulrich Gumbrecht, *Dimensionen und Grenzen der Begriffsgeschichte*, Paderborn 2006, S. 9; Carsten Dutt, »Postmoderne Zukunftsmüdigkeit. Hans Ulrich Gumbrecht verabschiedet die Begriffsgeschichte«, in: *Zeitschrift für Ideengeschichte 1* (2007), S. 118–122.

11 Zur »Kultur der Krise« in der Zwischenkriegszeit vgl. Mortiz Föllmer/Rüdiger Graf/Per Leo, »Einleitung. Die Kultur der Krise in der Weimarer Republik«, in: Mortiz Föllmer/Rüdiger Graf (Hg.), *Die »Krise« der Weimarer Republik. Zur Kritik eines Deutungsmusters*, Frankfurt a. M./New York 2005, S. 9–41.

12 Vgl. etwa zur philosophischen historischen Semantik Ralf Konersmann, *Komödien des Geistes. Historische Semantik als philosophische Bedeutungsgeschichte*, Frankfurt a.M. 1999; Otto Gerhard Oexle, »Begriffsgeschichte und Problemgeschichte«, in: Riccardo Pozzo (Hg.), *Begriffs-, Ideen- und Problemgeschichte im 21. Jahrhundert*, Wiesbaden 2011, S. 13–30 und zur Historischen Semantik allgemein Hans Erich Bödeker, »Ausprägungen der historischen Semantik in den historischen Kulturwissenschaften«, in: Ders. (Hg.), *Begriffsgeschichte, Diskursgeschichte, Metapherngeschichte*, Göttingen 2002, S. 7–28; Ulrich Dierse, »Wann und warum entstand die Begriffsgeschichte und was macht sie weiterhin nötig?«, in: Christoph Strosetzki (Hg.),

Bewusstsein für die Indikator- und Faktor-Funktion der Sprache und bestimmter Leitbegriffe für außer-sprachliche Transformationsprozesse lässt sich bereits seit Ende des 18. Jahrhunderts in vielen unterschiedlichen Wissensbereichen finden.[13] Aus der Vielzahl verschiedener »Vorläufer« der Historischen Semantik seien hier drei herausgenommen und kurz skizziert; was nicht heißt, dass diese drei Traditionen für alle begriffsgeschichtlichen Ansätzen gleich bedeutsam gewesen sind. Vielmehr scheint in ihrer unterschiedlichen Rezeption gerade die Vielgestaltigkeit der neuen begriffsgeschichtlichen Strömung begründet zu liegen.

Eine erste frühe begriffsgeschichtliche Forschungsrichtung findet sich in der deutschsprachigen Philosophie ab Mitte des 19. Jahrhunderts. In kritischer Auseinandersetzung mit der Philosophie Hegels und der Tradition des deutschen Idealismus wurde das Denkmodell einer überzeitlichen »Vernunft« infrage gestellt und damit auch die Vorstellung von ahistorischen und unveränderlichen Begriffen. So machte sich etwa Rudolf Eucken (1846–1926) bereits im Jahr 1878 zur Aufgabe, »die Begriffe ihrer geschichtlichen Gestaltung und ihrem geschichtlichen Zusammenhange nach zu verstehen«,[14] könne doch nur in der »Kritik der Begriffe« – so Eucken weiter – eine »Kritik des Gesamtinhaltes des bewussten geistigen Lebens«[15] erreicht werden. Begriffe aus dem Kontext ihrer Genese heraus zu verstehen, bedeute aber zugleich, darauf zu verzichten, »die Theorien der Alten immer mit einer kritischen Sauce modernen Räsonnements«[16] zu servieren, wie Gustav Teichmüller (1832–1888) forderte. Teichmüller gehörte zusammen mit Eucken und Wilhelm Dilthey (1833–1911) zu den Schülern des Philosophen Friedrich Adolf Trendelenburg (1802–1872), der sich schon früh um einen begriffsgeschichtlichen Zugang zur Philosophie bemüht hatte, um Klarheit und Genauigkeit der Fachtermini durch die Unterbindung ihrer Verallgemeinerung aufgrund »vulgären Gebrauchs« und durch die Aufzeigung ihrer »ursprünglichen« Bedeutung zu garantieren.[17] Insbesondere Diltheys systematische Grundlegung der Geisteswissenschaften auf dem Fundament der Hermeneutik und der Historizität sollte die Historische Semantik nachhaltig prägen.[18] Aber auch andere Traditionslinien wie etwa der sprachkritische Ansatz Fritz Mauthners (1849–1923)[19] haben zu dieser geschichtlichen Betrachtungsweise der philosophischen Begriffsbildung beigetragen.

Auch in den Geisteswissenschaften gab es bereits seit den 1880er Jahren eine Auseinandersetzung mit der Geschichtlichkeit von Begriffen. Als ein zweiter, nicht unmaßgeblicher Einflussfaktor für die Herausbildung der Begriffsgeschichte erwiesen sich Diskussionen innerhalb einiger Fachdisziplinen. Diese vollzogen sich zwischen »positivistischen« und »historischen« Forschungsrichtungen über die Verwendbarkeit moderner Fachtermini in geschichtlichen Kontexten, wie etwa bei dem Streit zwischen dem Rechtshistoriker Otto von Gierke (1841–1921) und dem Rechtspositivisten Paul Laband (1838–1918) über die Angemessenheit solcher modernen Kategorien wie »Staat« und »Gesellschaft« in der Beschreibung des mittelalterlichen Rechtswesens.[20] Die Debatten drehten sich im Kern um die Frage, inwiefern historisch arbeitende Geisteswissenschaften auf die Reflexion des zeitbedingten sprachlichen Status ihrer Methoden und der Erkenntnis angewiesen sind; eine Frage freilich, die in

Literaturwissenschaft als Begriffsgeschichte, Hamburg 2010 (Archiv für Begriffsgeschichte, Sonderheft 8), S. 43–52 und neuerdings Ernst Müller/Falko Schmieder, *Begriffsgeschichte und historische Semantik. Ein kritisches Kompendium*, Berlin 2016.

13 Vgl. Jörn Leonhard, *Liberalismus. Zur historischen Semantik eines europäischen Deutungsmusters*, München 2001, S. 28.

14 Rudolf Eucken, *Geschichte und Kritik der Grundbegriffe der Gegenwart*, Leipzig 1878, S. V (2. völlig umgearb. Aufl. 1893 unter dem Titel: *Die Grundbegriffe der Gegenwart. Historisch und kritisch entwickelt*, ab 3. umgearb. Aufl. 1904 unter dem Titel: *Geistige Strömungen der Gegenwart*. Engl. Übers.: *The Fundamental Concepts of Modern Philosophic Thought. Critically and Historically Considered*, New York 1880; *Main Currents of Modern Thought. A Study of the Spiritual and Intellectual Movements of the Present Day*, London 1912).

15 Eucken, *Grundbegriffe der Gegenwart*, S. V.

16 Gustav Teichmüller, *Studien zur Geschichte der Begriffe*, Berlin 1874, S. V.

17 Vgl. etwa die postum erschienene Abhandlung Friedrich Adolf Trendelenburg, »Zur Geschichte des Wortes Person. Eingeführt von Rudolf Eucken«, in: *Kant-Studien* 13 (1908), S. 1–17, hier S. 16.

18 Vgl. Ulrich Dierse, »Verstehen der Geschichte und Vernehmen der Sprache. Von Dilthey und Yorck zu Heidegger«, in: Gudrun Kühne-Bertram (Hg.), *Dilthey und die hermeneutische Wende in der Philosophie*, Göttingen 2008, S. 137–152.

19 Vgl. etwa Fritz Mauthner, *Wörterbuch der Philosophie. Neue Beiträge zu einer Kritik der Sprache*, 1. Auflage in 2 Bänden, München 1910–1911 (Nachdruck Zürich 1980), 2. vermehrte Auflage in 3 Bänden, Leipzig 1923–1924.

20 Vgl. Oexle, »›Begriffsgeschichte‹ – eine noch nicht begriffene Geschichte«, S. 393.

veränderter Form in den 1960er Jahren unter dem Label der »linguistischen Wende« wiederkehren wird.[21]

Als ein dritter Vorläufer kann die sprachwissenschaftliche Forschung gelten, wie sie etwa um 1900 in der *Zeitschrift für deutsche Wortforschung*[22] oder in Otto Ladendorfs (1873–1911) *Historischem Schlagwörterbuch*[23] ihren Niederschlag fand. Ausgangspunkt dieser Untersuchungen war die Beschäftigung mit dem emotionalen und erfahrungsabhängigen Gehalt von Schlag- und Modewörtern, der mit dem rationalen Gehalt des Wortursprungs konkurriert.[24] Diese Strömung war indes nicht ideen- bzw. geistesgeschichtlich ausgerichtet: Ihre Analyse begrifflicher Sprachtrends bewegte sich stets im Horizont gegenwärtiger Fragestellungen.

Von Anfang an war die begriffsgeschichtliche und historisch-semantische Forschung mit dem Wunsch verbunden, die gewonnenen Ergebnisse in Form von Überblickswerken einer größeren, philosophisch geschulten Öffentlichkeit zugänglich zu machen. Obwohl also etwa Rudolf Eucken eine umfassende *Geschichte und Kritik der Grundbegriffe der Gegenwart* darzulegen versprach, konzentrierte sich doch die überwiegende Mehrzahl der semantischen Analysen weiterhin vornehmlich auf die Geschichte der Fachterminologie ihrer jeweiligen akademischen Disziplinen.[25]

Was den Entstehungszeitraum anbelangt, so scheint es, dass erst um 1900 aus dieser vornehmlich terminologiegeschichtlich interessierten Tradition heraus eine neue, stärker geisteswissenschaftlich bzw. allgemein historisch angelegte Strömung erwuchs. Insofern ist Ulrich Dierse zuzustimmen, wenn er feststellt, dass die »Begriffsgeschichte als *Begriffsgeschichte* [...] ganz wesentlich von der Voraussetzung [lebt], daß es darauf ankommt, [...] Begriffe und Sprache als Mittel zum Aufschluß des jeweiligen Denkens und der jeweiligen Welt zu berücksichtigen, und zwar als nicht nur vermittelndes, sondern auch als gestaltend-wirkendes Medium.«[26] Nicht mehr nur philosophiegeschichtlich relevante Begriffe sollten fortan im Zentrum der Aufmerksamkeit stehen, sondern auch solche »Schlagworte« wie »Nation«, »Nationalismus«, »Öffentlichkeit«, »Imperialismus« oder »Fortschritt«, wie es 1920 der Wiener Neuzeithistoriker Wilhelm Bauer (1877–1953) forderte.[27]

II. DAS PROBLEM DES ›HISTORISMUS‹

Die Bedeutung des ›Historismus‹ für die Entwicklung der Historischen Semantik und insbesondere der Begriffsgeschichte ist indes nicht nur von den Befürwortern, sondern auch von ihren Kritikern stets betont worden. So prophezeite Hans-Ulrich Wehler bekanntlich seinem Bielefelder Kollegen, dass die begriffsgeschichtliche Methode »schon auf mittlere Sicht in die historistische Sackgasse führen«[28] werde. Hier wurde freilich ›Historismus‹ und dessen »Schrumpfformen«[29] in erster Linie mit hermeneutischem Verstehen und Einfühlen assoziiert, was wiederum gleichgesetzt wurde mit Theoriefeindlichkeit und blutleerer ideengeschichtlicher Gegenwartsverweigerung.[30]

Doch der Bezug zum ›Historismus‹ in der Entwicklung der Historischen Semantik war kein bloßer Wiederbelebungsversuch. Auch ist es nicht mein Anliegen, nun den endgültigen Beweis zu erbringen, dass die Begriffsgeschichte lediglich eine rückwärtsgewandte Form des ›Historismus‹ sei oder gar dass die ver-

21 Vgl. Reinhart Koselleck, »Stichwort: Begriffsgeschichte«, in: Ders., *Begriffsgeschichten. Studien zur Semantik und Pragmatik der politischen und sozialen Sprache. Mit zwei Beiträgen von Ulrike Spree und Willibald Steinmetz sowie einem Nachwort zu Einleitungsfragmenten Reinhart Kosellecks von Carsten Dutt*, Frankfurt a. M. 2006, S. 99–102, hier S. 101.

22 Hg. von Friedrich Kluge und Werner Betz, Berlin 1900–1914. Später von Erich Rothacker wiederbegründet, ebd. 1960–1963.

23 Vgl. Otto Ladendorf, Historisches Schlagwörterbuch. *Ein Versuch*, Straßburg/Berlin 1906.

24 Vgl. ebd., S. VII.

25 Vgl. auch Rudolf Eucken, *Geschichte der philosophischen Terminologie*, Leipzig 1879.

26 Dierse, »Wann und warum entstand die Begriffsgeschichte«, S. 51.

27 Vgl. Wilhelm Bauer, »Das Schlagwort als sozialpsychologische und geistesgeschichtliche Erscheinung«, in: *Historische Zeitschrift* 122 (1920), S. 189–240.

28 Hans-Ulrich Wehler, »Geschichtswissenschaft heute«, in: Jürgen Habermas (Hg.), *Stichworte zur geistigen Situation der Zeit*. Bd. 2, Frankfurt a.M. 1979, S. 709–753, hier S. 725 Anm. 23. Dieser Vorwurf findet sich bereits früher in Ders., »Probleme der modernen deutschen Sozialgeschichte«, in: Ders. (Hg.), *Krisenherde des Kaiserreichs*, Göttingen 1970, S. 313–323, hier S. 320 (nur in der ersten Aufl.).

29 Helmut Berding, »Begriffsgeschichte und Sozialgeschichte«, in: *Historische Zeitschrift* 223 (1976), S. 98–110, hier S. 107. Berding grenzt sich jedoch von einer solchen vereinfachenden Beschreibung der Begriffsgeschichte ab.

30 Vgl. Christof Dipper, »Die ›Geschichtlichen Grundbegriffe‹. Von der Begriffsgeschichte zur Theorie der historischen Zeiten«, in: *Historische Zeitschrift* 270 (2000), S. 281–308, hier S. 282 f.

meintlich »besiegten« Historisten letztlich doch »die Geschichte« geschrieben haben. Im Gegenteil: die kritische Auseinandersetzung mit einem als problematisch erkannten ›Historismus‹ stellte vielmehr – so meine These – einen Initialimpuls für die Beschäftigung mit der Historischen Semantik dar, ebenso wie dieses Problem immer wieder zur Weiterentwicklung der semantischen Methode Anlass gab. Der ›Historismus‹ war vielmehr eine der wichtigsten »Ressourcen«[31] (Mitchell G. Ash) für die Weiterentwicklung und lang anhaltende Konjunktur der Historischen Semantik. Oder mit den Worten Helmut Berdings: die Begriffsgeschichte war eine »Selbstkritik des Historismus«.[32] Natürlich waren auch andere, je unterschiedliche Ressourcen von Bedeutung, auf die hier nicht eingegangen werden kann. Doch die kritische Bezugnahme auf den ›Historismus‹ ist allen Ansätzen gemein und erlaubt ihren Vergleich.

›Historismus‹ ist freilich umstrittene Analysekategorie und vieldeutiger Quellenbegriff zugleich.[33] Die von Jörn Rüsen und Friedrich Jaeger vorgelegte Beschreibung des ›Historismus‹ als »disziplinäre Matrix« der deutschsprachigen Geschichtswissenschaft des 19. und frühen 20. Jahrhunderts, mit ihren zentralen Merkmalen des einfühlenden Verstehens, des methodischen Individualismus und der erzählenden Darstellung,[34] erfuhr in den letzten Jahrzehnten zunehmend Konkurrenz von Ansätzen, welche die prekäre Stabilität sowie die innere Spannung und Widersprüchlichkeit des ›Historismus‹ in den Blick nahmen. Demnach vereinigte der ›Historismus‹ als Wissenschaftskonzeption zwei unterschiedliche und mitunter widerstreitende Wahrheitsdiskurse miteinander. Die aus dem Deutschen Idealismus entlehnte Vorstellung einer geschichtlichen Wirkmächtigkeit überzeitlicher, gleichsam »ewiger« Ideen wurde verbunden mit einem an Verlaufskategorien orientierten, empirischen und historisierenden Denken.[35]

Mit anderen Worten findet sich einerseits in der Historischen Schule des 19. Jahrhunderts der bereits in der Aufklärungszeit vorhandene Wahrheitsdiskurs einer »ständigen Selbstnegierung« (Peter Osborne[36]), oder wie man mit Daniel Fulda und Niklas Luhmann sagen könnte, ein durch Kommunikationsschemata und Institutionen in einem bestimmten sozialen System fest etabliertes Kulturmuster vor allem zeitlicher, aber auch sachlicher und sozialer »funktionaler Differenzierung«. Andererseits sollten die Folgen dieser Historisierung, etwa die auch von Koselleck thematisierte Vorstellung einer alles relativierenden Beschleunigung, durch einen idealistischen Wahrheitsdiskurs überzeitlicher Ideen in Schach gehalten und damit auch die zeitliche Dynamik im Entwicklungs- bzw. Fortschrittsgedanken kanalisiert werden. Diesen »Kompensationsversuch«[37] hat Wolfgang Hardtwig deshalb zu Recht als »*letzte Religion* der Gebildeten Europas«[38] bezeichnet, denn er garantierte in einer durch die »funktionale Differenzierung« zunehmend als beschleunigt und »entwurzelt« wahrgenommenen Umwelt das transzendentale Obdach ewiger Werte und Ideen. Im Historismus wurde also – wie Hans-Georg Gadamer insbesondere in Bezug auf den historistischen Philosophen Wilhelm Dilthey feststellte – »die Erforschung der geschichtlichen Vergangenheit *als Entzifferung und nicht als*

31 Vgl. Mitchell G. Ash, »Wissenschaft und Politik als Ressourcen füreinander«, in: Frank-Rutger Hausmann (Hg.), *Die Rolle der Geisteswissenschaften im Dritten Reich 1933–1945*, München 2002, S. 32–51.

32 Berding, *Begriffsgeschichte und Sozialgeschichte*, S. 107.

33 Dieser schillernde Begriff galt schon den Zeitgenossen aufgrund seiner Bedeutungsfülle als kaum definierbar (vgl. etwa Karl Heussi, *Die Krisis des Historismus*, Tübingen 1932, S. 15 oder Otto Hintze, »Troeltsch und die Probleme des Historismus. Kritische Studien«, in: *Historische Zeitschrift* 135 (1927), S. 188–239, hier S. 190). Hier wird der Begriff im Sinne einer »grundsätzlichen Historisierung unseres Wissens und Denkens« verwendet, wie er zuerst von Ernst Troeltsch geprägt wurde in Abgrenzung zum historistischen Relativismus und der gleichnamigen deutschen Historiographietradition (vgl. Ernst Troeltsch, *Der Historismus und seine Probleme*. Erstes [einziges – PT] Buch: *Das logische Problem der Geschichtsphilosophie*, Tübingen 1922 (Gesammelte Schriften 3), S. 9). Zu seiner Begriffsgeschichte vgl. Georg G. Iggers, »Historismus – Geschichte und Bedeutung eines Begriffs. Eine kritische Übersicht der neuesten Literatur«, in: Gunter Scholtz (Hg.), *Historismus am Ende des 20. Jahrhunderts. Eine internationale Diskussion*, Berlin 1997, S. 102–126 und Annette Wittkau, *Historismus. Zur Geschichte des Begriffs und des Problems*, Göttingen 1992. Vgl. auch Otto Gerhard Oexle, »›Historismus‹. Überlegungen zur Geschichte des Phänomens und des Begriffs«, in: Ders., *Geschichtswissenschaft im Zeichen des Historismus. Studien zu Problemgeschichten der Moderne*, Göttingen 1996, S. 41–72; Johannes Heinßen, *Historismus und Kulturkritik. Studien zur deutschen Geschichtskultur im späten 19. Jahrhundert*, Göttingen 2003; Frederick C. Beiser, *The German Historicist Tradition*, Oxford [u.a.] 2011.

34 Vgl. Jörn Rüsen/Friedrich Jaeger, *Geschichte des Historismus. Eine Einführung*, München 1992.

35 Vgl. Franziska Metzger, *Geschichtsschreibung und Geschichtsdenken im 19. und 20. Jahrhundert*, Bern 2011, S. 113–140.

36 Vgl. Peter Osborne, *The Politics of Time. Modernity and Avant-Garde*, London 1995.

37 Ebd., S. 139.

38 Vgl. Rüsen/Jaeger, *Geschichte des Historismus*, S. 78.

geschichtliche Erfahrung gedacht«,[39] wodurch jedoch »die zeitliche Struktur des Verhältnisses von Gegenwart und Vergangenheit ins Räumliche«[40] gewendet wurde. Da somit zeitliche Verläufe hinsichtlich ihrer individuell bestimmbaren, inneren Qualitäten betrachtet und entsprechend die Geschichte als ein nur noch zu lesender, aber in jedem Fall sinnvoller Text verstanden wurde, hatte die Sprache aufgrund der hermeneutischen Methode des Historismus gleichsam die Rolle eines Stabilisierungsinstruments oder einer Art »Kitt« inne, die beide genannten Wahrheitsdiskurse miteinander verband. Die Entstehung der Historischen Semantik und der Begriffsgeschichte ist deshalb – so meine These – nicht nur, wie schon von Koselleck selbst dargelegt, mit der Infragestellung der Vorstellung ewiger Ideen in Verbindung zu bringen, sondern viel stärker noch mit der Frage, wie mit der relativierenden Dynamik historisierenden Denkens umzugehen sei, die mit der Delegitimierung der idealistischen Komponente des Historismus freigesetzt wurde.

Die Gründe für diese bereits mit der Hochmoderne einsetzenden Delegitimierung waren vielfältig und ihre Wirkungen von unterschiedlicher Reichweite. In den zeitgenössischen Diskussionen der 1920er Jahre wurde dies nicht selten als ein Problem wahrgenommen, das die ganze Kultur und Gesellschaft umfasste. Karl Mannheim, dessen Bedeutung für die Entwicklung der Begriffsgeschichte nicht hoch genug eingeschätzt werden kann, meinte etwa 1924 in Hinblick auf das »Prinzip« Historismus: »Man kann heute keine Politik treiben, keinen Menschen verstehen […], ohne alle jene Realitäten, die uns dabei entgegentreten, als dynamisch gewordene und werdende zu hinzunehmen.«[41] Dieser auch im »alltäglichen Leben« notwendig gewordene Umgang mit Kontingenz und Werterelativismus war zugleich – wie der Theologe Ernst Troeltsch erkannte – die »Historisierung unseres ganzen Wissens und Empfindens der geistigen Welt, wie sie im Laufe des neunzehnten Jahrhunderts geworden ist.«[42] Die von Troeltsch infolgedessen diagnostizierte »Krise des Historismus« war demnach zweierlei: einerseits eine Infragestellung des Historismus als Wissenschaftskonzeption, wie sie vor allem im deutschsprachigen Raum Verbreitung gefunden hatte, und andererseits eine »Krise der Wirklichkeit«,[43] welche das Korrespondenzverhältnis der beiden Wahrheitsdiskurse von überzeitlichen Ideen und einer sich ständig im Fluss befindlichen Wirklichkeit zunächst zugunsten der Historisierung auflöste. Daniel Fulda zufolge ist diese Denkfigur der Historisierung deshalb ein zentrales »Kulturmuster« der Moderne, weil es nach der Krise des Historismus als nunmehr »freies Radikal« die Formulierung zentraler Problemstellungen des 20. Jahrhunderts allererst ermöglichte: etwa dasjenige des Wertrelativismus, der Kontingenz oder der von Theodor Lessing thematisierten »Geschichte als Sinngebung des Sinnlosen«.[44] Dieses Kulturmuster bahnte aber auch den Weg für die Beschwörung dem geschichtlichem Verlauf enthobener Mythen, Metaphern und Konzepte, die einem anti-historistischen »radikalen Ordnungsdenken«[45] entsprangen.

Mit Bezug auf die Sprache brachte diese Freisetzung des Kulturmusters der ›Historisierung‹ drei Differenziale hervor, die Lucian Hölscher als Grundpfeiler von Reinhart Kosellecks nie vollständig ausformulierter »Theorie der Differenz« beschrieben hat, die aber, wie ich denke, auch auf die anderen Vertreter der Historischen Semantik anwendbar sind.[46]

Zunächst findet sich das Differential von Wort und Objekt: das historistische Grundvertrauen in eine im Wesentlichen stabile Beziehung zwischen Sprache und Welt wurde vor allem von de Saussure infrage

39 Hans-Georg Gadamer, *Wahrheit und Methode*, 7. Aufl. (durchges.) Tübingen 2010, S. 245.

40 Vgl. Hannelore Schlaffer/Heinz Schlaffer, *Studien zum ästhetischen Historismus*, Frankfurt a.M. 1975, S. 13.

41 Karl Mannheim, »Historismus« [1924], in: Ders., *Wissenssoziologie. Auswahl aus dem Werk*, Neuwied/Berlin 1970, S. 246–307, hier S. 246. Vgl. auch Reinhard Laube, *Karl Mannheim und die Krise des Historismus. Historismus als wissenssoziologischer Perspektivismus*, Göttingen 2004 (Veröffentlichungen des Max-Planck-Instituts für Geschichte, Bd. 196).

42 Ernst Troeltsch, »Die Krisis des Historismus«, in: *Die Neue Rundschau. XXXIII. Jahrgang der freien Bühne* 1 (1922), S. 572–590, hier S. 573.

43 Otto Gerhard Oexle, »Krise des Historismus, Krise der Wirklichkeit. Eine Problemgeschichte der Moderne«, in: Ders. (Hg.), *Krise des Historismus, Krise der Wirklichkeit*, Göttingen 2007 (Veröffentlichungen des Max-Planck-Instituts für Geschichte; 228), S. 11–116.

44 Vgl. Theodor Lessing, *Geschichte als Sinngebung des Sinnlosen: oder Die Geburt der Geschichte aus dem Mythos*, 4., völlig umgearb. Aufl. Leipzig 1927.

45 Vgl. Lutz Raphael, »Radikales Ordnungsdenken und die Organisation totalitärer Herrschaft. Weltanschauungseliten und Humanwissenschaftler im NS-Regime«, in: *Geschichte und Gesellschaft* 27 (2001), S. 5–40.

46 Lucian Hölscher, »The Theoretical Foundations of ‹Begriffsgeschichte‹ (History of Concepts)«, in: *Cultura. Revista de história e teoria das ideias* 8 (1996), S. 23–38.

gestellt und hatte für den Historiker die Konsequenz, semantischen und sozialen Wandel nicht mehr gleichsetzen zu können (wie zuvor im Fortschrittsbegriff). Dies entspräche in der Terminologie Luhmanns einer sachlichen funktionalen Differenzierung.[47] Zweitens sind nun nicht mehr die Ideen die Faktoren der Realität, sondern die mit Emotionen oder Erfahrungen angereicherten »Schlagwörter« und Wendungen (Differenzierung hinsichtlich sozialer Wirkung). Drittens erscheinen aber gerade diese Schlagwörter oder Grundbegriffe sich von einfachen Worten dadurch zu unterscheiden, dass sie nicht mehr klar definierbar sind und ihr Verständnis der Rückbindung an einen konkreten Kontext erfordert (zeitliche Differenzierung). Besonders der letzte Punkt findet sich bereits in den frühsten begriffsgeschichtlichen Ansätzen, die innerhalb der Philosophie als Kritik an Hegels Systemdenken entstanden.

III. ZWISCHEN »ANTIHISTORISTISCHER REVOLUTION« UND KONSEQUENTER HISTORISIERUNG

Ich möchte nun auf vier Vertreter der Historischen Semantik aus dem deutschsprachigen Raum eingehen, die anders als manche sprachkritische, linguistische oder philosophische Ansätze der Historischen Semantik auch die beiden anderen Differenziale, nämlich den Hiatus von Sprache und Welt bzw. die Faktor-Funktion der Sprache, zum Ausgangspunkt ihrer Überlegungen machten.

Der erste Historiker, der sich systematisch mit der Anwendbarkeit der um die Jahrhundertwende aufgekommenen Schlagwortforschung beschäftigte, war der Wiener Neuzeitforscher Wilhelm Bauer (1877–1953).[48] Bauer war früh in Kontakt mit der großdeutsch-völkischen ›Schönerer-Bewegung‹ gekommen, die sich zur Aufgabe gemacht hatte, die vorgebliche ›Entartung‹ der deutschen Sprache und Kultur durch die ›kosmopolitische‹, ›liberale‹ und ›amoralische‹ ›jüdische‹ Presse anzuprangern. Aber auch wesentlich liberaler gesinnte Intellektuelle des Wiener *Fin de siècle* wie Sigmund Freud, Ernst Mach, und Ludwig Wittgenstein waren von der Existenz einer Sprachkrise überzeugt, die in Hugo von Hofmannsthals Chandos-Brief von 1902 ihren wohl berühmtesten Niederschlag fand. Diese verschiedenen Wahrnehmungen einer Sprachkrise thematisierten die Unmöglichkeit, die Erfahrung einer sich rapide wandelnden, pluralistischen und richtungslosen Gesellschaft durch die Sprache zum Ausdruck zu bringen. Dieses Auseinandertreten von Wort und Objekt, von semantischer Struktur und politisch-sozialen Verhältnissen problematisierte und kritisierte Bauer zusammen mit seinem Wiener Kollegen und engen Freund Heinrich Ritter von Srbik. Im Rahmen ihrer ›gesamtdeutschen Geschichtsauffassung‹ sollten alle wissenschaftlichen und publizistischen Bemühungen darauf ausgerichtet sein, die Einheit der deutschen Nation auf staatlicher Ebene wieder herbeizuführen. Ihr Ziel war – vereinfachend gesagt – die vollständige Verwirklichung des Begriffs des ›Nationalstaats‹; sie litten darunter, dass Semantik und soziopolitische Wirklichkeit nicht deckungsgleich waren. Die moderne Sprachpolitik, die Bauer zufolge sich verschiedenster bedeutungsleerer, aber deshalb umso stärker emotional aufgeladener Schlagworte zur Beeinflussung der öffentlichen Meinung bediene, wurde so nicht nur zu seinem zentralen Forschungsgebiet, sondern auch wichtiger Teil seiner politischen Betätigung.[49] Ein Wort werde dann zum Schlagwort, wenn der ursprünglich klar umrissene rationale Bedeutungsinhalt vor allem in Krisenzeiten durch einen emotionalen Symbolgehalt überlagert und schließlich verdrängt wird. Ihre »Eingängigkeit für die Massen«[50] gewinnen die Schlagwörter aber gerade durch diese *Vieldeutigkeit*: sie können nun mit den verschiedensten emotionalen »Bildern« verknüpft werden und bieten so »die einzig richtige Sprache, in der man zu der Menge sprechen

47 Vgl. zur »funktionalen Differenzierung« etwa Niklas Luhmann, *Soziologische Aufklärung*. Teil 4: *Beiträge zur funktionalen Differenzierung der Gesellschaft*, Wiesbaden [4]2009, insb. S. 13–68 und Ders. (Hg.), *Soziale Differenzierung. Zur Geschichte einer Idee*, Opladen 1985.

48 Vgl. Martin Scheutz, »›Deutschland ist kein ganzes Deutschland, wenn es nicht die Donau, wenn es Wien nicht besitzt‹. Der Wiener Neuzeithistoriker Wilhelm Bauer (1877–1953), ein Mann mit vielen Gesichtern«, in: Karel Jan Hruza (Hg.), *Österreichische Historiker 1900–1945. Lebensläufe und Karrieren in Österreich, Deutschland und der Tschechoslowakei in wissenschaftsgeschichtlichen Porträts*, Wien 2008, S. 247–281.

49 So war Bauer etwa Mitglied der Großdeutschen Volkspartei sowie des antisemitischen und NS-freundlichen »Deutschen Klubs« und publizierte regelmäßig in verschiedenen österreichischen Tageszeitungen. Vgl. Gernot Heiss, »Die ›Wiener Schule der Geschichtswissenschaft‹ im Nationalsozialismus: ›Harmonie kämpfender und Rankescher erkennender Wissenschaft‹?«, in: Mitchell G. Ash/Wolfram Nieß/Ramon Pils (Hg.), *Geisteswissenschaften im Nationalsozialismus. Das Beispiel der Universität Wien*, Göttingen 2010, S. 397–426, hier S. 403 et passim.

50 Bauer, »Das Schlagwort«, S. 223, 234.

kann«.[51] Je nach politisch-sozialem Kontext ihres Gebrauchs geht von den Schlagwörtern dann eine »betäubende Kraft« aus, die »alle logischen Gegengründe nieder[schlägt]«.[52] Spätere Überlegungen zur »Demokratisierung«, »Ideologisierbarkeit« und »Politisierung« von Begriffen – so scheint es – sind hier bereits vorweggenommen. Bauer hatte damit Teil an einem Paradigmenwechsel um 1900, der, inspiriert durch Gustave Le Bons, Wilhelm Wundts und Karl Lamprechts »massenpsychologische« und Otto Ladendorfs sprachgeschichtliche Fragestellungen, eine »Hinwendung zum Individuum in seiner sozialen Verflechtung«[53] vollzog. Ähnlich wie auch Friedrich Meinecke und Heinrich von Srbik wollte er damit das historistische Gleichgewicht zwischen Idealismus und Historisierung wieder herstellen und die Kluft zwischen Wort und Objekt schließen.

Eine Anknüpfung, aber auch eine Art Gegenentwurf hierzu stellte die »semantische Geschichtsforschung« des deutsch-jüdischen Mittelalterhistorikers Richard Koebner (1885–1958) dar.[54] Durch die nationalsozialistischen Rassengesetze aus Deutschland vertrieben, entwickelte er im Jerusalemer Exil seinen Ansatz einer historischen Semantik, der sich als »kritischer Kommentar zum populären Geschichtsbewußtsein«[55] verstand und das gängige Geschichtswissen zu entmystifizieren suchte.[56] Insbesondere seine nach dem Zweiten Weltkrieg auf Englisch publizierten Studien zu den Begriffen *Empire* und *Imperialism*[57] erregten die Aufmerksamkeit der britischen Historikerschaft,[58] während seine Werke in Deutschland bis heute weitgehend unbekannt geblieben sind (Koselleck kannte jedoch zumindest seit Ende der 1960er Jahre einen programmatischen Text von Koebner[59]). Koebner hatte in den frühen 1920er Jahren Wilhelm Bauers Werk rezipiert,[60] und modifizierte es in Anlehnung an Kurt Breysigs Kulturgeschichte sowie Richard Hönigwalds und Ernst Cassirers neu-kantianische Sprachphilosophie dahingehend, dass Koebner nicht nur nach der Wirkmächtigkeit von politischen Schlagworten fragte, sondern auch den »Wortschatz des historischen Bewusstseins« in den Blick nahm, dessen Begriffe den »Platz des Menschen im Fortschritt der Zeiten und in den Wechselfällen der Geschichte«[61] bestimmen. Hatte Koebner zunächst noch in seiner Habilitations-Schrift von 1920 mit dem Begriff der »Volksgemeinschaft« das frühmittelalterliche Stadtwesen Kölns beschreiben wollen, was Arno Koselleck als unhistorische Missachtung der sich stetig wandelnden Quellensprache kritisierte,[62] so entwickelte Koebner nicht zuletzt angesichts der Schrecken der NS-Herrschaft ein Bewusstsein für den Hiatus von mystifizierendem, verblendendem Geschichtsbild und geschichtlicher Realität und damit zugleich die Überzeugung, dass es die zentrale Aufgabe der Geschichtswissenschaft sei, das sich ständig wandelnde populäre Geschichtsbewusstseins zu kritisieren und korrigieren. Eine Überzeugung übrigens, die Koebner auch mit dem Mitbegründer der *Annales*-Schule Marc Bloch teilte,[63] der Koebners »begriffsgeschichtliche[r] Arbeit«[64] in einer Rezension bescheinigte, ganz im Einklang mit den methodischen Forderungen der *Annales*, der

51 Ebd., S. 223.
52 Ebd., S. 225.
53 Fritz Fellner, *Geschichtsschreibung und nationale Identität. Probleme und Leistungen der österreichischen Geschichtswissenschaft*, Wien 2002, S. 65.
54 Vgl. Dieter Langewiesche, »›Zeitwende‹ – eine Grundfigur neuzeitlichen Geschichtsdenkens: Richard Koebner im Vergleich mit Francis Fukuyama und Eric Hobsbawm«, in: Ders., *Zeitwende. Geschichtsdenken heute*, Göttingen 2008, S. 41–55. Vgl. auch Reinhart Koselleck, »Die Geschichte der Begriffe und Begriffe der Geschichte«, in: Ders., *Begriffsgeschichten*, S. 56–76.
55 Vgl. Richard Koebner, »Wortbedeutungsforschung und Geschichtsschreibung« [1953], in: Ders., *Geschichte, Geschichtsbewußtsein und Zeitwende. Vorträge und Schriften aus dem Nachlaß*, hg. v. Inst. für Dt. Geschichte d. Univ. Tel Aviv in Zusammenarbeit mit d. Richard-Koebner-Lehrstuhl für Dt. Geschichte an d. Hebr. Univ. Jerusalem u. H. D. Schmidt, Gerlingen 1990, S. 260–274, hier S. 274.
56 Vgl. Langewiesche, »Zeitwende«, S. 52.
57 Vgl. Richard Koebner, *Empire*, Cambridge 1961 und Ders./Helmut Dan Schmidt, *Imperialism. The Story and Significance of a Word 1840–1960*, Cambridge 1964.
58 Vgl. etwa Herbert Butterfield, Richard Koebner, in: Koebner/Schmidt, *Imperialism*, S. V–VI. Vgl. auch Helmut Dan Schmidt, »Richard Koebner (1885–1958). Von Breslau nach Jerusalem«, in: Koebner, *Geschichte, Geschichtsbewußtsein und Zeitwende*, S. 11–21, hier S. 20.
59 Vgl. Reinhart Koselleck, *Vergangene Zukunft. Zur Semantik geschichtlicher Zeiten*, Frankfurt a.M. 1979, S. 109.
60 Vgl. Richard Koebner, »Geschichtsphilosophie. Methodenlehre. Historiographie«, in: *Jahresberichte der deutschen Geschichte* 4 (1921), Breslau 1923, S. 2–17, hier S. 12.
61 Koebner, »Wortbedeutungsforschung und Geschichtsschreibung«, S. 261.
62 [Arno] Koselleck, (Rez.) »Richard Koebner, Die Anfänge des Gemeinwesens der Stadt Köln. Zur Entstehung und ältesten Geschichte des deutschen Städtewesens. Bonn 1922«, in: *Historische Vierteljahrsschrift* 21 (1922/23), S. 349–354, hier S. 352.
63 Vgl. Ulrich Raulff, *Ein Historiker im 20. Jahrhundert. Marc Bloch*, Frankfurt a. M. 1995, S. 259f.
64 Richard Koebner, »Zur Begriffsbildung der Kultur-Geschichte. Teil II. Zur Geschichte des Begriffs »Individualismus« (Jacob Burckhardt, Wilhelm von Humboldt und die französische Soziologie)«, in: *Historische Zeitschrift* 149 (1934), S. 253–293, hier S. 253.

»sicherste Weg [zu sein], um auf die Realität zuzugreifen«.[65] Was Koebner jedoch von Bloch unterschied, war sein Zeitverständnis. Blochs innovativer Blick auf Zeiterfahrungen und Zeitdeutungen war von der Annahme geleitet, dass die zugrundeliegende »wirkliche Zeit« diejenige einer »kontinuierlichen Veränderung« sei,[66] also lineare Verlaufs-Zeit im Sinne des traditionellen fachwissenschaftlichen Historismus. Auch für Koebner war die Analyse temporaler Semantiken zentral, doch er ging noch einen Schritt weiter als Bloch, wenn er aus dem erzwungenem Abstand des Jerusalemer Exils heraus auch die Zeitvorstellungen seiner Gegenwart einer Historisierung bzw. funktional-differenzierenden Betrachtung unterwarf. Koebner historisierte die Temporalstruktur des modernen Geschichtsbewusstseins, indem er die Behauptung ihres vorgeblich »natürlichen« oder anthropologischen Charakters bestritt und sie als eine »Ideologie der Zeitwende« kritisierte, die nicht zuletzt soziopolitischen Zwecken diene.[67] Den politischen Bewegungen vor allem des 20. Jahrhunderts sei demnach der Wunsch zur Herbeiführung eines radikalen Bruchs mit der Vergangenheit, also einer »Zeitwende«, gemeinsam, was zur Etablierung einer gleichsam ewigen, im wesentlichen gleichbleibenden Gegenwart im Sinne der jeweiligen politischen Vorstellung führen solle.

Durchaus nahe an einem zentralen Topos des jüdischen Geschichtsdenkens, den Dan Diner als »Ubiquität in Raum und Zeit«[68] beschrieben hat, stellte er zusammen mit seiner Frau und Hönigswald-Schülerin Gertrud Koebner die diesem präsentistischen Chronotop der »Zeitwende« entgegengesetzte Metapher der »Wellen« auf.[69] Sie dient der Beschreibung des Verhältnisses von Veränderung und Kontinuität, indem sie die Wellen mit dem Werden und Vergehen vor dem Hintergrund der »in jedem Moment ruhenden Ewigkeit« des doch stets sich wandelnden Meers assoziiert. Zwar wendet sich diese Vorstellung gegen radikale Brüche mit der Vergangenheit, die zu einer Gegenwart führen, die alle anderen Zeiten überdeckt, aber es zeigt sich allerdings auch darin eine in allen hier angesprochenen semantischen Methoden vorhandene Hinwendung zum Gegenwärtigen oder genauer gesagt: zum sich Wiederholenden. Koebner zielt allerdings nicht wie Bauer auf die autoritäre Überwindung der vermeintlichen »Entartung« und Entfremdung der Sprache von der Realität, sondern gerade auf die ständige Korrektur und das Umschreiben des dominierenden Geschichtsbildes und damit auf den konstruktivistischen Charakter der Geschichtswissenschaft. Hier zeigt sich eher die Vorwegnahme eines pluralistischen Verständnisses des Topos der »Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen«, wie sie Achim Landwehr vorschwebt.[70] Denn anders als Koselleck, der in den Begriffen selbst angelegte Bedeutungsschichten postulierte, setzte Koebner auf eine stets konsequente Kontextualisierung inhaltlich unbestimmter Worte, deren Faktor-Funktion er ähnlich wie Bauer vor allem auf ihre emotionalen »Färbungen« zurückgeführte.[71] Diese Vorstellung soll hier versuchsweise als »pluritemporal« bezeichnet werden, weil sie temporale Semantiken stets allein in Abhängigkeit der konkreten historischen Situation betrachtete und bestrebt war, gängige historiografische Zeitvorstellungen selbst wiederum einer Historisierung zu unterziehen. Mit anderen Worten, er wollte den Historismus durch Historisierung überwinden.[72] Diese Haltung resultierte auch in einer dezidierten Chronopolitik, in der sich Koebner gegen die moderne »Ideologie der Zeitwende« wandte, die er sowohl in den totalitären Ideologien (NS und Stalinismus) als auch im – seiner Meinung nach – übersteigerten Nationalismus von Teilen der Zionistischen Bewegung, besonders aber im zionistischen Messianismus erkannte.

Auch bei Otto Brunner, der am *Österreichischen Institut für Geschichtsforschung* zunächst Schüler und später Kollege von Wilhelm Bauer war, findet sich zwar dieses Bewusstsein für den in der Krise des Historismus sichtbar gemachten Hiatus von Wort und

65 Marc Bloch, »À propos de la colonisation de l‹Allemagne orientale: histoire d‹un mot«, in: Annales d‹histoire économique et sociale 4 (1932), S. 223.

66 Vgl. Raulff, Ein Historiker im 20. Jahrhundert. Marc Bloch, S. 147.

67 Vgl. Langewiesche, »Zeitwende«, S. 42.

68 Vgl. Dan Diner, »Ubiquitär in Raum und Zeit. Annotationen zum jüdischen Geschichtsbewusstsein«, in: ders. (Hg.), Synchrone Welten: Zeitenräume jüdischer Geschichte, Göttingen 2005, S. 13–34.

69 Vgl. Richard und Gertrud Koebner, »Wellen«, in: Zeitschrift für Ästhetik und allgemeine Kunstwissenschaft 17,2 (1972), S. 262. Zur Metapher vgl. Michael Makropoulos, »Meer«, in: Ralf Konersmann (Hg.), Wörterbuch der philosophischen Metaphern, 3., erw. Aufl. Darmstadt 2011, S. 241–252.

70 Vgl. Achim Landwehr, »Von der ›Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen‹«, in: Historische Zeitschrift 295/1 (2012), S. 1–34.

71 Vgl. Koebner, »Wortbedeutungsforschung und Geschichtsschreibung«, S. 261.

72 Zu diesem Motiv vgl. Otto Gerhard Oexle, »L‹historicisation de l‹histoire«, in: Jean-Claude Schmitt (Hg.), Les tendances actuelles de l‹histoire du moyen âge en France et en Allemagne, Paris 2002, S. 31–41.

Objekt, von Sprache und Welt. Doch seine »politische Verfassungsgeschichte« der späten 1930er Jahre war darauf angelegt, gerade diese – vermeintlich durch das »liberale Trennungsdenken«[73] des 19. Jahrhunderts allererst geschaffene – Kluft zu überwinden. Brunner stellte daher in der dritten Auflage seines Hauptwerks *Land und Herrschaft* im Jahr 1943 die Frage, »wie weit germanische Grundgedanken heute noch lebendig sind oder neu zum Leben erweckt wurden,«[74] mithin die Frage nach einer Wiederbelebung und Aktualisierung von Wiederholungsstrukturen, wie er sie in den Grundbegriffen der altgermanischen Volksordnung angelegt sah. Zugleich stellte *Land und Herrschaft* aber auch den Versuch dar, eine weitere Kluft einzuebnen und die oben erwähnten drei Differenzialien samt dem »liberalen Trennungsdenken«, also dem historisierenden Denken, aufzuheben. Wie der israelische Historiker Gadi Algazi dargelegt hat, war Brunner ganz maßgeblich durch das von dem Staatsrechtler Carl Schmitt (1888–1985) entworfene Konzept des »konkreten Ordnungsdenkens« beeinflusst.[75] Brunner ging es in seinem volksgeschichtlichen Ansatz entsprechend darum, das »Politische wieder als allgemeines Ordnungsprinzip«[76] zu begreifen. Demnach war die konkrete politische »Volksordnung, durch die das Volk seine jeweilige geschichtliche Formung erhält«[77], durch »germanische Grundgedanken« bestimmt.[78] Diese »Grundgedanken« sind Brunner zufolge zugänglich durch die Analyse der »Grundbegriffe« eines Volkes, die als Begriffe aus der »Sprache der Quellen« ihre grundlegende und zentrale Rolle dadurch gewinnen, dass sie alle Instanzen des gesellschaftlichen Lebens durchdringen und deren Zusammenhalt ermöglichen. Aus den »Grundbegriffen« lassen sich dann wiederum die Rechte und Herrschaftsbefugnisse, also die jeweilige historische Verfassung, »herleiten«.[79] In Brunners begriffsgeschichtlichen Analysen findet sich also die Tendenz, Grundbegriffe, gesellschaftliches Ordnungsdenken und die faktische politische Ordnung gleichzusetzen. Brunner ging es nicht in erster Linie um »eine Historisierung der Begriffe im Sinne einer entwicklungsgeschichtlichen Herleitung«,[80] sondern lediglich um den Nachweis, dass sie einer bestimmten historischen »konkreten Ordnung« angehörten. Auch eine Unterscheidung von Indikator- und Faktor-Funktion, wie sie schon bei Bauer und Koebner zu finden ist, wird somit hinfällig, denn es gibt keine zeitliche Differenz mehr zwischen beiden Funktionen, wenn Grundbegriff und Volksordnung in eins fallen. Ein solches Identitätsdenken, wie es Brunner dem »volksmäßigen Empfinden«[81] des Mittelalters unterstellt, ist – so könnte man mit Ernst Cassirer sagen – mythisches Denken:[82] Alles steht in einem ganzheitlichen Wirkungszusammenhang, und die Kategorie des »Ideellen« ist wie alles andere auf eine unhintergehbare Gegenwart bezogen. Hier wird die Zugehörigkeit Brunners zu dem Entwurf einer palingenetisch-mythischen Moderne der europäischen Faschismen deutlich, wie sie etwa Roger Griffin beschrieben hat.[83]

Man könnte einwenden, dass Brunner mit seiner Warnung vor dem unkritischen Gebrauch moderner Analysebegriffe für die Beschreibung der Vergangenheit zu den prominentesten Gegnern des Anachronismus und Verfechter der Historisierung gehörte. So zitierte Brunner etwa Hans Freyer, der sich dezidiert gegen die Essentialisierung sozialer Kategorien aussprach: »Es gibt keinen zeitlosen Begriff der menschlichen Gesellschaft überhaupt. Es gibt keine ewige Struktur des menschlichen Zusammenlebens. […] Pointiert ausgedrückt: es gibt kein ›Wesen‹ der Gesellschaft.«[84] Doch Brunner suchte vor allem nach Vorläufern und Vorbildern seiner eigenen Gegenwart. Wie Brunner in der dritten, erweiterten Auflage von 1943 betonte, ging es ihm in seiner Untersuchung

73 Ein von Brunner häufig benutzter Begriff. Siehe Gadi Algazi, *Herrengewalt und Gewalt der Herren im späten Mittelalter*, Frankfurt a.M./New York 1996, S. 107, Anm. 38.

74 Vgl. Otto Brunner, *Land und Herrschaft. Grundfragen der territorialen Verfassungsgeschichte Südostdeutschlands im Mittelalter*, 3., erg. Aufl. Brünn [u.a.] 1943, S. 525.

75 Vgl. Algazi, Herrengewalt, insb. S. 97–127. Vgl. auch ders., »Otto Brunner – ›Konkrete Ordnung‹ und Sprache der Zeit«, in: Peter Schöttler (Hg.), *Geschichtsschreibung als Legitimationswissenschaft 1918–1945*, Frankfurt a.M. 1997, S. 166–203.

76 Brunner, *Land und Herrschaft* ([3]1943), S. 3 Fn. 1.

77 Ebd., S. 188.

78 Ebd., S. 524.

79 Vgl. auch Luise Schorn-Schütte, *Historische Politikforschung. Eine Einführung*, München 2006, S. 74.

80 Reinhard Blänkner, »Begriffsgeschichte in der Geschichtswissenschaft. Otto Brunner und die Geschichtlichen Grundbegriffe«, in: *Forum interdisziplinäre Begriffsgeschichte* 2 (2012), S. 103.

81 Brunner, *Land und Herrschaft* ([3]1943), S. 158.

82 Vgl. etwa Ernst Cassirer, *Philosophie der symbolischen Formen. Zweiter Teil: Das mythische Denken* [1925], Hamburg 2010, S. 47.

83 Vgl. Roger Griffin, *Modernism and Fascism. The Sense of a Beginning under Mussolini and Hitler*, Basingstoke 2007.

84 Hans Freyer, »Gegenwartsaufgaben der deutschen Soziologie«, in: *Zeitschrift für die gesamte Staatswissenschaft* 95 (1935), S. 116–144, hier S. 133. Vgl. Brunner, *Land und Herrschaft* ([3]1943), S. 133.

nicht nur darum, die politische Verfassungsgeschichte der österreichischen Erblande im Spätmittelalter zu schreiben, sondern auch darum, »wie weit germanische Grundgedanken heute noch lebendig sind oder neu zum Leben erweckt wurden.«[85] Und er stellt fest: »Liegt im Königtum und dann bei den Landesherren die politische ›Führung‹, so ist ›Land‹ eine ältere Form der ›Volksgemeinschaft‹.«[86]

Indem Brunner den Grundbegriffen eine feste, kontextunabhängige Bedeutung zuschrieb,[87] d.h. die Begriffe wie ahistorische Ideen betrachtete, die jenseits allen Wandels auf der Wortebene die »innere Volksordnung [bestimmen], durch die das Volk seine jeweilige geschichtliche Ausformung erfährt«,[88] vollzog er – wie Gadi Algazi gezeigt hat – eine zweifache Projektion: einerseits führte Brunner in zeitlicher Hinsicht Begriffe wie ›Grundholde‹ auf konstruierte etymologische Ursprünge (›Huld‹) zurück, wodurch der tatsächliche Wortgebrauch des Spätmittelalters archaisiert und paradoxerweise ganz im Sinne des liberalen Trennungsdenkens monokausal kategorisiert sowie eindeutig gemacht wird. Auf der anderen Seite dehnte Brunner in struktureller Hinsicht ein einzelnes als paradigmatisch postuliertes Modell von Herrschafts-Organisation auf alle anderen Bereiche des sozialen und kulturellen Lebens aus.[89] Brunner leistete also auch in Hinblick auf das Verhältnis von Wort und Begriff einem mythisierten Geschichtsbild sowohl auf der zeitlichen als auch auf der räumlichen Ebene Vorschub. Das heißt, er betrieb – im Sinne des eingangs genannten Bildes – eine Ausdehnung der Gegenwart auf die übrige Zeit.

Reinhard Blänkner hat die These aufgestellt, dass Brunner sich nach 1945 in eine »post-totalitäre Traditionsvergewisserung« mit »Alteuropa« als Großepoche von »Homer bis Goethe« flüchtete.[90] Gerade dieses Nachkriegskonstrukt eines in ähnlicher Form auch bei Arnold Gehlen und Hans Freyer zu findenden Dreischritts von »Alteuropa«, »Zeitenschwelle um 1800« und »Moderner Gesellschaft« sei zugleich Brunners entscheidender Beitrag zum Lexikonprojekt der »Geschichtlichen Grundbegriffe« gewesen. Auch Thomas Etzemüller zufolge kam es nach dem Zweiten Weltkrieg bei Brunner zu einer schrittweisen Anpassung an die »moderne, liberale, egalitäre Staatsbürgergesellschaft«[91] der Nachkriegszeit. Dies erreichte Brunner durch eine doppelte Historisierung, indem er einerseits versuchte, durch den Rekurs auf die Zeitgebundenheit jeglicher Geschichtsschreibung die ideologischen Komponenten seiner Methode abzustreifen und ähnlich wie Hans Freyer durch die Hinwendung zum Individuellen sein »konkretes Ordnungsdenken« zu »entradikalisieren«.[92] Andererseits behielt er jedoch die These einer bis ins 18. Jahrhundert hineinreichenden »Einheit Alteuropas« weitgehend bei. Mit dem Unterschied freilich, dass er nun nach 1945 das zuvor verachtete »liberale 19. Jahrhundert« wesentlich positiver bewertete,[93] es jedoch weiterhin lediglich als Schwellen- oder Zwischenzeit betrachtete. Denn Brunner erkannte nun, wie er 1954 schrieb, dass man »mit der Frage nach den geschichtlichen Voraussetzungen des modernen geschichtlichen Denkens, des Gesamtkomplexes des ›Historismus‹ *doch* auf dessen Boden«[94] bleiben muss. Diese Fragestellung stellte somit eine »selbstreflexive Anknüpfung«[95] (Franziska Metzger) an die Historismus-Debatten der Zwischenkriegszeit dar[96] und war insofern nach 1945 für viele

85 Brunner, *Land und Herrschaft* ([3]1943), S. 525.

86 Ebd., S. 523. Wie Hans-Henning Kortüm zeigt, hat Brunner noch im Januar 1945 durch die »Beschäftigung mit den älteren Jahrhunderten die Wurzeln unseres Seins« und »die dauernd wirksamen, die geschichtsmächtigen Kräfte aufzudecken« versucht (Zitat aus Brunners Vortrag über Otto den Großen aus Hans-Henning Kortüm, »Otto Brunner über Otto den Großen. Aus den letzten Tagen der reichsdeutschen Mediävistik«, in: *Historische Zeitschrift* 299 (2014), S. 297–333, hier S. 326).

87 Vgl. Algazi, *Herrengewalt*, S. 103.

88 Otto Brunner, *Land und Herrschaft. Grundfragen der territorialen Verfassungsgeschichte Südostdeutschlands im Mittelalter*, 1. Aufl. Baden bei Wien 1939, S. 193.

89 Vgl. Algazi, *Herrengewalt*, S. 97–101.

90 Blänkner, »Begriffsgeschichte in der Geschichtswissenschaft«, S. 107.

91 Thomas Etzemüller, *Sozialgeschichte als politische Geschichte: Werner Conze und die Neuorientierung der westdeutschen Geschichtswissenschaft nach 1945*, München 2001, S. 84.

92 Vgl. Jerzy Z. Muller, *The Other God that Failed. Hans Freyer and the Deradicalization of German Conservativism*, Princeton, NJ 1987, S. 331–340; Etzemüller, *Sozialgeschichte*, S. 63–65, Lutz Raphael, »Kulturwissenschaftliche Ordnungssemantik«, in: Hartmut Lehmann/Otto Gerhard Oexle (Hg.), *Nationalsozialismus in den Kulturwissenschaften. Band 2: Leitbegriffe – Deutungsmuster – Paradigmenkämpfe – Erfahrungen und Transformationen im Exil,* Göttingen 2004, S. 115–137, hier S. 137.

93 Vgl. Etzemüller, *Sozialgeschichte*, S. 86.

94 Otto Brunner, *Abendländisches Geschichtsdenken*, Hamburg 1954, S. 10. Hervorhebung vom Verfasser.

95 Metzger, *Geschichtsschreibung und Geschichtsdenken*, S. 223.

96 Laut Blänkner stand die Sozialgeschichte Brunners und Conzes weniger in einer inhaltlichen Kontinuität zu den verschiedenen volksgeschichtlichen Ansätzen der Zwischenkriegszeit. Gemeinsam war ihnen vielmehr die Suche nach den »geschichtlichen Voraussetzungen und Formen

anschlussfähig, weil sie einen Schwachpunkt des traditionellen Historismus zu lösen schien, indem sie »Historisierung *und* Strukturalisierung«[97] miteinander verschränkte, um so Individualismus und das Denken in Ordnungs- und Strukturkategorien miteinander vereinbar zu machen.[98]

Schließlich kommen wir zu Reinhart Koselleck Variante der Begriffsgeschichte. Auch er teilte die Problemwahrnehmung des richtigen Umgangs mit der Geschichtlichkeit. Das intellektuelle Leben Heidelbergs der unmittelbaren Nachkriegszeit[99] war stark geprägt durch die Auseinandersetzung mit dem Problem des »Historismus«, wie etwa auch die Korrespondenz Koselleck mit Carl Schmitt deutlich macht. Niklas Olsen interpretiert die in einem frühen Brief an Schmitt geäußerte Kritik an Friedrich Meineckes Historismus als Koselleck Versuch, »den Historismus ein für alle Mal zu dekonstruieren«.[100] Und Elías José Palti warnt davor, Koselleck als einen Vertreter eines »radikalen Historismus«[101] zu verstehen, was er damit begründet, dass Koselleck die vermeintlich radikal-historistische Vorstellung einer absoluten Inkommensurabilität von vormodernen und modernen Grundbegriffen ablehnte. Andererseits bekannte sich Koselleck allerdings explizit in den »Richtlinien« für die späteren *Geschichtlichen Grundbegriffe* von 1967 zu einem »soliden Historismus«[102] und später zu einem »reflektierten Historismus in systematischer Absicht, *die* von der Sprache selbst erzwungen wird«.[103]

Wie geht beides zusammen? Wie oben bereits erwähnt, geht es hier nicht darum, den Historismus-Verdacht gegen Koselleck zu erneuern, zumal die Abkehr Koselleck von dem historistischen Paradigma des 19. Jahrhunderts und von Meineckes ideengeschichtlicher Rettungsversuch desselben offensichtlich ist. Koselleck Kritik an der fortschrittsoptimistischen Ideologie des fachdisziplinären Historismus, die er vor allem in dem Werk Friedrich Meineckes manifestiert sah, thematisierte vielmehr aus der Perspektive eines historisierenden und funktional-differenzierenden Denkens heraus die Standortbezogenheit des Historikers und wandte sich gegen eine utopische Geschichtsphilosophie, wie Koselleck sie auch in seiner Dissertation als Grund für die Krise der Moderne ausgemacht hatte.[104] Dennoch scheint Brunners Strategie der Nachkriegszeit, Historisierung und Strukuralisierung miteinander zu verbinden, auch für Koselleck in der Planungsphase des Lexikonprojektes prägend gewesen zu sein. Im Unterschied zu Brunner, so glaube ich, hat Koselleck jedoch den Imperativ der steten Historisierung und funktionalen Differenzierung, und damit auch der Selbstkritik, ernster und gründlicher in seinem eigenen Werk angewandt und zur Grundlage seiner Historik gemacht als Brunner.

Ob Koselleck das jedoch in jedem Fall ganz gelungen ist, wurde bisweilen bezweifelt.[105] Denn im zentralen Topos der Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen findet sich jedenfalls – wie etwa Achim Landwehr hervorgehoben hat – ein Widerspruch zwischen der Vorstellung, dass einerseits im Begriff der »Zeitschich-

politisch-sozialer Ordnung« (Reinhard Blänkner, »Nach der Volksgeschichte. Otto Brunners Konzept einer »europäischen« Sozialgeschichte«, in: Manfred Hettling (Hg.), *Volksgeschichten im Europa der Zwischenkriegszeit*, Göttingen 2003, S. 326–366, hier S. 355).

97 Metzger, *Geschichtsschreibung und Geschichtsdenken*, S. 224.

98 Vgl. auch Blänkner, »Nach der Volksgeschichte«.

99 Stephan Schlak, »Vom Nutzen der Niederlage für den Historiker. Ein Gespräch mit Christian Meier«, in: *Zeitschrift für Ideengeschichte* 6 (2012), S. 17–31, hier S. 19.

100 Niklas Olsen, *History in the Plural. An Introduction to the Work of Reinhart Koselleck*, New York 2012, S. 60.

101 Elías José Palti, »Reinhart Koselleck. His Concept of the Concept and Neo-Kantianism«, in: *Contributions to the History of Concepts* 6 (2011), S. 1–20, hier S. 3.

102 Reinhart Koselleck, »Das Lexikon politisch-sozialer Begriffe der Neuzeit«, in: *Archiv für Begriffsgeschichte* 11 (1967), S. 81–99, hier S. 91.

103 Vgl. »Begriffsgeschichte, Sozialgeschichte, begriffene Geschichte. Reinhart Koselleck im Gespräch mit Christof Dipper«, in: *Neue Politische Literatur* 43 (1998), S. 187–205, hier S. 188. Vgl. auch den Exkurs »Zur Wirkungs- und Rezeptionsgeschichte der einmalig geprägten aristotelischen Bürger-Begriffe«, in: Koselleck, *Begriffsgeschichten*, S. 399. Vgl. zudem Reinhart Koselleck/Klaus Schreiner, »Von der alteuropäischen zur neuzeitlichen Bürgerschaft. Ihr politisch-sozialer Wandel im Medium von Begriffs-, Wirkungs- und Rezeptionsgeschichte«, in: diess. (Hg.), *Bürgerschaften. Rezeption und Innovation der Begrifflichkeit vom Hohen Mittelalter bis ins 19. Jahrhundert*, Stuttgart 1994, S. 20

104 Vgl. Reinhart Koselleck, *Kritik und Krise. Eine Untersuchung der politischen Funktion des dualistischen Weltbildes im 18. Jahrhundert*, Univ. Diss. Heidelberg 1954, S. II, 141 et passim.

105 Vgl. etwa auch Hans Joas, der Koselleck's »Überverallgemeinerungen« im Bezug auf die Säkularisierungstheorie kritisiert. Obgleich Koselleck teleologische und deterministische Geschichtsphilosophien dekonstruierte, indem er ihre Historizität und ideologische Funktion offenlegte, habe er eben dieses kontingenzbewusste Verfahren der Historisierung nicht konsequent auf seine eigene, vor allem von Karl Löwith übernommene Vorstellung der Säkularisierung angewendet; vgl. Hans Joas, »Die Kontingenz der Säkularisierung. Überlegungen zum Problem der Säkularisierung im Werk Reinhart Koselleck's«, in: ders./Peter Vogt (Hg.), *Begriffene Geschichte. Beiträge zum Werk Reinhart Koselleck*, Berlin 2011, S. 319–338, hier S. 334.

ten« die Historizität und damit die Zeitlichkeit einer semantischen Schicht auf eine konkrete Situation zurückführbar ist und so ein »Plural divergenter Zeiten zum Ausdruck gebracht werden könnte«[106] und andererseits dem implizierten Zeitmodell der Asynchronität, das dem westlichen Modernisierungsparadigma und damit dem historistischen Entwicklungsgedanken entspricht. Letztlich ist das Sattelzeit-Theorem damit doch eine Vorstellung einer bis ins späte 18. Jahrhundert hinein »ausgedehnten Gegenwart«. Koselleck rehabilitierte Gabriel Motzkin zufolge einerseits die noch im idealistisch geprägten Historismus des 19. Jahrhunderts verleugnete »Ahnung der Vergänglichkeit der Vergangenheit«.[107] Auf der anderen Seite stellte Kosellecks Vorstellung einer »ausgedehnten Gegenwart« kein konsequent kontingenzbewusstes Bekenntnis zu »Fluß und Kontinuität« dar, sondern eine Neutralisierung der Vergangenheit durch Sinnzuschreibungen und somit einen »posthistorische[n] Ersatz für die Geschichtsphilosophie«,[108] der letztlich vor allem eine sozio-kulturell stabilisierende Funktion für die Nachkriegsgesellschaft zukam. Doch auch wenn Koselleck seinen eigenen hohen Ansprüchen vielleicht nicht immer gerecht wurde, heißt das zugleich auch, dass diese gänzlich verfehlt waren?

IV. ZWEI STRÖMUNGEN DER HISTORISCHEN SEMANTIK

Für die Entwicklung der Historischen Semantik und der Begriffsgeschichte sollen abschließend entlang der dargelegten Problemwahrnehmungen versuchsweise zwei Strömungen unterschieden werden, die stellenweise parallel auftraten und doch zugleich zwei unterschiedliche Formationspfade und damit zwei verschiedene Entwicklungsmöglichkeiten darstellten. Die erste Strömung ist charakterisiert durch den Versuch, die Herausforderung durch das Kulturmuster der ›Historisierung‹ zu »ent-problematisieren«,[109] wie es sich bei Bauer und Brunner beobachten lässt:

1.) Der *historische Ausgangspunkt* für die Etablierung dieser Strömung war die Wahrnehmung einer »Doppelkrise«:[110] Die vermeintliche Relativierung allen Wissens und der Verlust der Einheit der Wissenschaft traf in den Augen vieler Zeitgenossen zusammen mit einer politisch-sozialen Legitimationskrise, die zusammengefasst als »Krise des Historismus« geradezu zur Herausbildung einer »antihistoristischen Revolution«[111] herausforderte. Diese Revolution strebte auf Grundlage ihres »radikalen Ordnungsdenkens« einen kulturellen und politischen »Aufbruch« an[112] und wollte zugleich die unter dem Label des ›Historismus‹ zusammengefassten vermeintlichen »Probleme« der Pluralität, der Vereinzelung, des Werterelativismus und der »transzendentale[n] Obdachlosigkeit« überwinden .[113]

2.) Das *Ziel* der semantischen Untersuchung dieser Strömung bestand folglich in einer zweifachen Überwindungsleistung der wahrgenommenen Doppelkrise: Der historistische Relativismus und die Zersplitterung der Wissenschaften sollten durch die Etablierung einer interdisziplinären Methode bezwungen werden, die zugleich eine gemeinsame begriffliche Basis zur Verfügung stellen konnte. Diese sollte so eine an einem mythischen, präsentistischen und damit anti-historistischen Geschichtsbild ausgerichtete Wiedererweckung »germanischer Grundgedanken« oder eine »deutsche Selbstbesinnung«[114] befördern, wie etwa auch der be-

106 Landwehr, »Von der ›Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen‹«, S. 18.

107 Gabriel Motzkin, »Über den Begriff der geschichtlichen (Dis-)Kontinuität: Reinhart Kosellecks Konstruktion der ›Sattelzeit‹«, in: Joas/Vogt (Hg.), *Begriffene Geschichte*, S. 339–358, hier S. 350.

108 Ebd., S. 358.

109 Vgl. Reinhard Laube, »›Perspektivität‹. Ein wissenschaftssoziologisches Problem zwischen kulturbedingter Entproblematisierung und kulturwissenschaftlicher Reproblematisierung«, in: Otto Gerhard Oexle (Hg.), *Das Problem der Problemgeschichte 1880–1932*, Göttingen 2001, S. 129–179.

110 Gangolf Hübinger, »Konzepte und Typen der Kulturgeschichte«, in: Wolfgang Küttler/Jörn Rüsen/Ernst Schulin (Hg.), *Geschichtsdiskurs, Bd. 4: Krisenbewußtsein, Katastrophenerfahrungen und Innovationen 1880–1945*, Frankfurt a.M. 1997, S. 136–152, hier S. 145.

111 Vgl. Kurt Nowak, »Die ›antihistoristische Revolution‹. Symptome und Folgen der Krise historischer Weltorientierung nach dem Ersten Weltkrieg in Deutschland«, in: Horst Renz/Friedrich Wilhelm Graf (Hg.), *Umstrittene Moderne. Die Zukunft der Neuzeit im Urteil der Epoche Ernst Troeltschs*, Gütersloh 1987, S. 133–171 und Doering-Manteuffel, »Mensch, Maschine, Zeit«.

112 Vgl. Griffin, *Modernism and Fascism*.

113 Vgl. Friedrich Wilhelm Graf, »Die ›antihistoristische Revolution‹ in der protestantischen Theologie der zwanziger Jahre«, in: Jan Rohls/Gunther Wenz (Hg.), *Vernunft des Glaubens. Wissenschaftliche Theologie und kirchliche Lehre. Festschrift zum 60. Geburtstag von Wolfhart Pannenberg*, Göttingen 1988, S. 377–405, hier S. 385.

114 Erich Rothacker, »Hilfsmittel des philosophischen Studiums. Bericht«, in: *Deutsche Vierteljahresschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte* 5 (1927), S. 766–791, hier S. 780.

griffsgeschichtlich arbeitende Philosoph Erich Rothacker forderte. Auch Bauers Rehabilitationsversuch des Historismus war eine Ablehnung eines pluralistischen Geschichtsbildes, wenngleich eine weniger radikale als beim frühen Brunner.

3.) Das *Mittel* für eine solche sozial-politische Orientierungsfunktion war die Analyse von ausgewählten »Grundbegriffen«, welche – wie Brunner sagte – »die das deutsche Volk und seine Volksordnung bestimmenden Grundgedanken«[115] wesenhaft beinhalten. Brunners begriffsgeschichtlich angereicherte Volksgeschichte bewegte sich dabei zwischen den beiden Extremen von Historismus und Antihistorismus, wollte sie doch einerseits als geistes*geschichtlicher* Zugang die grundsätzliche Historizität und Wandelbarkeit ihrer rational-abstrakten Gegenstände anerkennen, und in Anlehnung an Hans Freyer die »Wesenlosigkeit […] zeitloser Begriffe«[116] vermeiden. Anderseits lag diesem frühen Ansatz ein holistisch-essentialistisches Ordnungsdenken zugrunde, das nicht nur den liberalen Fortschrittsgedanken in Frage stellte, sondern auch das historistische Denken in Verlaufs-Kategorien.

Zusammenfassend gesagt, scheint die Historische Semantik in ihrer Entstehungsphase Teil einer besonders im deutschsprachigen Raum intensiv geführten Auseinandersetzung mit der »Krise des Historismus« gewesen zu sein. Sie reagierte darauf mit dem geschichtstheoretisch argumentierenden Versuch, in der »Selbstbesinnung« auf »germanische Wurzeln« die »Geschichte durch Geschichte« überwinden und so die relativistischen Tendenzen des historisierenden Denkens gewissermaßen »entproblematisieren« zu können.

Die zweite Strömung der Historischen Semantik setzte mit der Reflexion auf die Folgen der völkisch-nationalsozialistischen Utopie ein und war bei Koebner wie bei Koselleck und zum Teil dann auch später bei Brunner durch einen re-problematisierenden Umgang mit den beiden Aspekten des Historismus gekennzeichnet, mit der Wissenschaftskonzeption also ebenso wie mit dem Kulturmuster der ›Historisierung‹. Re-problematisieren bedeutet entsprechend zweierlei: einerseits gleichsam eine »Historisierung des Historismus«, dessen Ziel vor allem die Überwindung des bei Meinecke kritisierten unhistorischen Umgang mit Ideen als auch seine linear-fortschrittsorientierte Geschichtsauffassung war. Diese »Historisierung des Historismus«, im Sinne eines konsequenten, selbstreflektierten Umgangs mit dem Kulturmuster der ›Historisierung‹, erforderte eine grundsätzliche Akzeptanz der Relativität historischer Erkenntnis sowie der Kontingenz des historischen Geschehens. Darüber hinaus verlangte sie auch ein Denken in Kategorien des kontinuierlichen Verlaufs, ohne aber in bloß chronologisches Denken aufzugehen. Den Anklängen an die Modernisierungstheorie,[117] die Dipper und Steinmetz in den *Geschichtlichen Grundbegriffen* ausmachen, muss deshalb nicht notwendigerweise stets auch – wie Reinhart Mehring meint – eine »modernitätsskeptische Absicht«[118] zugrunde gelegen haben. Koselleck und Koebner ging es nicht – wie ich glaube – in erster Linie um »Gegenaufklärung« und »Kompensation von Sinnlosigkeitserfahrungen«,[119] also wie bei Bauer und Brunner um die Ent-Problematisierung der Krise des Historismus, sondern im Gegenteil um die stete Dynamik des Umschreibens der Geschichte, die gerade im Wissen um die zeitliche Bedingtheit und um die soziale Konstruiertheit historischer Erkenntnis vor allzu großen ideologischen Verzerrungen bewahren sollte. Odo Marquard hat dies auf den Punkt gebracht, als er für »Polymythie« und gegen »Monomythie« argumentierte: »Angesichts der Mythenpflichtigkeit der Menschen wird die Mythenkritik sinnvoll und vernünftig genau dann, wenn man die Mythen nicht mehr pauschal abwehrt, sondern wenn man bekömmliche und schädliche Mythensorten zu unterscheiden versucht und gegen die schädlichen antritt.«[120] Die hier vorgeschlagene Charakterisierung der Ansätze von Koebner und Koselleck als »re-problematisierend« soll dies zum Ausdruck bringen. Denn das »Problem«, als Historiker stets zu einer »perspektivischen Fiktion

115 Brunner, *Land und Herrschaft* (31943), S. 511.
116 Ebd., S. 133, Anm. 1.

117 Vgl. Willibald Steinmetz, »Vierzig Jahre Begriffsgeschichte – The State of the Art«, in: Heidrun Kämper/Ludwig M. Eichinger (Hg.), *Sprache – Kognition – Kultur*, Berlin 2008, S. 174–197.
118 Reinhard Mehring, »Begriffsgeschichte mit Carl Schmitt«, in: Joas/Vogt (Hg.), *Begriffene Geschichte*, S. 138–168, hier S. 168.
119 Ebd., S. 166f. Gegen eine solche Kompensationsthese im Fall von Joachim Ritter wendet sich Carsten Dutt, »Zweierlei Kompensation. Joachim Ritters Philosophie der Geisteswissenschaften gegen ihre Popularisatoren und Kritiker verteidigt«, in: *Scientia Poetica* 12 (2008), S. 294–314.
120 Odo Marquard, »Lob des Polytheismus. Über Monomythie und Polymythie«, in: ders., *Zukunft braucht Herkunft. Philosophische Essays*, Stuttgart 2015, S. 46–71, hier S. 52f.

des Faktischen«[121] genötigt zu sein, und nie ewige Wahrheiten aus der Vergangenheit zu schöpfen, zwingt zu einem steten Umschreiben der Geschichte. Gerade aus dem Bewusstsein der Standortgebundenheit und der Vorläufigkeit der eigenen Betrachtungsweise kann der Historiker somit die Pluralität der Perspektiven positiv anerkennen, ohne dass er dabei völlig unkritisch würde. Vielmehr gilt es, allzu eingeschliffene Deutungsweisen immer wieder von Neuem zu hinterfragen, zu problematisieren und schließlich umzuschreiben.

Aber auch noch in einer zweiten Hinsicht war Koebner und Koselleck Einstellung zum Historismus »re-problematisierend«, insofern beide auf je unterschiedliche Weise die durch das historisierende Denken hervorgebrachte Vorstellung von der Zeitlichkeit der Geschichte selbst zum Gegenstand ihrer Untersuchungen machten und damit wiederum historisierten. Koselleck wandte sich der Historik als Frage nach den Bedingungen möglicher Geschichte zu[122] und lenkte den Blick auf Wiederholungsstrukturen und anthropologische Konstanten. Nicht die eine »naturale Chronologie« ist der Maßstab jeglichen geschichtlichen Wandels,[123] sondern vielmehr gilt es, auf die Eigenzeitlichkeiten der verschiedenen Kontexte zu achten, die aus dem Zusammenspiel der Zeitschichten entstehen. Koebner hingegen entwarf ein radikal gegenwartszentriertes Geschichtsbild, das es ihm jedoch erlaubte, temporale Semantiken in den Blick zu nehmen. Das Denken in »Zeitwenden« war aus Koebners Sicht lediglich eine von vielen möglichen Varianten modernen temporalen Ordnungshandelns. Beide entwickelten so eine pragmatische Mittelposition, die weder dem Extrem eines enthistorisierenden radikalen Ordnungsdenkens noch dem Extrem einer ausschließlich individualisierenden und historisierenden Geschichtsbetrachtung folgte.

Zusammenfassend können für diese Phase wiederum drei Merkmale unterschieden werden:

1.) Der *historische Ausgangspunkt* für die re-problematisierende Strömung war keine Krisenwahrnehmung mehr, die man durch »Selbstbesinnung« einfach hätte überwinden können, sondern die erlebte Gewissheit einer zivilisatorischen Katastrophe. Zugleich garantierte jedoch die politische und ökonomische Stabilität des Nachkriegsbooms die Inangriffnahme des begriffsgeschichtlichen Großprojektes.

2.) Das *Ziel* begriffsgeschichtlicher Forschung bestand fortan nicht mehr im Versuch verklärender »Kompensation«, sondern »semantologischer Kontrolle«[124], wie es im Vorwort der *Geschichtlichen Grundbegriffe* heißt, und – wie Koselleck in den 1970er Jahren einmal sagte – »Ideologiekritik«.[125] Richard Koebner sprach von der »Bereinigung des historischen Bewußtseins«.[126] Diese Kritik der Geschichtsbilder sollte insbesondere durch die Historisierung und Entmystifizierung der Topoi des Neubeginns und des Epochenwechsels erfolgen. So beschäftigte sich Koebner bereits im Jerusalemer Exil mit der »Idee der Zeitwende«[127] und später Koselleck mit der »Sattelzeit«, als grundlegendem Wandel der Zukunftserwartungen.[128] Koebner hat – nicht zuletzt aufgrund seiner persönlichen Situation – früh eine entideologisierende und entmystifizierende Sicht auf die Geschichte eingefordert.

121 Reinhart Koselleck, »Terror und Traum. Methodologische Anmerkungen zu Zeiterfahrungen im Dritten Reich«, in: ders., *Vergangene Zukunft. Zur Semantik geschichtlicher Zeiten*, Frankfurt a.M. 1979, S. 278–299, hier S. 283.

122 Die Frage, ob zuerst die Beschäftigung mit der Historik zur Beschäftigung mit der Begriffsgeschichte geführt hat (wie Stefan-Ludwig Hoffman meint) oder umgekehrt (Chr. Dipper), ist in unserem Zusammenhang nebensächlich, denn beides hängt aufs Engste miteinander zusammen. Vgl. Stefan-Ludwig Hoffmann, »Zur Anthropologie geschichtlicher Erfahrungen bei Reinhart Koselleck und Hannah Arendt«, in: Joas/Vogt (Hg.), *Begriffene Geschichte*, S. 171–204, hier S. 172.

123 Reinhart Koselleck, »Über die Theoriebedürftigkeit der Geschichtswissenschaft« [1972], in: ders., *Zeitschichten. Studien zur Historik. Mit einem Beitrag von Hans-Georg Gadamer*, Frankfurt a.M. 2000, S. 298–316, hier S. 306.

124 Reinhart Koselleck, »Einleitung«, in: *Geschichtliche Grundbegriffe*, Bd. 1, Stuttgart 1972, S. XIII–XXVII, hier S. XIX.

125 Koselleck spricht vom »ideologiekritischen Effekt«, den die Begriffsgeschichte haben kann. Vgl. Reinhart Koselleck, »Begriffsgeschichte und Sozialgeschichte« [1972], in: ders., *Vergangene Zukunft*, S. 107–129, hier S. 121. Vgl. auch Gunter Scholtz, »Drittes Reich. Begriffsgeschichte mit Blick auf Blochs Originalgeschichte« [1979], in: ders., *Zwischen Wissenschaftsanspruch und Orientierungsbedürfnis. Zu Grundlage und Wandel der Geisteswissenschaften*, Frankfurt a. M. 1991, S. 358–385, hier S. 384.

126 Richard Koebner, »Das historische Bewußtsein als Gegenstand der Geschichtswissenschaft. Abschiedsvorlesung in Jerusalem« [1955], in: ders., *Geschichte, Geschichtsbewußtsein und Zeitwende*, S. 275–285, hier S. 276.

127 Vgl. Richard Koebner, »Die Idee der Zeitwende« [1941–1943], in: ders., *Geschichte, Geschichtsbewußtsein und Zeitwende*, S. 147–193.

128 Vgl. Koselleck, Einleitung GG, S. XV.

3.) Das *Mittel* dieser Neuausrichtung bestand also in der Einsicht, dass Begriffe nicht auf einen einheitlichen Wesenskern zurückführbar sind, sondern dass sie entweder vollständig von ihrem Gebrauch in einem bestimmten Kontext abhängen, oder stets eine Fülle von mitunter auch widersprüchlichen Bedeutungsschichte beherbergen können. Hierin zeigte sich eine Loslösung von den antihistoristischen Elementen in den begriffsgeschichtlichen Methoden der Zwischenkriegszeit.[129]

Es kam in der Folge zu einer Hinwendung zu einem »reflektierten Historismus in systematischer Absicht«,[130] in dem die Grundbegriffe nicht mehr als überzeitliche Ideen verstanden wurden, sondern ihre Konstanz und Wiederverwendung im Sprachgebrauch erklärt wurde durch die von ihnen eröffneten Möglichkeitsräume zur Gestaltung der politisch-sozialen Welt. Ausdruck der Mittelposition der Begriffsgeschichte zwischen traditionellem Historismus und einer radikal historisierenden Position ist dabei das Paradox, dass, wie Koselleck mit Bezug auf Nietzsche feststellte, »Begriffe veralten oder neu gebildet werden, aber als Begriffe keine Geschichte haben«[131]. Damit blieb in der Vorstellung von »Bedeutungsschichten« wohl ein Rest idealistischer Metaphysik weiterhin vorhanden. Koebners stärker an die Cambridge School erinnernder Kontextualismus und seine chronopolitischen Vorstellungen erlauben es vielleicht sogar vorurteilsfreier als Kosellecks Topos der Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen, den »Plural divergenter Zeiten« (Landwehr) zu untersuchen. Koebner und Koselleck entwickelten so auf je verschiedene Weise ein neues Bewusstsein für die Pluralität der unterschiedlichen, nebeneinander bestehenden semantischen und temporalen Ordnungen, welche die anti-historistischen Privilegierung einer einzigen, noch so komplexen Gegenwart zulasten vergangener Zukünfte oder zukünftiger Vergangenheiten, also den »Angriff der Gegenwart auf die übrige Zeit« zurückwiesen, und erkannten auch in der Pluralität ihrer Deutungen keine Gefahr, sondern eine Chance.

---

129 Die Begriffsgeschichte sollte nach Joachim Ritter »die Extreme geschichtsloser Norm und historischer Relativierung in gleicher Weise« überwinden, Joachim Ritter, »Leitgedanken und Grundsätze des historischen Wörterbuchs der Philosophie«, in: *Archiv für Begriffsgeschichte* 11 (1967), S. 75–80, hier S. 80.

130 Koselleck, *Begriffsgeschichten*, S. 399.

131 Koselleck, »Begriffsgeschichtliche Probleme«, S. 15.

KARL OTTO ERDMANN UND DIE ANFÄNGE EINER MODERNEN POLITISCHEN BEGRIFFSGESCHICHTE UM 1900

Clemens Knobloch

Es gehört zu den höchsten Aufgaben der politischen Kunst […], diejenigen Seiten der Menschen herauszuerkennen und sozusagen herauszupräparieren, mit denen sie die mehr oder weniger nivellierte ›Masse‹ bilden. (Georg Simmel, Soziologie der Über- und Unterordnung)

Only those voices from without are effective which can speak in the language of a voice within. (Kenneth Burke, A Rhetoric of Motives)

1. EXPOSITION

In den Jahren um 1900 explodiert in Deutschland die sprachwissenschaftliche und sprachtheoretische ›Szene‹. Alles, was in den nationalphilologischen Synthesen des 19. Jahrhunderts keinen Platz finden konnte, drängt spätestens jetzt zurück in das Licht der akademischen Öffentlichkeit. Nicht oder kaum akademisierte Unterströmungen wie die Sprachpsychologie, die Schulgrammatik, die Semantik, die Semiotik machen von sich reden. Bei weitem nicht alles wirkt dann tatsächlich auf die akademische Sprachwissenschaft. Diese sprachwissenschaftliche ›Überfülle‹ ist erst gebändigt worden in der Rezeption des kanonischen *Cours de linguistique générale* Saussures, die einigermaßen erfolgreich den »eigentlichen« Gegenstand der Sprachwissenschaft als *langue*, als synchronisch zu fassendes einzelsprachliches Zeichensystem, zu fixieren suchte. All das ist historiographisch gut erforscht. Su gut wie überhaupt nicht im Blick der Historiographen ist hingegen die ebenfalls um 1900 erstmals erscheinende sprachwissenschaftliche Problemlinie, die später zu einer ebenfalls wirkmächtigen soziologisch-kommunikativen Sprachauffassung hinführt.

Gute und gründliche Arbeiten gibt es zwar zur Vor- und Frühgeschichte der »Pragmatik«,[1] aber kaum untersucht ist die Vorgeschichte dessen, was heute entweder politische Begriffsgeschichte, Diskursanalyse oder Politolinguistik heißt. Das hängt gewiss damit zusammen, dass in Diskursanalyse und Begriffsgeschichte keineswegs nur (noch nicht einmal hauptsächlich) sprachwissenschaftliche Traditionen zusammenlaufen, sondern eben auch soziologische, politologische, philosophische.[2] Ein bloßer Vortrag,[3] versteht sich, kann diese Lücke nicht füllen. Ich will gleichwohl versuchen, wenigstens einen Strang aus dem einschlägigen problemgeschichtlichen Bündel zu ziehen – und der beginnt mit Karl Otto Erdmann.

Karl Otto Erdmann ist kein Unbekannter. Sie werden seinen Namen in jeder besseren Geschichte der Semantik finden, wahrscheinlich unter den Such- und Stichwörtern: Gefühlswert und Nebensinn der Wörter, Konnotation, Vagheit und Unbestimmtheit sprachlicher Bedeutungen, Bedeutungsanalyse vs. Bedeutungsbegrenzung etc. Erdmann zählt zur großen Schar der fachwissenschaftlich gebildeten und ausgewiesenen Gymnasiallehrer im letzten Drittel des 19. (und im ersten Drittel des 20.) Jahrhunderts, die zu Lebzeiten

1 Brigitte Nerlich, David D. Clarke: Language, Action, and Context. Amsterdam 1996.

2 Um nur einige Namen zu nennen: Georg Simmel und Karl Mannheim (sowie dessen wissenschaftssoziologischer Schüler Ludwik Fleck), Carl Schmitt, sicher auch Edmund Husserl; vgl. jetzt zur Vor- und Frühgeschichte der Begriffsgeschichte Ernst Müller, Falko Schmieder: Begriffsgeschichte und historische Semantik. Ein kritisches Kompendium, Frankfurt a. M. 2016.

3 Der Text basiert auf einem Vortrag, den der Verfasser bei einem Workshop des DFG-Netzwerkes »Empirisierung des Transzendentalen« am 30.6.2016 an der Universität Würzburg gehalten hat.

kaum akademisch-fachliches Ansehen genossen haben, deren fachliche Fern- und Langzeitwirkung in der Geschichte der Sprachwissenschaft aber beträchtlich und kaum zu überschätzen ist. Vergleichbare Namen aus der gleichen Zeit sind: Philipp Wegener für Pragmatik und Kommunikationstheorie, John Ries und Hermann Ziemer für die Syntax, Franz Kern, Friedrich Blatz und Ludwig Sütterlin für die deutsche Grammatik.

Erdmann war Gymnasiallehrer in Dresden. Im großen *Lexicon Grammaticorum* sucht man ihn vergebens. Nicht einmal einen Wikipedia-Eintrag hat er, wiewohl das Internet voll ist mit Hinweisen auf seine immer wieder neu gedruckten (und offenbar auch viel gelesenen) Bücher, namentlich *Die Bedeutung des Wortes* (zuerst 1900) und *Die Kunst Recht zu behalten* (zuerst 1922).[4] Letzteres ist in 7. Aufl. zuletzt vom Ullstein Verlag 1982 noch einmal gedruckt worden.

Was die bunte Vielfalt sprachwissenschaftlicher und sprachbezogener Strömungen um 1900 verklammert, ist ein Bekenntnis zu einer axiomatischen, die verschiedenen Sprachauffassungen begründenden Individualpsychologie. Das kann die Psychologie Herbarts sein (oder genauer gesagt: die Psychologie, die für Herbarts Psychologie gilt), die Wundts oder die Brentanos (wie bei den später für die Geschichte der Psychologie und Sprachwissenschaft so folgenreichen Autoren Anton Marty, Alexius Meinong, Carl Stumpf, Edmund Husserl u.v.a.). Sicher, es gibt höchst einflussreiche Autoren, allen voran Wilhelm Wundt (Heyman Steinthal und Moritz Lazarus nehmen an den Debatten nach 1900 nicht mehr teil, Steinthal ist 1899, Lazarus 1903 gestorben) , die sich zu einer ‚Völkerpsychologie› bekennen, aber bereits eine wissenschaftliche Generation später, bei Bühler, ist klar, dass es sich dabei um ein Lippenbekenntnis handelt, das die tatsächliche Forschung und Sprachauffassung nicht tangiert. Dass ›Semantik‹ im Kern etwas Soziales, dass sie gemeinschaftsbildend, eine Institution sei, musste nach dem Ende der Völkerpsychologie erst neu entdeckt werden. Auch Wundt handelt (in den 1900 durch Die Sprache eröffneten Bänden seiner mehrteiligen *Völkerpsycholgie*) exklusiv von dem Geschehen im individuellen Bewusstsein. Bedeutung ist für ihn Ausdruck, der sich in sozial tradierte Formen ergießt. Die Klammer der Zeit um 1900, so könnte man vereinfachend in heutiger Terminologie sagen, war ein »kognitives« Sprachverständnis.

Knapp 30 Jahre später hat sich die sprachwissenschaftliche Welt völlig gewandelt. Das Sagen haben nunmehr Autoren, die auf ganz unterschiedliche Weise die Gemeinschaftsleistungen von Sprache(n) in den Vordergrund stellen. Sprache wird als sozialer und politischer Machtfaktor gefasst und verstanden, von im weitesten Sinne völkischen Autoren (wie Leo Weisgerber, Georg Schmidt-Rohr)[5] ebenso wie von nüchternen oder gar szientifisch denkenden. Die Bücher heißen nun *Die Sprache als Bildnerin der Völker* (Schmidt-Rohr) oder *Sprache und Gemeinschaft* (Ipsen), *Muttersprache und Geistesbildung* (Weisgerber). Aber auch außerhalb der völkischen Szene setzt man allenthalben auf die Eigenschaften natürlicher Sprachen, die sich nicht im Kopf des Einzelnen, sondern in der Dynamik der Verständigung *zwischen* den Menschen bemerkbar machen und entfalten.

Ein beachtlicher Strang dieser Soziologisierung der Sprachauffassung kommt sicherlich aus dem wachsenden Einfluss der französischen Tradition, die über Durkheim und Tarde schon früh »soziologie-affin« war. Bekanntlich gibt es einen langen Streit über den Einfluss Durkheims auf das Sprachdenken de Saussures. Auch in Deutschland erreicht das soziologische Denken eines Georg Simmel und Max Weber nach 1900 ein größeres Publikum. Meine Aufmerksamkeit richtet sich jedoch in erster Linie auf den Strang der ›innerlinguistischen‹ Soziologisierung der Sprachauffassung.

Diese Soziologisierung zerfällt in zwei ziemlich klar geschiedene Strömungen. Deren eine ist ›völkisch‹ oder ›volkhaft‹ (in der Terminologie der Zeit) und setzt auf die gemeinschaftsbildende Funktion von Sprachen und Dialekten etc. Die Sprache ›schafft‹ das Volk, sowohl als Weltanschauungsgemeinschaft wie auch als Wertegemeinschaft, sie liefert die »Gruppenseele« (Schmidt-Rohr), an welcher das Individuum lediglich partizipiert. Man könnte das als einen völkisch radikalisierten Whorfianismus bezeichnen. Das Individuum sitzt fest im semantischen Gefängnis des sprachlichen Weltbildes, in das er durch den Erwerb seiner Mut-

4 Karl Otto Erdmann: Die Bedeutung des Wortes. Aufsätze aus dem Grenzgebiet der Sprachpsychologie und Logik [1900], 3. Aufl. Leipzig 1922.

5 Clemens Knobloch: »Volkhafte Sprachforschung« – Studien zum Umbau der Sprachwissenschaft in Deutschland zwischen 1918 und 1945. Tübingen 2005.

tersprache hineingewachsen ist.[6] Weisgerber geht soweit, dass er die Eigenart des jeweiligen Volkes als Produkt, als Erzeugnis seiner Sprache ansehen möchte. Aber auch er unterscheidet zwischen dem »Sprachbesitz« des Einzelnen und den »Leistungen« der gemeinsamen Sprache für das Volk.[7]

Weniger bekannt ist die zweite Strömung der soziologisierten Sprachauffassung um 1930. Sie ist es, die mit Karl Otto Erdmann beginnt, und sie setzt, ganz im Gegensatz zur völkischen, auf die polemischen und entzweienden Potentiale der geteilten Sprache. Demnach kann die Sprache zwar in allen (und ganz besonders in politischen) Lebenslagen Gemeinsamkeit durch »geteilte Symbole« suggerieren, aber keineswegs garantieren, und womöglich nicht einmal herstellen. Ideengeschichtlich gehört Erdmann zu einer hoch reflektierten sprachskeptischen Tradition, so wie auch Fritz Mauthners Sprachkritik oder etwas später Hans Vaihingers philosophischer Fiktionalismus.

2. EINIGE ELEMENTE IN ERDMANNS SPRACHAUFFASSUNG

Erdmanns Werk ist das eines engagierten und gebildeten Publizisten. Die zu seinen Lebzeiten veröffentlichten drei Bücher sind Kompilationen aus thematisch vernetzten Aufsätzen, die Erdmann zuvor in politischen und ästhetischen Zeitschriften (vor allem im *Kunstwart*) veröffentlicht hat.[8] *Die Kunst recht zu behalten* ist als rhetorischer Ratgeber wahrgenommen und vermarktet worden, ist aber ganz überwiegend analytisch. Es folgen einige Prinzipien von Erdmanns Sprachauffassung. Das erste lautet sinngemäß:

[a] In dem, was wir Wortsinn oder Wortbedeutung nennen, fließen immer eigene und fremde Erfahrung zusammen.[9]

Dieses Axiom überschreitet den kognitiven Psychologismus der Zeit radikal, indem es Bedeutung nicht mehr als etwas behandelt, was sich (als ›Vorstellung‹ etc.) im Kopf des Individuums befindet und durch das Sprachzeichen ›nach außen‹ gebracht werden muss. Im kommunikativ relevanten Sinne ist Sprache für Erdmann etwas, was sich ›zwischen‹ den Individuen befindet. Das entspricht etwa der Formel von Mauthner, der auf dem Gebiet der Sprache den ›Kommunismus‹ für Wirklichkeit hält (was soziolinguistisch recht naiv ist) und auch das Erkennen der Wirklichkeit als gemeinsame Tätigkeit der Menschen einschätzt.

[b] Im öffentlichen und rhetorischen ›Wortkampf‹ geht es nicht um Wahrheit, sondern um Macht.[10]

Das gilt, so Erdmann, für Alltagsgespräche, Zeitungspolemiken, Parlamentsdebatten, Gerichtsverhandlungen – und selbst für gelehrte wissenschaftliche Auseinandersetzungen.[11] Für die rhetorische Tradition ist das natürlich keine neue Erkenntnis, aber Foucaults Engführung von ›Wissen‹ und ›Macht‹, von der die moderne Diskurslinguistik so viel Aufhebens macht, ist hier bereits einigermaßen umrissen.

Das dritte Prinzip gebe ich in einem wörtlichen Zitat:

[c] »Wir haben nicht eine Überzeugung, weil wir Gründe haben, sondern wir haben Gründe, weil wir eine Überzeugung haben. Auch wenn Gründe widerlegt sind, bleibt eine Überzeugung bestehen.«[12] Auch unsere ›kognitivsten‹ Überzeugungen[13] beruhen auf Werturteilen, und die sind es, die im politischen Streit eigentlich bearbeitet werden.

Die Quellen unserer Überzeugungen sind nicht rational, Reflexion mag für sie eine Rolle spielen, aber nicht die entscheidende. Sie gehen zurück auf unsere

6 »Jede Sprache lehrt ihre Sprecherschaft eine besondere Weise des Denkens«, »Jede Sprache lehrt ihre Sprecherschaft eine besondere Weise des Empfindens, des Wertens und des Handelns«, »Der Einzelne und seine Abhängigkeit von der Gruppenseele seiner Sprachgemeinschaft« – so lauten einige Kapitelüberschriften im (sprachpolitisch wie akademisch) stark rezipierten Buch von Georg Schmidt-Rohr, das 1932 in erster Auflage unter dem Titel *Die Sprache als Bildnerin der Völker* und 1933 (kurz nach der Machtübergabe an Hitler) in zweiter Auflage als *Mutter Sprache – Vom Amt der Sprache bei der Volkwerdung* erschienen ist.

7 Leo Weisgerber: *Muttersprache und Geistesbildung*. Göttingen 1929, S. 100.

8 Ich zitiere Karl Otto Erdmann: *Die Bedeutung des Wortes* nach der 3. Aufl. von 1922 und ders., *Die Kunst recht zu behalten* nach der 3. Aufl., Leipzig 1924. Ders.: *Alltägliches und Neues*. Gesammelte Essays. Florenz & Leipzig 1898.

9 Erdmann: *Die Kunst recht zu behalten*, S. 40.

10 Ebd., S. 35.

11 Ebd., S. 35 f.

12 Ebd., S. 85.

13 Ich verwende das Adjektiv »kognitiv« hier etwas eigenwillig als Chiffre für die verbreitete Überzeugung, Wortbedeutungen bestünden aus den Merkmalen des Bezeichneten.

Herkunft, auf unsere sozialen Lagen, auf unsere Biographie, auf unsere gesellschaftliche Position.

[d] Linguistisch spannend ist schließlich, was Erdmann die »logische Unzulänglichkeit« natürlicher Sprachen nennt und mit »dem Widerstreit des Allgemeinen und Besonderen«, mit Generalisieren, Schematisieren, Typisieren als unvermeidlichen sprachlichen Operationen zusammenbringt: die Tatsache, dass sich fast alle Auseinandersetzungen im »Zwischenraum« zwischen allgemeinsten kognitiven und normativen Prinzipien und historisch bestimmten Einzelfällen abspielen.[14] Erdmann spricht selbst von der »Unvollkommenheit« der Induktion,[15] ein Semiotiker wir Peirce hätte vermutlich den gleichen Sachverhalt als Beispiel für »abduktive« Alltagslogik bezeichnet, in der kognitiv (und anderweitig) konsonante Schemata stets aufs Neue eingesetzt werden.

Nennen, aber hier nicht weiter vertiefen möchte ich schließlich noch einige Punkte, für die Erdmann bekannt ist (nicht zuletzt, weil Walther Dieckmann bereits Anfang der 1980er Jahre auf die Bedeutung dieser Einsichten für die Analyse politische Kommunikation hingewiesen hat):

[e] Gefühlswert und Nebensinn sprachlicher Ausdrücke sind ebenso ›objektiv‹ wie der begriffliche Gehalt derselben und werden beim Sprechen in jeden Gebrauchskontext der Rede eingebracht.

[f] ›Wortanalyse‹ und ›Wortbegrenzung‹ müssen als sprachwissenschaftliche Verfahren strikt auseinander gehalten werden, fließen aber in der kommunikativen Praxis schon darum ständig zusammen, weil jeder Definitionsversuch *nolens volens* bereits eine Begrenzung darstellt.[16] Die juristische oder wissenschaftliche Enkadrierung dessen, was ein Ausdruck oder Terminus *heißen soll*, ist natürlich legitim, aber sie ist etwas ganz anderes als die Wortanalyse, die niemals umhin kann festzustellen, dass der Gebrauch eines Wortes zu einer gegebenen Zeit in einer gegebenen Sprachgemeinschaft zwar begrenzt sein mag, dass er aber jederzeit (okkasionell und usuell) erweitert werden *kann*. »Der Wert einer Wortabgrenzung hängt ganz von den Bedürfnissen ab, denen sie dient«, schreibt Erdmann, und zeigt das an juristischen Definitionen und Fixierungsversuchen alltagssprachlicher Konzepte.[17]

Im politischen Streit geht es routinemäßig um (vorschreibende, fixierende, normierende) Wortbegrenzung, die aber nicht weniger routinemäßig als (deskriptive, analytische) Wortanalyse auftritt. Nicht umsonst spricht man ständig von *eigentlicher, wahrer, richtiger* etc. *Demokratie, Gerechtigkeit, Inklusion* etc. In diesen Formulierungen steckt ein Anspruch auf die autoritative Deutung und Definition dessen, was ein Wort ein- bzw. ausschließen soll, auf »Wortbegrenzung«. Politische Auseinandersetzungen um Handlungen, Verhältnisse, Ereignisse können nicht anders, sie drehen sich immer auch um die Sach- und Wertgehalte von Wörtern und Begriffen – und um Deutungsmacht.

3. GLEICHHEIT, GERECHTIGKEIT, TOLERANZ – POLITISCHE HOCHWERTBEGRIFFE

Erdmann ist für die Sprachauffassung der Zeit ein Mythenzertrümmerer und allenthalben auf dem Weg zu einer synchronen Kommunikationsanalyse. Die Ur- und Grundbedeutung der Wörter, so etwas wie ein Nationalheiligtum der indogermanischen Philologie, erledigt er mit dem lapidaren Satz: »Es ist im allgemeinen ganz sinn- und zwecklos, auf die Grundbedeutung der Wörter zu achten.«[18] Modern formuliert könnte man sagen: Er plädiert gegen den zeitüblichen starren und ehrfürchtigen Blick auf die Motiv- oder Etymonbedeutung der Wörter und für deren aktuelle Bezeichnungsbedeutung. Polemisch formuliert er ein Lob des »gedankenlosen Wortgebrauchs«.[19] Was uns so wunderbar »anschaulich« erscheint (*Fürsprech* statt *Advokat*, *Fernsprech* statt *Telefon – das sind einige von Erdmanns Beispielen*), das wird durch Nennbefestigung zu einer Wortmarke, deren Motivbedeutung wir gar nicht mehr registrieren. Denn sonst, so führt er aus, sollten wir auch *Kauwerkzeug* statt *Zahn*, *Heilkünstler* statt *Arzt* sagen etc. Nur indem wir »Grundbedeutungen« rasch und gründlich vergessen, halten wir die sprachlichen Werkzeuge so scharf, dass wir alles Mögliche Neue mit ihnen flexibel versprachlichen und fallweise nuancieren können.[20]

14 Ebd., S. 40.
15 Ebd.
16 Ebd., S. 74.
17 Ebd., S. 91.
18 Erdmann: *Die Bedeutung des Wortes*, 156.
19 Ebd., 154 ff.
20 Ebd., S. 182.

Was nun die politischen Hochwertbegriffe des Typs *Gleichheit, Gerechtigkeit, Toleranz* betrifft, deren Analyse den Kern der *Kunst recht zu behalten* bildet, so besteht Erdmanns Erfahrungsraum aus den Demokratiedebatten des späten Kaiserreichs und der Weimarer Republik. Als Fahnenwörter (modern gesagt) stehen sie für programmatische, werbende Höchstwerte bestimmter sozialer Gruppen und Diskursfraktionen, die von anderen Fraktionen angegriffen werden. Für die Forderung nach *Gleichheit* ermittelt Erdmann zwei konträre, agonale ›Kollokationsmuster‹ (würde man heute sagen):

[i] *Gleichheit* = Verflachung, Pöbelherrschaft, Gleichmacherei, unnatürlich….

[ii] *Gleichheit* = Aufhebung von Klassenvorrechten, von Standesprivilegien, Gerechtigkeit, Brüderlichkeit..

Wobei natürlich die eine Reihe von Kollokaten (i) durchweg positiv konnotiert und evaluiert, die andere (ii) durchweg negativ!

Die umliegenden Sekundärdebatten über die *Herrschaft der Besten* (ursprünglich ein Schlagwort der Bürger gegen erbliche Adelsprivilegien und den Absolutismus, jetzt ein Schlagwort der Bürger gegen die Arbeiterbewegung, wie Erdmann notiert) und über das Prinzip *Herrschaft der Mehrheit* lassen sich nach den gleichen Mustern in konträre Kollokate aufspalten.[21]

Banal, aber doch erwähnenswert: Der typische Wert- und Programmbegriff dieser Art ist, wie Erdmann notiert, in der Regel deprädikativ, das heißt: von Ausdrücken abgeleitet, die prädizieren und Argumentrelationen tragen (*Wachstum* von *wachsen*, *Entwicklung* von sich *entwickeln* etc.). Er ist aber im programmatischen Gebrauch aller spezifizierenden Argumente beraubt, also ein Abstraktum im grammatisch-semantischen Sinne. Bei *Freiheit* oder *Gleichheit* ist zu fragen: Wer soll frei oder gleich sein? In welcher Hinsicht? Von was oder gegenüber wem? *Frei* und *gleich* sind Prädikate mit etlichen Leerstellen für Argumente und Ergänzungen. Erst durch deren Füllung gewinnen solche Begriffe ein Minimum an Spezifität, das sie überhaupt diskutierbar macht. Zu politischen Programmbegriffen à la *Freiheit, Gleichheit, Fortschritt, Kultur, Entwicklung* werden sie aber gerade durch das Absehen von all diesen Spezifizierungsbedürfnissen. Der perfekte Programmbegriff ist ein abstrakter Kollektivsingular.

4. MORALISMUS UND ANTIMORALISMUS

Einen ausgeprägten Sinn für das Kommende hat Erdmann in seinen Analysen des politischen Moralisierens und des demonstrativen Antimoralismus in der Politik bewiesen. Und nicht nur das, er hat auch die unauflösbaren inneren Widersprüche des Norm- und Moraldiskurses in der Massendemokratie früh gesehen und vorbildlich freigelegt. Ich formuliere es wieder ›modern‹, in der Terminologie der Diskursanalyse: Dass Normismus und Moralismus in der Massendemokratie ›unhintergehbar‹, unvermeidlich sind, dass sie aber den Gegenhalt in statistischem Normalismus, in Daten, Durchschnitten, Zahlen, Statistiken benötigen,[22] das hat Erdmann mit sicherem Instinkt erkannt.

Im Jahre 1908 veröffentlicht er im *Kunstwart* einen Beitrag mit dem schönen Titel »Immoralitäts-Fexerei«. Darin verspottet (und seziert) er die zeitgeistige Tendenz moderner Intellektueller, verächtlich von der Moral in ästhetischen und politischen Angelegenheiten zu sprechen. Gerne nimmt die »moderne« Fraktion der Intelligenz seiner Zeit für sich den Ehrentitel des »Immoralisten« in Anspruch. Philosophisch geadelt ist diese Position durch Nietzsches bekannte Moralkritik. Zitiert wird Hans Heinz Ewers mit dem emblematischen Satz, Moral interessiere ihn nicht, sie sei »ein Spielzeug für Kinder und Trottel«.[23]

Erdmann, scharfsinniger Diskursanalytiker, der er ist, nimmt sich die einschlägigen Bekenntnistexte vor und stößt auf elementare logische Widersprüche. Man könne, so schreibt er, entweder die Existenz von moralischen Orientierungen bestreiten oder aber deren Wert.[24] Beides gehe jedoch nicht, aus logischen Gründen. Witzigerweise sei es jedoch in den Texten der »Immoralisten« Brauch, beides zugleich zu bestreiten.

Erdmanns Argumentation läst sich so zusammenfassen: Wer die *Existenz* von Moral bestreitet, der führt

21 Erdmann, *Die Kunst recht zu behalten*, S. 121.

22 Link, Jürgen: *Versuch über den Normalismus. Wie Normalität produziert wird*. 3. Aufl. Göttingen 2006.

23 Karl Otto Erdmann: »Immoralitäts-Fexerei«. In: *Der Kunstwart* 21 (1908), 15. S. 129–137

24 Ebd., S. 130.

alle menschlichen Handlungen auf niedrige, egoistische Motive zurück. Und vor *diesem* Hintergrund gilt: Wer an die Moralität anderer glaubt, der irrt oder ist dumm, wer Moralität für sich selbst in Anspruch nimmt, der heuchelt oder betrügt sich selbst. Da Motive grundsätzlich *unterstellt*, aber niemals *bewiesen* werden können, ist dieser Standpunkt leicht zu verteidigen.[25]

Wer indessen nicht die Existenz, sondern den (theoretischen und praktischen) *Sinn und Wert* moralischer Orientierungen bestreitet, der erklärt moralische Urteile für real und motiviert, aber eben für falsch. Wer sich der Moral verschreibt, wer Sittlichkeit predigt, der ist biologisch untüchtig, unter Naturbedingungen nicht überlebensfähig, zu kurz gekommen, dekadent, ein Sklave. Das sind erkennbar die Motive aus Nietzsches Kritik an Christentum und »Sklavenmoral« und an seiner Apologie des amoralischen »Übermenschen«.

So weit, so gut. Aber Erdmann geht weiter und liefert eine auch nach mehr als 100 Jahren noch lehrreiche und lesenswerte diskurslinguistische Anatomie des (auch heute überaus modischen) politischen Immoralismus. Denken Sie bitte vergleichsweise an den heutigen Anti-PC-Diskurs, an die Anprangerung des »linken Moralterrors«, an Blogs wie »Die Achse des Guten« oder »Politically Incorrect«, die sich dem Kampf gegen moralisierende Sprachregeln verschrieben haben. Erdmanns These gegen die »Immoralitäts-Fexe« lautet: Echter »Immoralismus« ist weder politisch noch philosophisch folgerichtig durchführbar. Gegen Moral und Moralisierung kann man nur im Sinne einer für sich selbst beanspruchten »höheren« Moral auftreten,[26] so dass gerade in der Moralkritik der schöne Satz von F.W. Bernstein gilt: »Die schärfsten Kritiker der Elche waren früher selber welche«. Der demonstrative Antimoralismus ist eine Attitüde, die aber diskursiv nur funktioniert, indem sie selbst eine neue und exklusivere moralische Gemeinschaft begründet: eben die der Antimoralisten. Erdmann argumentiert ganz modern, mit der beobachtbaren Realität instinktiv altruistischer Handlungen gegenüber den eigenen Jungen im Tierreich – und mit der Tatsache, dass auch eine Gemeinschaft von Verbrechern nicht ohne Moral auskäme. Erdmanns These, wonach der modisch-demonstrative Immoralismus nicht folgerichtig durchführbar sei, gründet auf der (durchaus sprach- und kommunikationswissenschaftlichen) Erkenntnis, dass verbale Moralisierung ein Mittel zur Gleichrichtung der Motive und zur improvisierten Gruppenbildung bei den Adressaten ist. Die Immoralisten (damalige wie heutige!) leben von der zutiefst moralischen Gewissheit, dass sie sich als Wir-Gruppe den Moralheuchlern überlegen fühlen. Die eigentümliche Reflexivität des Moralbegriffes äußert sich darin, dass sein Wert- und Gemeinschaftsgehalt selbst in der demonstrativen Negation erhalten bleibt. Allen massendemokratischen Programm- und Fahnenwörtern des von Erdmann untersuchten Typs (*Gleichheit, Freiheit, Demokratie, Toleranz..*) ist die Tendenz zur moralischen Identifikation ebenso eingeschrieben wie die Tendenz zur konzeptuellen Unterbestimmtheit, die fallweise Präzisierung des Gemeinten verlangt. In der Masse freilich ›wirkt‹ in erster Linie der moralische Gehalt.

Es finden sich auch bei Erdmann Hinweise auf Moral als einen Code für die Kommunikation von Achtung oder Missachtung (im späteren Luhmannschen[27] Sinne): Soziale Forderungen der Arbeiterbewegung kann man auf Gerechtigkeitsliebe zurückführen (und damit Achtung kommunizieren) oder auf Neid gegenüber den Bürgern (und damit Missachtung kommunizieren).[28] In der öffentlichen Sphäre geht es darum, welches Deutungsmuster sich durchsetzt, hegemonial wird.

5. DIE SOZIOLOGISCHE LINIE: KARL MANNHEIM

Dass Karl Mannheim zu den entscheidenden Anregern der modernen politischen Begriffsgeschichte zählt, obwohl er von deren ›offiziellen‹ Urhebern (Carl Schmitt, Reinhart Koselleck) kaum je genannt wird, steht einigermaßen fest.[29] Diese Geschichte lässt sich noch etwas weiter zurückverfolgen: Karl Mannheim hat Erdmanns rhetorisch-semantische Analysen von Wert- und Programmbegriffen aufgenommen und weiter soziologisiert. Ich beschränke mich hier auf ein paar Bemerkungen aus einer frühen Studie Karl Mannheims aus dem Jahr 1922 (»Eine soziologische

25 Ebd.
26 Ebd., S. 131.

27 Vgl. Niklas Luhmann/Stephan H. Pfürtner (Hg.): *Theorietechnik und Moral*, Frankfurt/M. 1978.
28 Ebd., S. 133 ff.
29 Vgl. jetzt Müller, Schmieder, *Begriffsgeschichte und historische Semantik.*

Theorie der Kultur und ihrer Erkennbarkeit (konjunktives und kommunikatives Denken)«.

Anknüpfen können wir gleich am ersten Prinzip Erdmanns, wonach in dem, was wir Wortbedeutung nennen, immer eigene und fremde Erfahrungen zusammenlaufen. Mannheim konstruiert eine analoge Matrix nach welcher Namen und Bedeutungen einerseits Erfahrungen fixieren im Blick auf die Sprecher, die sie benutzen, andererseits die der »Erkenntnisgemeinschaft« zugewandte Seite der Dinge und Ereignisse bilden.[30] Wiederum Erdmann folgend notiert Karl Mannheim, dass das »Begriffliche« (heute würden wir vielleicht sagen: das ›Kognitive‹) an den politischen Begriffen lediglich eine Seite der Angelegenheit ist. Rekonstruiert werden müsse die existenzielle »Rückverankerung« der Ausdrücke, in den Bezügen, denen sie entstammen.[31] Die geteilten Begriffe sind für Mannheim so etwas wie kollektive ›Lebensmittel‹, sie verändern die Wirklichkeit. Hier ist im Keim bereits die spätere begriffsgeschichtliche These Reinhart Koselleck s erkennbar: Politische Begriffe sind Indikatoren und Faktoren des historischen Geschehens.

Begriffe organisieren (wiederum in der Terminologie Mannheims) ›Wiederholbarkeit‹ in einem geteilten Erfahrungsraum, sie kanalisieren die individuellen Erfahrungen in gemeinschaftliche Bahnen, und sie fixieren und artikulieren Erfahrungsstrecken und -ausschnitte so, dass sie auch an Individuen weitergegeben werden können, die keine Primärerfahrung der in ihnen fixierten Bestände haben. In diesem Sinne spricht Mannheim davon, dass kulturelle Gemeinschaften ohne geteilte Begriffe nicht möglich seien, weil wirklich geteilte Erfahrungen (»konjunktive Erfahrungsgemeinschaft« bei Mannheim) nur begrifflich weitergegeben werden. Dem alten psychologistischen Begriff der ›Kollektivvorstellung‹ (eigentlich ein Unding, da ›Vorstellungen‹ immer individuell sein müssen) gibt Mannheim einen eigenen ›Dreh‹: Zunächst gelten sprachliche Schematisierungen nur in tatsächlich geteilten Erfahrungsräumen (heute würde man sagen: Sie sind gebunden an geteilte Aufmerksamkeit, *joint attention*). Die sprachliche Schematisierung setzt jedoch eine eigene Dynamik frei: Der unreflektiert in den »Kollektivvorstellungen« lebende Mensch merkt nicht, dass er die Gegenstände und Sachverhalte seines Erlebnishorizontes nur insoweit erfasst, als sie in die »Kollektivbedeutsamkeiten« eingehen.[32] Im Einzelnen entsteht durch die Übernahme begrifflicher Schematisierungen so etwas wie eine Repräsentation des ›Kollektivsubjekts‹ in uns, die so weit reicht, wie es gemeinschaftlich gebundene, im ›konjunktiven‹ Erfahrungsraum gesammelte Wissensbestände gibt. Der Modellgedanke erinnert stark an George Herbert Meads Konzept vom *generalized other.* Die ›Sprachlichkeit‹ politischer Begriffe hält und fixiert die Deutungs- und Wertungsmuster der Individuen, sie müssen keineswegs ›gleich‹ sein oder im Detail übereinstimmen, aber sie müssen anschlussfähig bleiben, weil das Individuum sonst aufhört, für die anderen Gesellschaftsmitglieder verständlich zu sein.

Das hat zur Folge (und damit sind wir bereits mitten in der Begriffsgeschichte), dass im Bedeutungswandel der Erfahrungs- und Erwartungsbegriffe die Dynamiken und Verschiebungen der Gemeinschaftserfahrung fassbar und rekonstruierbar werden.

In der alltäglichen Vollzugswirklichkeit der Individuen wird umgekehrt die hohe Vielfalt, Veränderlichkeit und Varianz der Erfahrungen eingedämmt und kanalisiert durch die sprachliche Schematisierung. Modern gesprochen (in der Terminologie Luhmanns) haben Begriffe eine doppelte Reduktionsleistung: Für das *individuelle* Bewusstsein reduzieren und schematisieren sie die bunte Vielfalt und den stetigen Wandel der Erfahrung, und für die *kulturelle* Kommunikation zwischen Gruppen mit unterschiedlicher Primärerfahrung machen sie deren ›konjunktive‹ Erfahrung für andere Gruppen anschlussfähig.

Der Mannheim-Schüler und Begründer der modernen Wissenschaftssoziologie Ludwik Fleck wird wenig Jahre später schreiben, dass es so etwas wie eine identische Übertragung von Inhalten, Vorstellungen etc. weder in der ›esoterischen‹ Kommunikation fachlicher Gemeinschaften gebe noch erst recht in der ›exoterischen‹ Kommunikation zwischen unterschiedlichen Gemeinschaften (etwa Laien und Experten in einer bestimmten Disziplin). Was wir als ›Begriff‹ bezeichnen und irrig für kognitiv identische konzeptuelle Repräsentationen halten, das funktioniert tatsächlich eher wie eine Art Schnittstelle zwischen

30 Karl Mannheim: »Eine soziologische Theorie der Kultur und ihrer Erkennbarkeit (konjunktives und kommunikatives Denken)« (1922). In: ders.: *Strukturen des Denkens.* Frankfurt a. M. 1980, 155–322, hier S. 218.

31 Ebd., S. 219.

32 Ebd., S. 237.

gesellschaftlichen Gruppen sowie zwischen Gruppen und Individuen.

Der zu Grunde liegende Gedanke (sicher befruchtet durch die Kritik am ›Psychologismus‹ des 19. Jahrhunderts) scheint im ersten Drittel des 20. Jahrhunderts in der Luft gelegen zu haben. Wir finden Varianten davon in Georg Herbert Meads Symbolischem Interaktionismus, in der kulturhistorischen Psychologie Wygotskis und auch im Umkreis der Sozialphänomenologie.

Was den Status solcher Begriffe für den gesellschaftlichen und politischen Prozess betrifft, so spricht Mannheim von der Möglichkeit nominalistischer und realistischer »Entgleisungen‹:[33] *Prozessual* changieren Begriffe zwischen Hypostasierung (*die Globalisierung* als Subjekt in Sätzen wie *Die Globalisierung verschärft den Standortwettbewerb*) und Identifizierung mit prototypischen Einzelbezügen (*Terrorismus* = 11. September). Solchermaßen ›umkreisen‹ wir begrifflich unsere Lebenswirklichkeit, und die Entstehung und Fixierung neuer Perspektiven ist ein Produkt des realen Geschichtsprozesses selbst. Der Begriffsgebrauch bewegt sich auf einem Kontinuum zwischen Indikativität und Prädikativität. Mannheims Beispiele sind selbst hoch aggregierte und historisch bewegliche Ausdrücke wie *Liebe, Staat, Polis, Kultur, Kapitalismus*, an denen man gut zeigen kann, wie jede Epoche sie für sich neu zu kalibrieren sucht. Was Koselleck später als »Bewegungsbegriffe« bezeichnen wird, ist bei Mannheim bereits im Detail entwickelt:

Worte wie ´Kapitalismus`, ´Proletariat´, ´Kultur´ enthalten und meinen keine Summierung, sondern eine von einem bestimmten historischen Standort gesehene Bewegungsrichtung. Nicht als abstrakte Destillata, sondern in ihrer konkreten Inhaltlichkeit sind diese Begriffe richtungsbestimmt«.[34]

Dass Begriffe selbst (als Instanzen der Vergesellschaftung von Erfahrung) auch Handlungsgrößen, Voraussetzungen und Elemente gemeinsamen politischen Handelns sind (Koselleck wird später sagen: »Faktoren« im geschichtlichen Prozess), entwickelt Mannheim in seinem frühen Text mit Hilfe einer These von Georg Simmel. Demnach können ›Massen‹ sich nur so weit sozialisieren und vereinigen, wie die geteilten Bestände eines kollektiven Subjekts in ihnen reichen. Das ist gewissermaßen der ›synchrone‹ Aspekt sprachlicher Vergesellschaftung, neben dem es aber auch einen ›diachronen‹ Aspekt im Management von Kontinuität und Diskontinuität kultureller Rezeption gibt.[35]

Im Kern, so resümiert Mannheim, ist Sprache = »Konjunktivität«,[36] aber eben verbunden mit der Möglichkeit, zu ein und demselben Lautkörper eine Vielfalt von Perspektiven auszubilden und festzuhalten. Durch diese notwendige Entfernung sprachlicher Bedeutungen vom unmittelbaren Erfahrungsraum geteilter Aufmerksamkeit entkoppeln sich tendenziell *Kommunikation* und *Verstehen*. Kommunikation ist und bleibt unter den Bedingungen der kulturellen Perspektivendisjunktion möglich, Verstehen wird indessen unmöglich. Aber durch diese Entkopplung wird die sprachliche Abstraktion zu einem ›Realfaktor‹ des Erlebens: Dinge, Sachverhalte, Ereignisse werden in dem Maße erlebt, wie sie in die Begriffsbedeutung eingegangen sind. Die Suggestion einer ›gemeinsamen Welt‹ jenseits des konkreten Erfahrungsraums wird kommunikativ übertragbar und »in fremden Gemeinschaftsgruppen fortsetzbar«.[37] Diese Überlegung entspricht bereits voll und ganz dem Gedanken der »Anschlussfähigkeit« bei Luhmann, und sie markiert den zentralen Gegensatz zur gleichzeitig heraufziehenden »volkhaften« Sprachauffassung[38] , die – etwa bei Leo Weisgerber – als »konjunktive« Sphäre das jeweilige Sprachvolk einsetzt und einfach hypostasiert, dass in der ›Muttersprache‹ niedergelegt sei, was sich beim »Versuch, die Welt zu bemeistern« für das jeweilige Volk als wichtig und brauchbar erwiesen habe.[39]

Was das einzelne Bewusstsein mit der Kommunikation für seine alltägliche Orientierung aufnimmt, das sind notwendigerweise Amalgamierungen aus sedimentierten Unterströmen der Vergangenheit (»Petrefakten«[40]) und den ›konjunktiven« Erfahrungen unserer Gegenwart. Insofern stiften durchgehaltene Begriffe (aus der Sphäre der Selbstdeutung) ein Stück Erfahrungskontinuität über Phasen des radikalen

33 Ebd., S. 251.
34 Ebd., S. 275

35 Mannheim: »*Eine soziologische Theorie der Kultur*«, S. 283.
36 Ebd., S. 287 f.
37 Ebd., S. 289.
38 Clemens Knobloch, »*Volkhafte Sprachforschung*«, Tübingen 2005.
39 Weisgerber, *Muttersprache und Geistesbildung*, S. 99.
40 Mannheim: »*Eine soziologische Theorie der Kultur*«, S. 295.

Wandels hinweg, und neue Selbstdeutungsbegriffe können gesellschaftlichen Wandel, ja eine gänzlich neue Lage suggerieren, auch wenn sich wenig verändert hat.

Bis jetzt habe ich nur über das theoretische Gerüst der heraufziehenden Analyse politischer Begriffe und ihrer Wirkungsdynamik bei Erdmann und Mannheim gesprochen. Nicht weniger ergiebig wäre die Kontinuität der tatsächlichen begriffsanalytischen Arbeit beider Autoren. Ich nenne nur das Beispiel *Toleranz*, das ja auch prominent bei Erdmann bereits auftaucht. Zu dessen eher begriffslogischer Analyse fügt Mannheim in seiner bekannten Arbeit zum wirtschaftlichen Erfolgsstreben so etwas wie ein historisches Gerüst hinzu:

Das bedeutet aber,etwas laxer gesprochendass die moderne Wirtschaftsgesellschaft (gerade weil die wirtschaftliche Zwangsläufigkeit immer mehr auch das Einzelgewebe des Alltagshandelns durchdringt) ´es sich leisten kann´, die ´Ideologien´ immer mehr freizugeben.[41]

Der enger werdende sachzwangartige Kontrolldruck wirtschaftlicher Disziplinierung erlaubt es, normative Vorgaben für den Einzelnen und Gesinnungsdruck zu lockern. *Flexibilität, Toleranz* und (heute ganz besonders) *Diversität* werden demnach zu moralischen Überlegenheitsbegriffen in wirtschaftsliberalen Gesellschaften.

6. SCHLUSS

Für Weisgerber und die »volkhaften« Gemeinschaftsdenker (die sich selbst als Neo-Humboldtianer verstehen) ist die Sprachgemeinschaft zugleich der feste Garant für eine Wert-, Welt-, Erkenntnis- und Wissensgemeinschaft. Das bindende Element steht im Vordergrund. Politisch wirkt diese Ansicht, indem sie Sprachgemeinschaften als eine Art »kommunikativer Spezies« naturalisiert, die nur miteinander kommunizieren können und gegen andere Sprachgemeinschaften semantisch abgedichtet sind. Kämpfe und Meinungsverschiedenheiten *innerhalb* der Sprachgemeinschaft lassen sich so als naturwidrig moralisieren.

In der skeptischen Version Fritz Mauthners ist die »Gemeinsamkeit« der Sprache eine trennende Illusion von geteiltem Wissen und geteilter Erfahrung.[42] In der programmatisch geeinigten völkischen Version von Weisgerber und Schmidt-Rohr wird aus der Illusion die verbindende Kraft.

Die Linie hingegen, die von Karl Otto Erdmann zu Karl Mannheim führt (und von der ich nur zwei markante Punkte anreißen konnte), korreliert nicht mit dem Weg zur ›Volksgemeinschaft« als Sprachgemeinschaft, sondern mit der Möglichkeit, zu den gleichen Wortkörpern ganz unterschiedliche und vielfältige Perspektiven aufzubauen und festzuhalten.[43] Anders gesagt: Erdmann und Mannheim sind Pioniere einer pragmatisch-kommunikativen Sprachauffassung, für die die öffentliche Auseinandersetzung um Begriffe, Deutungsmuster, Perspektiven Teil einer gesellschaftlichen Machtpraxis ist, die sich zugleich als »Wissen« artikuliert und mit programmatischen sozialen und politischen Perspektiven verbindet. Erdmann hat dafür die Formel, dass im »Wortkampf« (gleich ob es sich um einen »politischen« oder einen »wissenschaftlichen« Wortkampf handelt) der Wille zur Macht vom Willen zur Wahrheit nicht zu unterscheiden sei (was fast schon ein wenig an Foucault denken lässt).[44] Und Mannheim hat die etwas altertümliche Formel, auch theoretische Konzepte mit Wissensanspruch seien Teil eines »Weltwollens«, was wohl auf den (mehr oder weniger deutlichen) programmatischen Überschuss hindeutet, den auch wissenschaftliche Leitbegriffe brauchen, um praxistauglich zu sein.[45]

41 Karl Mannheim, Karl: »Über das Wesen und die Bedeutung des wirtschaftlichen Erfolgsstrebens« (1930), in ders., *Wissenssoziologie.* Neuwied 1964, S. 625–687, hier S. 647.

42 Fritz Mauthner: *Beiträge zu einer Kritik der Sprache*. 3 Bde. Stuttgart 1901 ff. [3. Aufl. Leipzig 1923].

43 Mannheim: »Eine soziologische Theorie der Kultur«, S. 286.

44 Erdmann, *Die Kunst recht zu behalten*, S. 35.

45 Ebd., 304.

REINHART KOSELLECKS KONZEPT »SEMANTISCHER KÄMPFE«

Christof Dipper

Semantische Kämpfe gehören zum Alltag, die Gegenwart ist geradezu erfüllt von ihnen, denn »Herrschaft und Macht werden auch über Semantik ausgeübt«.[1] Man möchte deshalb meinen, dass sie einfach zum Sprachgebrauch gehören und seit jeher unsere verbalen Auseinandersetzungen begleiten. Ob das richtig ist, kann und soll hier gar nicht untersucht werden, Historiker sind dafür eher ungeeignet. Seit wann sie aber in unser Bewusstsein getreten sind und weshalb, ist eine Frage, zu der die Begriffsgeschichte durchaus etwas beizutragen hat. Es verdient darum Interesse, den weit über Deutschland hinaus bekannten Historiker der Ideen und Begriffe, den 2006 verstorbenen Reinhart Koselleck, auf seinem Weg vom hochgradig ideologisierten Konzept semantischer Kämpfe zur radikal historisierten Begriffsgeschichte zu begleiten, weil einige seiner dabei gemachten Einsichten ganz allgemein zu verstehen helfen, wie in Europa sprachlich die Moderne entstand und welchen Verlauf sie genommen hat.

Von »semantischen Kämpfen« sprach Reinhart Koselleck in seinem gesamten Werk, wenn nicht alles täuscht, nur ein einziges Mal, nämlich als er 1972 am Beispiel der Septemberdenkschrift aus dem Jahre 1807 des soeben auf Betreiben Napoleons geschassten Ersten Ministers Graf Hardenberg dessen begriffspolitische Finessen verdeutlichte. Hardenberg wählte hier an entscheidender Stelle den Neologismus »Staatsbürger« anstelle hergebrachter ständischer Termini, benützte also »einen Kampfbegriff«,[2] was Koselleck die Gelegenheit verschaffte, etwas zum »Kampf um die ›richtigen‹ Begriffe« überhaupt zu sagen.[3] Seit 1770 verzeichne die deutsche Sprache »eine Fülle neuer Bedeutungen alter Worte und Neuprägungen […], die mit dem Sprachhaushalt den gesamten politischen und sozialen Erfahrungsraum verändert und neue Erwartungshorizonte gesetzt haben«[4] mit der Folge, dass »der Kampf um die ›richtigen‹ Begriffe […] an sozialer und politischer Brisanz« zugenommen habe.[5] Dies sei kein Einzelfall, wie er wenig später feststellte. »Der semantische Kampf, um politische oder soziale Positionen zu definieren und kraft der Definitionen aufrecht zu erhalten oder durchzusetzen, gehört freilich zu allen Krisenzeiten, die wir durch Schriftquellen kennen«.[6]

Bis hierher klingt das alles leidenschaftslos und strikt analytisch, es handelt sich scheinbar um die Bilanz einer damals immerhin zwei Jahrzehnte währenden Forscheraktivität zur Begriffsgeschichte mit bahnbrechenden Erkenntnissen. Der an das obige Zitat anschließende Satz enthüllt aber jenes kulturpessimistische Geschichtsbild, das schon Kosellecks wissenschaftliche Anfänge gekennzeichnet und seinen spezifischen

1 Ekkehard Felder, »Semantische Kämpfe in Wissensdomänen. Eine Einführung in Benennungs-, Bedeutungs- und Sachverhaltsfixierungs-Konkurrenzen«, in: Ders., (Hg.), *Semantische Kämpfe. Macht und Sprache in den Wissenschaften*, Berlin 2004, S. 13–46, hier S. 13. In diesem Sammelband werden von Linguisten Beispiele für semantische Kämpfe in verschiedenen Disziplinen vorgestellt, darunter auch der Geschichtswissenschaft, aber eine Wissensgeschichte dieser heute so offensichtlichen Tatsache sucht man in ihm vergeblich.

2 Reinhart Koselleck, »Begriffsgeschichte und Sozialgeschichte« [1972], in: Ders., *Vergangene Zukunft. Zur Semantik geschichtlicher Zeiten*, Frankfurt a. M. 1979, S. 107–129, hier S. 111.

3 Ebd., S. 112.

4 Ebd.

5 Ebd.

6 Ebd., S. 113.

wissenschaftlichen Ansatz überhaupt ausgelöst hat: »Seit der Französischen Revolution hat sich dieser Kampf verstärkt und strukturell verändert«. Auch das war vergleichsweise leidenschaftslos, denn früher pflegte er zu sagen, seit damals herrsche der »Zustand einer permanenten Krise«,[7] weil von da an die semantischen Kämpfe nicht mehr abbrächen, sondern im Gegenteil eine ganz neue Dimension angenommen hätten. So könnten inzwischen auch »Zukunftsbegriffe«[8] geprägt werden, mit deren Hilfe die Welt umgestaltet werden soll. Das aber habe dazu geführt, dass seither nicht mehr nur Deutungs-, sondern manifeste Kämpfe ausgefochten werden, denn wir müssen nun mit Utopien leben, deren Versuche der Durchsetzung namentlich das 20. Jahrhundert mit unvorstellbarem Elend überzogen haben. Semantische Kämpfe und ihre Folgen, Ideologien und Utopien, sind dieser Lesart zufolge das wichtigste Merkmal einer als krisenhaft empfundenen, weil friedlosen Moderne. Ihretwegen steht die Welt permanent am Abgrund, und wenn es schon kein Mittel gibt, geben kann, die seit den Zeiten der Aufklärung zu beobachtenden Kämpfe zu beenden, so ist zumindest »eine Aufklärung über die Aufklärung« nötig,[9] wie es Koselleck bei der Feier zum 50. Jahrestag seiner Promotion ausgedrückt hat. Aber in Wahrheit hat er ihr den Prozess auf eine Weise gemacht, die viele bis heute als irritierend empfinden. Man ist geneigt, darauf mit der irenischen Formel zu antworten, die Koselleck selbst einmal auf Otto Brunners problematisches Buch *Land und Herrschaft* von 1939/42 gemünzt hat: Dieses sei »ein gutes Beispiel dafür, daß auch politisch bedingte Erkenntnisinteressen zu theoretisch und methodisch neuen Einsichten führen können, die ihre Ausgangslage überdauern«.[10]

Über die Ursachen für seine abgrundtiefe Skepsis muss man nicht lange rätseln. Es sind die grauenhaften Kriegserfahrungen, und sein Studium sollte Koselleck helfen, sie zu verarbeiten. Damit stand er damals nicht allein. »Das drängende Bedürfnis nach geistiger Verortung im großen geschichtsphilosophischen Stil, einer Verortung, die weit über Fragehaltungen, wie ›1933‹ möglich war, hinausging«,[11] war eine der möglichen Reaktionen, und so entschied sich Koselleck – wie andere in seinem Heidelberger Freundeskreis auch –[12] für die zeitdiagnostischen, Orientierung verheißenden Fächer Philosophie, Soziologie und Geschichte. Die Freunde nahmen »den Auftrag zu denken passioniert an« und es war klar, wie sich sein Studienfreund Ivan Nagel erinnert, dass »dieses Denken, am Ausgang radikaler Katastrophen, ein radikales sein« musste.[13] Über die Moderne hat Koselleck damals deshalb den Stab gebrochen, war sie doch die Ursache einer Friedlosigkeit, die seiner Ansicht nach 1945 nicht überwunden war, sondern während seines Studiums – die meisten Jahre davon fielen in die Zeit des Koreakriegs – in einen Dritten Weltkrieg zu münden drohte[14]. Folglich lebte und forschte er in einer doppelten Frontstellung. Unmittelbar richtete sich sein Zorn gegen die »Ideologien Amerikas und der Sowjetunion, die beide sich als Universalbefreiung statt als Interessenpolitik gaben«. Aber bei der Suche nach dem »Ursprung jenes Anspruchs auf Unfehlbarkeit« landete er bei der Aufklärung.[15] Verbindendes Element war, wie Nagel berichtete, Kosellecks »Affekt« – Habermas wird später vom »Ressentiment« sprechen[16] – gegen die »utopistischen Geschichtsphi-

7 Reinhart Koselleck, *Kritik und Krise. Ein Beitrag zur Pathogenese der bürgerlichen Welt*, Freiburg 21969, S. 1. Dazu jetzt ausführlich Gennaro Imbriano, *Le due modernità. Critica, crisi e utopia in Reinhart Koselleck*, Rom 2016.

8 Koselleck, »Begriffsgeschichte und Sozialgeschichte«, S. 113.

9 Koselleck, »Dankrede« [2004], in: Stefan Weinfurter (Hrsg.), *Reinhart Koselleck (1923–2006). Reden zum 50. Jahrestag seiner Promotion in Heidelberg*, Heidelberg 2006, S. 33– 60, hier S. 59.

10 Koselleck, »Sozialgeschichte und Begriffsgeschichte« [1986], in: Ders., *Begriffsgeschichten. Studien zur Semantik und Pragmatik der politischen und sozialen Sprache*, Frankfurt a. M. 2006, S. 9–31, hier S. 12, Anm. 4.

11 Dirk van Laak, *Gespräche in der Sicherheit des Schweigens. Carl Schmitt in der politischen Geistesgeschichte der frühen Bundesrepublik*, Berlin 1993, S. 271.

12 Dazu Nikolaus Sombart, *Rendezvous mit dem Weltgeist. Heidelberger Reminiszenzen 1945–1951*, Frankfurt a. M. 2000, S 250ff.

13 Ivan Nagel, »Der Kritiker der Krise«, in: Weinfurter (Hrsg.), Reinhart Koselleck, S. 23–31, hier S. 24.

14 Mindestens bis 1989 setzt sich Koselleck immer wieder mit der angemessenen Haltung gegenüber der »Atombedrohung« auseinander. So beispielsweise 1987 (Koselleck, »Zur Begriffsgeschichte der Zeitutopie« [1987] in: Ders., *Begriffsgeschichten*, S. 252–273, hier S. 272f.) Die Vorstellung permanenter Friedlosigkeit blieb Kosellecks bilanzierender Blick auf die Geschichte bis zum Lebensende. Noch 2001 sagte er in einem Interview: »Also Konflikte lassen sich nicht endgültig lösen, sie werden eigentlich nur abgelöst durch anders strukturierte Konflikte. Das ist die Erfahrung, die uns die gesamte Geschichte liefert«. Koselleck/Carsten Dutt: *Erfahrene Geschichte. Zwei Gespräche*, Heidelberg 2013, S. S. 45–67, hier S. 52.

15 Beide Zitate stammen von Nagel, »Der Kritiker der Krise«, S. 28.

16 Jürgen Habermas, »Verrufener Fortschritt – verkanntes Jahrhundert«, in: Merkur 14 (1960), S. 468–477, hier S. 470. Der kurze Aufsatz ist eine Besprechung von *Kritik und Krise* und von *Geschichtsphilosophie und Weltbürgerkrieg* von Kosellecks Freund Hanno Kesting.

losophien«,[17] die sich als unfehlbar darstellten und die Welt nach ihrer Wahrheit zu gestalten suchten, ohne Rücksicht auf die Menschen.

Von Begriffen war anfangs noch nicht die Rede. Dazu bedurfte es, das hat Koselleck immer wieder bestätigt, des Einflusses von Carl Schmitt, den er 1950 in Heidelberg kennen lernte und der ihm riet, für seine Kritik der Aufklärung mit Hilfe alter Lexika und Wörterbücher den Wandel der Sprache einzufangen.[18] Schmitt hatte schon seit den 1920er Jahren, darunter auch in seiner Auseinandersetzung mit Meineckes *Idee der Staatsräson*, dem er Wertrelativismus, mangelhafte Vorstellung von historischer Individualität und implizite Fortschrittsidee vorwarf, seiner Auffassung vom Eigenwert jeder Epoche, der eine je spezifische Begrifflichkeit zugeordnet war, Ausdruck verliehen, zumeist in der ihm eigenen politisch-polemischen Form. Einige dieser Aufsätze hatte er 1940 unter dem Titel *Positionen und Begriffe im Kampf gegen Weimar-Genf-Versailles 1923–1939* zusammengefasst[19] und damit zehn Jahre später den Gedanken semantischer Kämpfe seinen jungen Heidelberger Bewunderern, ersichtlich besonders Koselleck nahe gebracht[20]. Über den Grad des Einflusses von Schmitt auf Koselleck wird bekanntlich seit jeher kontrovers diskutiert[21]. Helmut Kuhn beendete seine kluge Rezension von Kosellecks Doktorarbeit mit der Feststellung: »Der Geist Carl Schmitts (dem bisweilen Th. Adorno über die Schulter sieht) ist in jedem Kapitel dieser Studie gegenwärtig«.[22] Noch weiter ging Jürgen Habermas, der seine Doppelbesprechung von Kosellecks und Kestings Dissertationen mit den Worten abschloss: »Immerhin sind wir dankbar, von so gescheiten Autoren zu erfahren, wie Carl Schmitt, ein so denkender Spezialist, die Lage heute beurteilt«.[23] Koselleck selber beklagte sich 2004 über ungerechtfertigte Vorwürfe[24], starb aber kurz bevor er im Marbacher Literaturarchiv einen Vortrag über sein Verhältnis zu Carl Schmitt halten sollte.[25] Neuere Beiträge betonen eher die Selbständigkeit schon des Doktoranden gegenüber seinem Rat- und Stichwortgeber, akzentuieren aber den begriffsgeschichtlichen Einfluss nach wie vor unterschiedlich: Während der Schmitt-Kenner Reinhard Mehring unter Hinweis auf das Stichwort ›Gegenbegriffe‹ eine dauerhafte Nähe Kosellecks zu Schmitt behauptet und beiden »Begriffspolitik« attestiert,[26] verweist der Koselleck-Kenner Niklas Olsen darauf, dass Koselleck niemals Schmitts normative und dezisionistische Auffassung von Begriffsgeschichte geteilt habe.[27] Man könnte aber stärker als diese beiden Autoren zwischen dem frühen Koselleck, den die semantischen Kämpfe interessierten, und dem späteren unterscheiden, der daraus eine viel anspruchsvollere begriffsgeschichtliche Theorie machte, in deren Mittelpunkt die hier nicht weiter zu

17 Nagel, »Der Kritiker der Krise«, S. 28.

18 »Begriffsgeschichte, Sozialgeschichte, begriffene Geschichte. Reinhart Koselleck im Gespräch mit Christof Dipper«, in: *Neue Politische Literatur* 43 (1998) S. 187–205, hier S. 187.

19 Carl Schmitt, *Positionen und Begriffe im Kampf gegen Weimar-Genf-Versailles 1923–1939*, Berlin 1940.

20 Koselleck hat die dort enthaltene scharfe Kritik an Meinecke in seiner Dissertation übernommen, diese Passage aber für die Druckfassung gestrichen. Niklas Olsen, *History in the Plural. An Introduction to the Work of Reinhart Koselleck*, New York 2012, S. 60. Koselleck selbst nannte Schmitts *Diktatur* von 1921 als Beispiel für ›methodische Brillanz‹ (»Begriffsgeschichte, Sozialgeschichte, begriffene Geschichte«, S. 187) und zitierte dieses Werk auch in der gedruckten Version seiner Dissertation, aber Olsen, der auch die maschinenschriftliche Fassung untersuchte, nennt die Kritik an Meinecke als ausschlaggebend.

21 Am Rande sei die irritierende Tatsache vermerkt, dass Schmitt Koselleck anbot, eine Rezension seiner Dissertation zu schreiben, ihn unter zwei Fassungen eine auswählen ließ und Koselleck es arrangierte, dass sie 1959 im *Historisch-Politischen Buch* erschien. Reinhard Mehring, »Begriffsgeschichte mit Carl Schmitt«, in: Hans Joas/Peter Vogt (Hrsg.), *Begriffene Geschichte. Beiträge zum Werk Reinhart Koselleck*, Berlin 2011, S. 138–168, S. 140, Anm. 15, unter Berufung auf den von ihm ausgewerteten Briefwechsel der beiden.

22 Helmut Kuhn, (Rez.) »R. Koselleck, Kritik und Krise. Ein Beitrag zur Pathogenese der bürgerlichen Welt, Freiburg 1959«, in: *Historische Zeitschrift* 192 (1961), S. 666–668. Der Philosoph Kuhn hatte schon 1933 Schmitts *Begriff des Politischen* vom Vorjahr besprochen.

23 Habermas, »Verrufener Fortschritt«, S. 477. Diesen Satz tilgte Habermas schon deshalb im späteren Wiederabdruck, weil er in seinem *Strukturwandel der Öffentlichkeit* Kosellecks »ausgezeichnete Untersuchung« lobte. J. Habermas, *Strukturwandel der Öffentlichkeit. Untersuchungen zu einer Kategorie der bürgerlichen Gesellschaft* [1962], Neuwied 41969,, S. 102, Anm. 2. Außerdem musste er sich selbst später von Ellen Kennedy deutliche Beeinflussung durch Schmitt nachweisen lassen. Ellen Kennedy, »Carl Schmitt und die »Frankfurter Schule«: Deutsche Liberalismuskritik im 20. Jahrhundert«, in: *Geschichte und Gesellschaft* 12 (1986) S. 380–419.

24 »So wurde, wer sich bei Carl Schmitt bedankt, zum Sprachrohr von Carl Schmitt abgestempelt«. Koselleck, »Dankrede« , S. 55.

25 2004 sagte er in einem Interview: »Ich habe Schmitt nie als einen Professor wahrgenommen, der sich im Dritten Reich kompromittiert hatte – und zweifellos hatte er sich kompromittiert –, sondern ich habe ihn wahrgenommen als einen der geistreichsten Anreger, denen ich in meinem Leben begegnet bin. Koselleck/Dutt, *Erfahrene Geschichte*, S. 41.

26 Mehring, »Begriffsgeschichte mit Carl Schmitt«. S. 165.

27 Olsen, *History in the Plural*, S. 187.

behandelnde »Sattelzeit« steht. Dem soll in der Folge nachgegangen werden.

In seiner 1954 eingereichten und erst fünf Jahre später gedruckten[28] Dissertation *Kritik und Krise*[29] machte Koselleck also der Aufklärung den Prozess, der er vorwarf, dass sie den vom Absolutismus durchgesetzten inneren Frieden unterminiert und letztlich die Revolution herbeigeführt habe – mit Wirkungen bis in die Gegenwart. Das Sündenregister ist lang. Im Kern steht sein (schon damals überholter, man denke nur an Machiavelli[30]) Vorwurf, es sei die Aufklärung gewesen, die den ethisch imprägnierten aristotelischen Politikbegriff, der bis dahin normativ den Ton angab, durch die Trennung von Moral und Politik beseitigte mit der Folge, dass die polemische Gegenüberstellung beider Größen das verderbliche utopische Denken freigesetzt habe. Utopie sei nämlich nichts anderes als »Geschichtsverlogenheit«, wie er noch 2004 sagte,[31] weil sie einen vernunftgesteuerten Geschichtsverlauf behaupte und ihre Urheber sich damit der Verantwortung entzögen.

Die Beweisführung ist hochgradig originell und überschritt, für eine Dissertation ganz ungewöhnlich, die hergebrachten Disziplingrenzen.[32] Sie lief darauf hinaus, dass er die Quellen nicht wie üblich nur als Texte las, sondern auch als Sprachzeugnisse, die er, vornehmlich in den Anmerkungen, begriffsgeschichtlich untersuchte. Mit anderen Worten: Der kritische Blick auf die Begriffe und ihre sich in der Aufklärung dramatisch ändernden Bedeutungsgehalte – das war, langfristig gesehen, seine mit Abstand wichtigste Entdeckung – öffnete Koselleck zugleich die Augen für den Sprachkampf namentlich im Frankreich des 18. Jahrhunderts. Aufklärung ist diesem Buch zufolge letztlich überhaupt nur Sprachkampf. Die von der aufklärerischen Vernunft ermächtigte »Kritik« wurde nämlich zum »Schlagwort des Jahrhunderts«[33] und das Fatale daran war, dass eben damals das Wissen um die mit »Kritik« ursprünglich korrespondierende »Krise« verloren ging, so dass sie gleichsam ohne Blick auf ihre Wirkungen schon semantisch den Weg freimachte zu der von Koselleck wieder und wieder notierten Hypostasierung, die 1789ff. die Kritiker »in den Abgrund« riss.[34] Dass das alles nicht ohne eine eigens dazu geschaffene Öffentlichkeit möglich war, die bei ihm ebenso bürgerlich ist wie bei dem nur wenig später schreibenden Habermas, aber nicht Klassen-, sondern polit-moralischen Interessen diente, sei nur am Rande vermerkt.

Kosellecks Phänomenologie der semantischen Kämpfe ist vor allem im zweiten Kapitel seiner Dissertation greifbar, das entsprechend stark an Carl Schmitt erinnert, für den Sprachfrieden grundsätzlich unmöglich war und der aus dieser Einsicht auch sprachpolitisch tätig wurde. Hier zieht Lessing mit »ätzender Schärfe und begrifflicher Distinktionskraft« gegen seine Widersacher »zu Felde«,[35] hier sind »Verdeckung und Verschärfung […] ein und derselbe Vorgang«.[36] Hier nehmen freilich auch die Aufklärer zunehmend »den polemischen Sinn der Begriffsbildung ernst« und geraten dadurch in das »Dilemma«,[37] sich »dem epochalen Zwang zu dualistischer Aufspaltung« unterwerfen zu müssen, weil »die zeitgemäßen polaren Begriffe« nichts anderes erlauben.[38] Die Generation Voltaires

28 Dieser Zeitverzug ist ein wichtiger Grund für die distanzierte Aufnahme des Buches, denn inzwischen hatte sich die bundesdeutsche Stimmungslage massiv entspannt. Olsen, *History in the Plural*, S. 80f.

29 Den meines Wissens erstmaligen, allerdings nicht dialektischen Zusammenhang von Kritik und Krise formulierte Freyer, der das scheinbar der chinesischen Geschichte entnahm, aber die angedeuteten Parallelen zur europäischen Geschichte der Moderne sind nicht zu übersehen. Hans Freyer, *Weltgeschichte Europas*, Bd. 1, Wiesbaden 1948, S. 144 f.; der Kolumnentitel S. 145 lautet »Krisis und Kritik«. Koselleck führt dieses Werk im Literaturverzeichnis seiner Dissertation ebenso auf wie Max Horkheimer/Theodor W. Adorno, *Dialektik der Aufklärung. Philosophische Fragmente*, Amsterdam 1947, auf die er, wie er mir versicherte, erst nach dem Abschluss seiner Arbeit aufmerksam geworden sei und deshalb von dem ursprünglich gewählten identischen Titel Abstand genommen habe. Vgl. dazu auch seine Aussage von 2004 (Koselleck, »Dankrede«, S. 34). Die Universitätsbibliothek Heidelberg hat laut Auskunft vom 9. 12. 2013 dieses Buch 1951 gekauft. Wann das Philosophische Seminar es beschafft hat, ist nicht mehr zu ermitteln, da es verschwunden und 1968 durch eine Fotokopie des in der UB vorhandenen Exemplars ersetzt worden ist (ebenfalls Auskunft vom 9.12.2013).

30 Der Name Machiavelli fällt in *Kritik und Krise* nur ein einziges Mal (Koselleck, *Kritik und Krise*, S. 67) und in, wie ich finde, irreführendem Zusammenhang.

31 Koselleck, »Dankrede«, S. 58.

32 »Ich persönlich war damals froh, dass meine Arbeit, die weder nur historisch, noch nur soziologisch, noch nur philosophisch eindeutig ausgewiesen war, überhaupt akzeptiert wurde«. Ebd., S. 50.

33 Koselleck, *Kritik und Krise*, S. 188, Anm. 151. Ebd., S. 190, Anm. 155, spricht Koselleck vom »Thema des Jahrhunderts«.

34 Ebd., S. 100.

35 Ebd.,S. 194, Anm. 191.

36 Ebd., S. 105.

37 Ebd., S. 97.

38 Ebd., S. 98.

habe das noch durchschaut und sei damit ironisch umgegangen. Die »Nachgeborenen […] erliegen [aber] ihrer eigenen Mystifikation. Aus der Kriegslist wird Verlogenheit«, gar »prinzipielle Verlogenheit«, denn sie ist der »Preis, ohne den ihre Anmaßung nicht zu haben war«.[39]

Ursache des Sprachkampfs der Aufklärer ist die »dualistische Denkform – religionsgeschichtlich ein altes Erbe«,[40] wie Koselleck in Anspielung auf seinen Lehrer Karl Löwith sogleich hinzufügt, nämlich »die Wiederaufnahme der manichäischen Kategorien«,[41] mit der Folge »gegenseitigen Ausschließlichkeitsanspruchs«.[42] Dementsprechend kommt das Argument des Dualismus im gesamten Buch alle paar Seiten vor, aber auch in späteren Schriften beklagt er diese Denkform immer wieder.[43] Koselleck ließ in seiner Dissertation seinem »antimetaphysischen Affekt« freien Lauf.[44] Besonderes Augenmerk richtete er darum auf das Phänomen der Gegenbegriffe, woraus er 1975 eine berühmt gewordene semantische These machen wird. Hier registrierte er zunächst nur »die Serie von Begriffen und Gegenbegriffen, die die Literatur der Aufklärer wie ihrer Gegner prägt, wie Vernunft und Offenbarung, Freiheit und Despotie, Natur und Zivilisation, Handel und Krieg, Moral und Politik, Dekadenz und Fortschritt, Licht und Finsternis«.[45] Das Kennzeichen sei stets, dass solche Begriffe niemals »den Charakter verlieren, ihre Gegenbegriffe zugleich mitzusetzen und auszuschließen«[46].

Dieses Konzept vertrat Koselleck, befreit vom polemischen Argumentationsgepäck der Dissertation, noch in den 1970er Jahren. In seinem Aufsatz *Zur historisch-politischen Semantik der asymmetrischen Gegenbegriffe* hebt er es sogar auf eine neue Stufe, indem er den symmetrischen die asymmetrischen Gegenbegriffe gegenüberstellt, die die semantischen Kämpfe in eine direkte Beziehung zu den realen setzen, weil diese Art von Wortpaaren »von vornherein dazu« diene, funktional zur Machtposition derer verwendet zu werden, die die Sprachregelung treffen.[47] Auch hier – und das ist Kosellecks genuin historischer Ertrag – gibt es eine Entwicklung, nämlich vom Schlechten zum Schlimmen. Wichtigstes Merkmal der asymmetrischen Gegenbegriffe ist, dass sie die eigene Position so definieren, »daß die daraus sich ergebende Gegenposition nur negiert werden kann«.[48] Mit anderen Worten: Der Dualismus der asymmetrischen Gegenbegriffe steigert sich in diesem Falle zu einem Gegnerbegriff, der dem Anderen die Gleichrangigkeit abspricht; der Gegner kann sich deshalb mit seiner Fremdbezeichnung in keinem Fall identifizieren. Das ist die Konstante in dieser Konstruktionsstruktur. Die Variable ergibt sich aus der Erweiterung des Horizonts im geschichtlichen Verlauf. Für die Hellenen waren die »Barbaren« einfach die räumlich getrennten und deshalb kulturfremden Nachbarn. Für die Christen waren aber die »Heiden« aufgrund des Missionsbefehls die noch nicht Bekehrten. »Daraus entsteht eine Dynamik der Negation des jeweils anderen, wie sie die nichtchristliche Antike kaum gekannt hat«.[49] Auf Örtlichkeit und Zeitlichkeit als Merkmale der Abgrenzung in der Vormoderne folgt dann eine von der Aufklärung vorbereitete Radikalisierung im 19. Jahrhundert. Nun wird nämlich im semantischen Kampf die »größtmögliche Universalität«,[50] die »Menschheit«, als politische Bezugsgröße in den Konflikt eingeführt. Wer sich diese Eigenbezeichnung zulegt, tut das, um den Gegner zum »Un-« oder »Untermenschen« abzustempeln, denn der »Totalbegriff«[51] »Menschheit« duldet neben

39 Ebd.
40 Ebd., S. 102.
41 Ebd., S. 196, Anm. 205.
42 Ebd., S. 106.
43 »Vorsicht vor jedem Dualismus – hinter ihm lauern nur fiktive Feinde«. Koselleck, »Feindbegriffe« [1993], in: Ders., *Begriffsgeschichten*, S. 274–284, hier S. 283.
44 Friedrich Wilhelm Graf, »Die Macht des Schicksals entschuldigt gar nichts«, in: *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, Nr. 254, 1.11.1999, S. 54. Es handelt sich um die Laudatio aus Anlass der Verleihung des *Sigmund-Freud-Preises für wissenschaftliche Prosa* der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung an Koselleck.
45 Koselleck, *Kritik und Krise*, S. 83.
46 Ebd. In Klammern sei angemerkt, dass es aus meiner Sicht ein Problem ist, dass Kosellecks Leitbegriffe »Kritik« und »Krise« gerade kein gegensätzliches Begriffspaar sind, weshalb er den Schluss seiner Arbeit nicht mehr begriffsgeschichtlich, als Sprachkampf, entfalten kann, sondern ganz auf die Radikalisierung des Dualismus – direkt vom moralischen zum politischen ohne den Umweg über semantische Zuspitzungen – abstellen muss; ebd., S. 142. Es sind bei ihm deshalb Rousseaus Kulturkritik und Diderots sowie Raynals »verdeckte« (ebd., S. 146) politische Kritik an der nun als »Despotie« bezeichneten französischen Monarchie die Gründe, die unweigerlich – eben weil »Kritik« zuletzt den Selbstvollzug von Moral, Wahrheit und Aufklärung in Gang setzt – in den Abgrund der Revolution führen.
47 Koselleck, »Zur historisch-politischen Semantik der asymmetrischen Gegenbegriffe« [1975], in: Ders., *Vergangene Zukunft. Zur Semantik geschichtlicher Zeiten*, Frankfurt a. M. 1979, S. 211–259, hier S. 258.
48 Ebd., S. 251.
49 Ebd., S. 217.
50 Ebd., S. 248.
51 Ebd., S. 244.

sich keinen anderen. So hat das 19. Jahrhundert die Vernichtungsfeldzüge des 20. semantisch vorbereitet.

Irritierend an Kosellecks Aufsatz ist der Schluss. In ihm preist er Carl Schmitt als einen Denker, der im *Begriff des Politischen*[52] mit dem von ihm geschaffenen symmetrischen Gegensatzpaar »Freund/Feind« alle modernen Gegensätze »so weit zu formalisieren« getrachtet habe,[53] dass man auf die asymmetrischen Gegenbegriffe nicht länger zurückgreifen müsse. Es sei »eine Formel […], die als Bedingung möglicher Politik nicht überholbar ist. Denn es handelt sich um einen Begriff des Politischen, nicht der Politik«.[54] Carl Schmitt als Wegweiser aus der modernen Friedlosigkeit?

Bis in die Mitte der 1970er Jahre hat sich Koselleck also nachweislich nicht von seinem zwanzig Jahre zuvor entwickelten Konzept semantischer Kämpfe verabschiedet. Wie eingangs gezeigt, benutzte er sogar dieses Schlagwort überhaupt erstmals 1972 offen. Das heißt aber nicht, dass sich an seiner Einstellung gegenüber diesem Konzept nichts geändert hätte. An Hinweisen dazu mangelt es nicht. Wenn man nicht überhaupt eine originäre, aber aus Respekt vor dem Lehrer nach Kräften verkleinerte Distanz zu Schmitt bei ihm sehen möchte,[55] wird man als erste manifeste Selbstdistanzierung von seiner irritierenden Polemik auf seine Antrittsvorlesung von Ende 1965 hinweisen müssen, die eine versachlichte Kurzversion seiner Dissertation enthält.[56] Seine erste Exploration des semantischen Wandels von ›Revolution‹ in der Epoche von Aufklärung und Revolution aus dem Jahre 1968 zeigt dann in acht Punkten eine ebenso leidenschaftslose wie zukunftsträchtige Übersicht, in der u. a. bereits von Kollektivsingular,[57] Erfahrung der Beschleunigung und zwangsläufig unterschiedlicher geschichtsphilosophischer Perspektive die Rede ist.[58] Vollends in den *Geschichtlichen Grundbegriffen* ist vom ersten, 1972 erschienen Band an ein »reflektierter Historismus« am Werk,[59] denn anders hätte die inzwischen konzipierte Vorstellung einer ›Sattelzeit‹ keinen Sinn gemacht. Hinzu kommt, dass Koselleck inzwischen semantische Fachliteratur gelesen hatte, wovon seine Einleitung in die Geschichtlichen Grundbegriffe zeugt.[60]

Aber erst sein Aufsatz mit dem bewusst anspielungsreichen Titel *Feindbegriffe* von 1993 liest sich als eine stillschweigende Korrektur seiner früher formulierten, stark politikhaltigen These.[61] Beibehalten hat er das in der Tat tragfähige historische Ergebnis: die sich steigernden und in der Moderne einen qualitativen Sprung machenden Stufen der Ausgrenzung, an deren Ende der Gegner »unter die Schwundstufe menschlicher

52 Koselleck verweist auf: Carl Schmitt, *Der Begriff des Politischen*. Text von 1932 mit einem Vorwort und drei Corrolarien (Berlin 1963).

53 Koselleck, »Asymmetrische Gegenbegriffe«, S. 258.

54 Ebd., S. 258f.

55 Mehring, *Begriffsgeschichte mit Carl Schmitt*, S. 151ff., und erst recht Olsen, *History in the Plural*,S. 58ff. Beide beziehen sich hier auf den langen Brief Kosellecks an Schmitt vom 21. Januar 1953.

56 Koselleck, »Vergangene Zukunft in der Frühen Neuzeit« [1968], in: Ders., *Vergangene Zukunft. Zur Semantik geschichtlicher Zeiten*, Frankfurt a. M. 1979, S. 17–37. Dass dieser Aufsatz zuerst in der Festschrift für Carl Schmitt erschienen ist, macht die These Olsens noch plausibler, dass sich Koselleck schon früh in begriffsgeschichtlichen Fragen von Schmitt gelöst hat.

57 Den Kollektivsingular ›Geschichte‹ habe er aber schon als Student entdeckt, dann aber wieder vergessen. »Später habe ich Zettel gefunden, auf denen dieses Konzept zum ersten Mal steht«. Koselleck, »Begriffsgeschichte, Sozialgeschichte, begriffene Geschichte«, S. 197.

58 Koselleck, »Historische Kriterien des neuzeitlichen Revolutionsbegriffs« [1969], in: Ders., *Vergangene Zukunft*, S. 67–86, hier S. 76ff.. Auch dieser Aufsatz steht in engem persönlichen Zusammenhang mit Carl Schmitt, wurde doch seine Urversion 1968 im Ferienseminar in Kloster Ebrach gehalten, das Ernst Forsthoff, der prominenteste Schüler Carl Schmitts und in Heidelberg Professor für Staats-, Verfassungs- und Verwaltungsrecht, jahrelang organisierte, um den wissenschaftlichen Nachwuchs mit seinem Lehrer in Kontakt zu bringen.

59 Koselleck, »Begriffsgeschichte, Sozialgeschichte, begriffene Geschichte«, S. 188. Diesen Begriff, an anderer Stelle den »soliden Historismus«, gebrauchte Koselleck häufig als Antwort auf den undifferenzierten Historismusverdacht, dem er seitens der »sogenannten Sozialhistoriker« von Hans Ulrich Wehler bis Wolfgang J. Mommsen ausgesetzt war. »Denn sie wissen nicht, wovon sie sprechen«. Brief an den Verf., 25. 4. 2000.

60 Er sprach dort vom »sprachwissenschaftliche[n] Dreieck von Wortkörper (Bezeichnung) – Bedeutung (Begriff) Sache«, auf das aus pragmatischen Gründen im Lexikon zugunsten der Unterscheidung von Wort und Begriff verzichtet werde, und behauptete dann, dass »die Begriffsgeschichte […] die Konvergenz von Begriff und Geschichte zum Thema« habe. Koselleck, »Einleitung«, in: Otto Brunner u.a. (Hrsg.), *Geschichtliche Grundbegriffe. Historisches Lexikon zur politisch-sozialen Sprache in Deutschland*, Bd. 1 (Stuttgart 1972), S. XIII–XXVII, hier S. XXIIf. Ersteres ließ sich natürlich nicht durchhalten, letzteres war schlicht falsch, Koselleck hat sich später korrigiert (vgl. Anm. 72 und 74).

61 1992 hatte er sich bereits ausdrücklich von »eine[r] systematisch stringente[n] Einbeziehung der Gegenbegriffe« verabschiedet, weil diese »schnell in die gerne so genannte Diskursanalyse [führt], die lexikalisch nicht mehr bewältigt werden kann«. Koselleck, »Vorwort«, in: ebd., Bd. 7 (Stuttgart 1992), S. V–VIII, hier S.VIII.

Möglichkeiten gedrückt, im wörtlichen Sinne entmenschlicht, […] ›lebensunwert‹ und so vertilgt« wird.[62] Folgerichtig steht die Sprache im Mittelpunkt,[63] von Carl Schmitt ist nicht mehr die Rede. Auch nicht mehr von Asymmetrie. Irgendwie macht der ganze Aufsatz einen weniger besorgten Eindruck als frühere. Man liest jetzt von »semantischen Oppositionsstrukturen« als Folge »politischer Instrumentalisierung«,[64] in letzter Instanz aber als Folge dualistischen Denkens. So entstehen »Feindbegriffe«, die nicht mehr wie früher die »Gegenbegriffe« den Eindruck machen, als folgten sie, einmal in die Welt gesetzt, einer fatalen Eigenlogik, sondern Koselleck benennt jetzt Täter, die die Sprache politisieren: zuerst die französischen Revolutionäre, die »Revolution« mit »Frankophonie« gleichsetzten und deshalb »die armen dialektbefangenen Bürger« des Landes rigider Spracherziehung unterwarfen,[65] dann die deutschen »intellektuellen Widerstandskämpfer gegen die napoleonische Fremdherrschaft«, die das deutsche Sprachvolk erfanden. Überhaupt gehöre es »zur Signatur unserer europäischen Neuzeit, daß nicht nur die Sprechweisen, sondern die Sprachen insgesamt instrumentalisiert worden sind zur Aus- und Eingrenzung politischer Handlungseinheiten«.[66] Und das hat Folgen: »Einmal eingespeichert in den Sprachhaushalt, öffnen und begrenzen [die semantischen Oppositionsstrukturen] zugleich die Wahrnehmung. Die Feindbegriffe bleiben, ob reflektiert oder unreflektiert, abrufbar, werden gleichsam zu Netzen, in denen sich die Sprechenden selbst verfangen«.[67]

Welche Folgen hat diese, ich möchte sagen, sprachbewusstere Position Kosellecks für das Konzept der semantischen Konflikte? Die Sprache ist einerseits unschuldig, sie wird ja manipuliert, andererseits kommt den Begriffen, einmal in der Welt, gesinnungsprägende Kraft zu, weil eben alle Gemeinschaften sich auch durch Sprache konstituieren. Begriffe sind schließlich nicht nur Indikatoren, sondern auch Faktoren, wie Koselleck immer wieder seinen wenig sprachbewussten Fachkollegen nahezubringen versuchte. »Feindbegriffe untersuchen heißt also von der Macht und von der Ohnmacht der Sprache zugleich handeln«.[68] Von der »Ohnmacht der Sprache« hat Koselleck früher nicht gesprochen, vermutlich weil er lange Zeit keine differenzierte Vorstellung vom Dreiecksverhältnis zwischen Sprache, Sprecher und Bezeichnetem gehabt hatte. Andererseits steht 1993 der Sprachkampf längst nicht mehr bei ihm im Zentrum des Erkenntnisinteresses,[69] einfach weil nach dreißig Jahren Arbeit an und mit den *Geschichtlichen Grundbegriffen* andere semantische Themen in den Vordergrund gerückt sind. Der »semantische Kampf«, von dem er 1972 ausdrücklich sprach, ist eben nur ein Phänomen unter mehreren, die das Verhältnis der Menschen zur Sprache bestimmen. Dem gilt es nun abschließend Rechnung zu tragen.

Der Schlüssel liegt meines Erachtens in Kosellecks steigendem Interesse für Zeit als Funktion der Begriffsgeschichte. 1972 bereits hatte Koselleck eine »Theorie historischer Zeiten« verlangt, um den genuinen Gegenstandsbereich der Geschichtswissenschaft zu umreißen, und dabei der Begriffsgeschichte eine zentrale Rolle zugemessen.[70] Nur sie könne Genaueres zum Wandel der Zeiterfahrung sagen, in den Begriffen sei viel verlässlicher als in den Ideen der Umbruch von Bewusstseinslagen aufzuspüren. 1976 präsentierte er seine bahnbrechende These, dass die Haupttriebkraft für semantischen Wandel seit dem 18. Jahrhundert im Auseinandertreten der anthropologischen Kategorien Erfahrung und Erwartung bestehe, und zwar als Folge der Serie unerhörter Neuigkeiten, denen die Menschen in Mittel- und Westeuropa ausgesetzt waren und mit denen sie umzugehen lernen mussten. »Der Fortschritt ist der erste genuin geschichtliche Begriff, der die zeitliche Differenz zwischen Erfahrung und Erwartung auf einen einzigen

62 Koselleck, »Feindbegriffe« [1993], in: Ders., *Begriffsgeschichten*, S. 274–284, hier S. 279.
63 Weil es sich bei diesem Beitrag um Kosellecks Antrittsrede in der *Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung* handelt, liegt eine Betonung des Themas Sprache ohnedies nahe.
64 Koselleck, »Feindbegriffe«, S. 282.
65 Ebd. S. 281. Die nächsten beiden Zitate ebd.
66 Ebd., S. 282.
67 Ebd.
68 Ebd., S. 276.
69 Man scheut sich, für Koselleck diesen Begriff zu benützen, bemerkte er doch einst spitz: »Wer einmal erkenntnisleitende Interessen in seine Forschung einbringt, muß davon ausgehen, daß sie zugleich erkenntnisverhindernd wirken« Koselleck, »Die Geschichte der Begriffe und Begriffe der Geschichte« [2003], jetzt in: Ders., *Begriffsgeschichten*, S. 56–76, hier S. 75f. Trotzdem hat sich ein Forscher wie Koselleck niemals ernsthaft gegen »erkenntnisleitende Interessen« überhaupt ausgesprochen. Wichtig war ihm, dass man um den Preis wusste, der unvermeidlicherweise zu zahlen war.
70 Koselleck, »Über die Theoriebedürftigkeit der Geschichtswissenschaft« [1972], in: Ders., *Zeitschichten. Studien zur Historik*, Frankfurt a. M. 2000, S. 298–316.

Begriff gebracht hat«.[71] Als Kollektivsingular bündelte er »die mit der Zeit fortschreitenden Veränderungskoeffizienten« und wurde als Abstraktum zugleich theoriefähig.[72] Was Koselleck hier über den Fortschrittsbegriff im 18. Jahrhundert sagt, unterscheidet sich erheblich von dem, was er ideologiekritisch über ihn in *Kritik und Krise* zu sagen gewusst hatte.[73] Als er 1980 das Verhältnis von Sprachwandel und sozialem Wandel – wieder einmal – untersuchte, fiel ihm der von Soziolinguisten und Sprachpragmatikern längst entdeckte, von den Historikern aber kaum zur Kenntnis genommene Spannungszustand zwischen beiden Größen auf. Es sei »offensichtlich […] nicht möglich, von einer Identität des Sprach- und Sozialwandels auszugehen, […] aber auch die These vom sprachlichen Vorgriff vor den tatsächlichen Änderungen […] enthält nur eine Teilwahrheit«.[74] Damit beerdigte Koselleck stillschweigend – möglicherweise ist das der Grund, weshalb er seine Dissertation nicht mehr zitiert; aber er zitiert sich überhaupt ausgesprochen selten, von seinen Artikeln in den *Geschichtlichen Grundbegriffen* abgesehen – seine frühere Ansicht von den gewissermaßen willkürlich entfesselten semantischen Kämpfen der Aufklärer und der dadurch zwingend ins Rollen gekommenen Revolution. Jetzt sagt er nur noch: »Die sprachpolitischen Ereignisse der französischen Aufklärung […] lassen sich demnach, je nach Blickwinkel, sowohl als Aktion wie als Reaktion deuten«.[75] Es bestehe nämlich eine »elastische Korrespondenz« zwischen den beiden Wandlungsprozessen. Seine stillschweigende Absage an frühere Vorstellungen wiederholte er 2001 – man könnte das fast als sein letztes Wort zum Thema ›Sprachkampf‹ bezeichnen –, als er kurz und bündig feststellte: »Kurzum, die politisch-soziale Semantik ist ohne Sprechergruppen und Sprecherinteressen nicht erklärbar, aber sie läßt sich nicht zur Gänze aus den aktuellen und jeweiligen Sprecherkonstellationen ableiten«.[76] Es gebe nämlich zwei Mechanismen für die begrifflichen Innovationen der Aufklärungssprache: die »gesteuerte Sprachtaktik« und jene »schleichende[n] Vorgänge, die zeitgenössisch nur partiell zum Bewußtsein kamen, und das oft nur zufällig«.[77] Über das Verhältnis der beiden Mechanismen zueinander macht er jedoch keine Angaben.

Dass Koselleck im Laufe der Jahre, d.h. im Zuge seiner fortgesetzten Beschäftigung mit Sprache und Begriffswandel, sein in der Dissertation vertretenes Konzept semantischer Kämpfe aufgab, ist offensichtlich und im Grunde nicht überraschend. Hatte er damals davon gesprochen, dass sich die von manichäischer Denkweise verursachte dualistische Weltsicht in gezielt vorgenommenen Bedeutungsverschiebungen oder Neuprägungen niederschlug, stellte er jetzt, 2001, beiläufig nur noch fest, man müsse »die ironischen Waffen- und Tarntechniken in Rechnung« stellen, »kraft derer die Aufklärer wirken mußten oder wollten«.[78] Im selben Aufsatz und in anderen, nach der Jahrtausendwende entstandenen Texten entwickelte er nämlich seine Theorie vom besonderen semantischen Potential der sog. Grundbegriffe. Obwohl das von ihm erdachte Lexikon *Geschichtliche Grundbegriffe* von diesen schon im Titel spricht, war der spezifische Charakter von ›Grundbegriff‹ unklar. In den *Richtlinien*, die den Autoren an die Hand gegeben wurden, fiel der Terminus gar nicht. Es hieß dort lediglich, es »werden nur solche Begriffe analysiert, die den sozialen Umwandlungsprozeß im Gefolge der politischen und industriellen Revolution erfassen, bzw. selber von diesem Vorgang betroffen, umgewandelt, ausgestoßen oder provoziert werden«.[79] In der Einleitung zum Lexikon findet sich dann bereits die Feststellung, es handle sich bei ihnen »um Leitbegriffe der geschichtlichen Bewegung«,[80] die »zugleich als Faktoren und als Indikatoren« anzusehen sind.[81] In seiner nicht mehr zu Ende gebrachten Einleitung zum Sammelband *Begriffsgeschichten* schrieb Koselleck nun aber: »Begriffe werden zu Grundbegriffen, sobald und wenn sie so zielgestimmt und aussagekräftig werden, daß sie für den allgemeinen Sprachgebrauch unverzichtbar werden. Dann erst setzt sofort der Kampf

71 Koselleck, »›Erfahrungsraum‹ und ›Erwartungshorizont‹ – zwei historische Kategorien« [1976], in: Ders., *Vergangene Zukunft Zur Semantik geschichtlicher Zeiten*, Frankfurt a. M. 1979, S. 349–375.

72 Ebd., S. 363.

73 »Der Fortschritt ist der *modus vivendi* der Kritik«. Koselleck, *Kritik und Krise*, S. 91.

74 Koselleck, »Sprachwandel und sozialer Wandel im ausgehenden Ancien Régime« [1980], in: Ders., *Begriffsgeschichten*, S. 287–308, hier S. 304.

75 Ebd., S. 305. Das nächste Zitat ebd.

76 Koselleck, »Begriffliche Innovationen der Aufklärungssprache« [2001], in: Ders., *Begriffsgeschichten. Studien zur Semantik und Pragmatik der politischen und sozialen Sprache*, Frankfurt a. M. 2006, S. 309–339, hier S. 315f.

77 Ebd.

78 Ebd., S. 319.

79 Koselleck, Koselleck, »Lexikon politisch-sozialer Begriffe der Neuzeit«, in: *Archiv für Begriffsgeschichte* 11, 1967, S. 81–99, hier S. 81.

80 Koselleck, »Einleitung«, S. XIII.

81 Ebd., S. XIV.

um die richtige Deutung ein. Gerade wegen ihrer Unersetzbarkeit werden die Grundbegriffe als solche strittig«.[82] Deutungskämpfe sind also, jedenfalls bei Grundbegriffen, nicht willkürlich, sondern zwingend, weil es nämlich zu ihren Merkmalen gehöre, dass sie »geschichtliche Veränderungspotentiale« enthalten[83] – eine deutlich andere, historisch elaboriertere Sicht als Carl Schmitts These von der grundsätzlichen Friedlosigkeit und daraus folgender Unmöglichkeit semantischen Friedens. Vor allem in der modernen Welt nähmen die »geschichtlichen Veränderungspotentiale« und also auch die Deutungskämpfe zu. Koselleck in diesem Zusammenhang entworfene Typologie von Grundbegriffen weist den vormodernen Zeiten in allererster Linie »Erfahrungsregistraturbegriffe« zu.[84] Seit dem 18. Jahrhundert gebe es dann aber zusätzlich und immer häufiger Begriffe, die, auf Erfahrungen aufbauend, neue Erfahrungen hervorrufen können – »Erfahrungsstiftungsbegriffe« –, und schließlich Begriffe ohne jede Erfahrung, d.h. »reine Erwartungsbegriffe«, worunter der bei Kant erstmals begegnende »Völkerbund« ebenso falle[85] wie der in den 1840er Jahren geprägte moderne Sinn von »Kommunismus«.[86] »Repräsentativ« für die nicht minder »innovationsträchtigen« Erfahrungsstiftungsbegriffe seien »die mit einem -ismus-Suffix versehenen« Termini.[87] Der erste dieser Art sei der Anfang des 18. Jahrhunderts in Frankreich entstandene »Patriotismus«; ihm folgten »Kosmopolitismus«, »Republikanismus« und »Demokratismus« – alles »handlungsstimulierende Bewegungsbegriffe«, die frei von Erfahrung geprägt worden seien, um »die sich auflösende Ständegesellschaft unter neuen Zielsetzungen sozial und politisch neu zu formieren«.[88]

Ich breche an dieser Stelle ab und möchte, das Gesagte unter systematischen Gesichtspunkten zusammenfassend, am Ende fragen, ob Koselleck Vorhaben für frühere Epochen Hilfe bietet. Er hatte, wie erinnerlich, sein Konzept semantischer Kämpfe entwickelt, um über die Aufklärung aufzuklären. Seinen »antimetaphysischen Affekt«, um nochmals Graf zu zitieren, hat Koselleck in der Folge offensichtlich auch auf sein eigenes Werk angewandt und so das ideologisch belastete Konzept versachlicht, d.h. in eine begriffshistorisch informierte Theorie geschichtlicher Zeiten eingebaut. Nur noch ganz am Rande ist von semantischen Kämpfen die Rede und vor allem stehen sie nicht mehr für sich, sondern sind eingebettet in die Eigenlogik einer Semantik des Sprachwandels. Diese ist rückgebunden erstens an den sozialen Wandel (erstmals 1967), zweitens an das Auseinandertreten von Erfahrungsraum und Erwartungshorizont (erstmals 1976) und drittens an die Funktion der Grundbegriffe (erstmals 1975, ausgebaut nach 2000). Das gleichsam abstrakte Ergebnis aller in den *Geschichtlichen Grundbegriffen* behandelten Begriffe, also bei deren Übergang in die von ihnen mitverursachte Moderne, besteht in »der Demokratisierung, der Politisierung, der Ideologisierung und der Verzeitlichung unserer Grundbegriffe«.[89]

Es sei abschließend daran erinnert, dass Koselleck nicht Begriffsgeschichte überhaupt erforschen wollte, sondern ihren Beitrag zur Entstehung der modernen Welt. Er hat deswegen 1962/63 spontan, wie er später immer betonte,[90] den Begriff »Sattelzeit« geprägt, um das, was andere damals kulturkritisch als »Kulturschwelle« bezeichneten,[91] auf jenen metaphorischen ›Bergsattel‹ zu heben, von dem aus man gleichermaßen auf Vormoderne und moderne Welt blicken konnte. Man sieht heute deutlicher als noch vor ein

82 Koselleck, »Einleitungsfragmente« [2006]; Carsten Dutt, »Nachwort. Zu Einleitungsfragmenten Reinhart Koselleck«, in: Ders., Begriffsgeschichten, Frankfurt a. M. 2006, S. S. 529–540, hier S. 534.

83 Koselleck, »Begriffsgeschichte« [2002], in: –., *Begriffsgeschichten*, S. 99–102, hier S. 100. Das nächste Zitat ebd.

84 Koselleck erläutert seine wenig elegante Wortprägung: »Im wesentlichen sind die überkommenen politischen und theorieträchtigen Begriffe, sofern sie als Substantive überhaupt theoriefähig werden oder zu Kollektivsingularen gerinnen, rückblickende Begriffe. […] Das ist der erste Grundtyp, den es natürlich auch heute noch gibt. Aber nur bis ins 18. Jahrhundert hinein war er dominant.« Koselleck, »Begriffliche Innovationen«, S. 337.

85 Koselleck, (Art.) »Bund, Bündnis, Föderalismus, Bundesstaat«, in: O. Brunner u.a. (Hrsg.), *Geschichtliche Grundbegriffe*, Bd. 1 (Stuttgart 1972), S. 583–671.

86 Zum vormodernen, utopiefreien Sinn von »Kommunismus« Wolfgang Schieder, (Art.) »Kommunismus«, ebd., Bd. 3, Stuttgart 1973, S. 455–529, hier S. 457ff.

87 Koselleck, »Die Geschichte der Begriffe und Begriffe der Geschichte«, S. 68.

88 Koselleck, »Die Verzeitlichung der Begriffe« [1975; Erstdruck 1997], in: Ders., *Begriffsgeschichten*, S. 77–85, hier S. 82.

89 Koselleck, »Einleitung«, S. VI. Inwieweit diese vier Kriterien ein Erbe Schmitts sind, das zugleich, in Teilen zumindest, von Koselleck ausgeschlagen wird, diskutiert Mehring, »Begriffsgeschichte mit Carl Schmitt«, S. 167 f.

90 So z.B. in: Koselleck, »Begriffsgeschichte, Sozialgeschichte, begriffene Geschichte«, S. 195.

91 Beispielsweise Arnold Gehlen, *Die Seele im technischen Zeitalter: Sozialpsychologische Probleme in der industriellen Gesellschaft*, Hamburg 1957, und Hans Freyer, *Schwelle der Zeiten. Beiträge zur Soziologie der Kultur*, Stuttgart 1965.

oder zwei Jahrzehnten, dass die primär von Reinhart Koselleck geprägten *Geschichtlichen Grundbegriffe* »gerade keinen übergreifenden, allgemeingültigen und methodisch übertragbaren Ansatz entwarfen, sondern ihre Einsichten dem konkreten historiographischen Ziel unterordneten, die Herausbildung der modernen politisch-sozialen Sprache im 18. und frühen 19. Jahrhundert zu beschreiben«.[92] Wie gehen wir dann mit den Begriffen der Vormoderne um? Und welche Rolle haben dort Deutungskämpfe?

Die Historisierung unseres Geschichtsbildes hat eine Distanz zwischen Vormoderne und Moderne errichtet, die der Historiker nicht ungestraft ausblenden darf. Das gilt gerade auch für semantische Fragen.[93] Verwiesen sei nur auf Kosellecks »Erfahrungsregistraturbegriffe«, die vor 1700 so gut wie konkurrenzlos gewesen seien, und auf seine Aussagen zu den asymmetrischen Gegenbegriffen der Antike. Beide zusammengenommen verschafften der Vormoderne eine spezifische Form semantischer Konflikthaftigkeit. Durch die Abwesenheit totalitärer Sprachfiguren scheint sie weniger radikal, Friedlichkeit jedenfalls sprachlich nicht von vornherein ausgeschlossen. Könnte es nicht sein, dass Koselleck, in der deutschen Bildungstradition verwurzelt wie wenige zu seiner Zeit, die mit dieser Tradition verknüpfte nostalgisch verklärte Sicht auf die Vergangenheit teilte? Diese Frage ist freilich mit der Begriffsgeschichte nicht zu beantworten.

92 Christian Geulen, »Plädoyer für eine Geschichte der Grundbegriffe des 20. Jahrhunderts«, in: *Zeithistorische Forschungen* 7 (2010), S. 79–97, hier S. 80.

93 Diese von Carl Schmitt und Otto Brunner schon in der Zwischenkriegszeit, aber auch von seinem Patenonkel und Heidelberger Professor sowie Erstgutachter Johannes Kühn vertretene, damals aber kaum beachtete Ansicht steht bei Koselleck gewissermaßen am Anfang seiner wissenschaftlichen Arbeit.

BEGRIFFSGESCHICHTE ALS IDEOLOGIE-KRITIK BEI REINHART KOSELLECK*

Faustino Oncina Coves

Rahel Jaeggi und Tilo Wesche erstellen im Sammelband *Was ist Kritik?* eine präzise Kartographie der historischen Hauptbedeutungen dieses Begriffes,[1] wobei sie vier Formen unterscheiden: 1) Aufklärung oder Zeitalter der Kritik, 2) historische Kritik, 3) emanzipatorische Kritik oder intellektuelle Tugend und 4) philosophische Kritik. Alle vier Formen sind mit eigenen Nuancen im Werk von Reinhart Koselleck zu finden, der, wie bekannt, nicht im Bann der sogenannten Frankfurter Schule stand. Er hat sich mit der *Aufklärung als Zeitalter der Kritik*[2] auseinandergesetzt und sogar von der »Dialektik der Aufklärung« gesprochen, genauer gesagt von der Dialektik von Politik und Moral in der Neuzeit. In Form einer Metakritik bzw. einer »Aufklärung über die Aufklärung«[3] unterzog er deren ideologische Pervertierung der Moral einer bissigen Kritik. Koselleck meinte, diese perfide Dialektik, die moralisierende Politik, sei nicht obsolet geworden, sondern sie habe zu den Weltanschauungskriegen des 20. Jahrhunderts geführt.[4] Er kultivierte keine moralische Enthaltung oder Abstinenz,[5] aber er war mit den Exzessen des Moralismus vertraut und misstraute ihnen deshalb.

Die *historische Kritik* kommt bei ihm sowohl als »eine spezialisierte Methode der Quellenkritik«[6] wie auch als Kritik des Historismus vor. Oft wurde die Begriffsgeschichte von den Kollegen, besonders von den Bielefelder Gesellschaftsgeschichtlern, als überholter Historismus an den Pranger gestellt. Koselleck sah sich dem doppelten Vorwurf ausgesetzt, Neoschmittianer und Historist zu sein, wogegen er sich wehrte. Er sah sich zwar selbst als Verfechter eines »rigorosen Historismus«, aber sein Unternehmen »erschöpft sich nicht darin«[7] und konnte die Aporien des Historismus,

* Dieser Beitrag entstand im Rahmen des durch das spanische Wirtschaftsministerium finanzierten Forschungsprojektes »Hacia una historia conceptual comprehensiva: giros filosóficos y culturales«(FFI2011–244739) und der Forschungsgruppe »Begriffsgeschichte und Kritik der Moderne« (GIUV2013–037) der Universität Valencia

1 Rahel Jaeggi und Tilo Wesche, *Was ist Kritik?*, Frankfurt a. M. 2009, S. 10–12. Vgl. Faustino Oncina, »Historia conceptual y crítica: hitos o episodios de una relación nunca consumada«, in: Faustino Oncina und José Manuel Romero (Hg.), *La historia sedimentada en los conceptos. Estudios sobre historia conceptual y crítica de la ideología*, Granada, Comares, 2016, S. 3–28.

2 Kritik als »Schlagwort des Jahrhunderts« oder »Thema des Jahrhunderts«, in: Reinhart Koselleck, *Kritik und Krise: eine Studie zur Pathogenese der bürgerlichen Welt*, Frankfurt a. M. 1992[7], S. 196, Anm. 151; S. 199, Anm. 155.

3 Koselleck, »Dankrede«[2004], in: Stefan Weinfurter (Hg.), *Reinhart Koselleck (1923–2006). Reden zum 50. Jahrestag seiner Promotion in Heidelberg*, Heidelberg, 2006, S. 43, 59. Vgl. Hans Erich Bödeker, »Aufklärung über Aufklärung? Reinhart Kosellecks Interpretation der Aufklärung«, in: Carsten Dutt und Reinhart Laube (Hg.), *Zwischen Sprache und Geschichte. Zum Werk Reinhart Koselleck*s, Göttingen 2013, S. 128–174; Gennaro Imbriano, *Le due modernità. Critica, crisi e utopia in Reinhart Koselleck*, Rom 2016, S. 360.

4 Koselleck, *Kritik und Krise*, Vorwort zur 3. Auflage [1973], S. X–XI.

5 Reinhard Mehring, »Teoría de la historia después de Nietzsche y Stalingrado«, Vorwort zu R. Koselleck, Sentido y repetición en la historia, Buenos Aires 2013, S. 34; ders., »Der Sinn der Erinnerung. Zur Geschichtsethik Reinhart Kosellecks«, in: Mittelweg 36, 22/1, 2013, S. 41, 49, 52; ders., »Begriffsgeschichte mit Carl Schmitt«, in: Hans Joas und Peter Vogt (Hg.), Begriffene Geschichte. Beiträge zum Werk Reinhart Kosellecks, Berlin 2011, S. 163 ff.

6 Koselleck, *Vergangene Zukunft Zur Semantik geschichtlicher Zeiten*, Frankfurt a. M. 1979, S. 114; ders., »Einleitung« zu: *Geschichtliche Grundbegriffe. Historisches Lexikon zur politisch-sozialen Sprache in Deutschland*, Bd. 1, Stuttgart 1972, S. XX – hier spricht Koselleck von der »historisch-kritischen Methode«.

7 Reinhart Koselleck: »A Response to Comments on the

auf die Heidegger und Gadamer aufmerksam gemacht haben, nicht ignorieren. Höchstens könnte man ihn als einen »reflektierten« Historisten ansehen, aber darunter sollte man eher einen »denkenden Historiker«,[8] einen Theoretiker der Geschichte (eigentlich hieß so sein Lehrstuhl) verstehen.[9]

Die historische Kritik verweist auch auf den Kontrast mit der Cambridge School. Die Begriffsgeschichte hätte die Pragmatik der Sprache zugunsten der Semantik ausgespart, so lautete der Vorwurf von Skinner und Pocock gegen Koselleck. Dieser Vorwurf ist aber unbegründet, denn Koselleck hatte stets den kontextuellen Gebrauch der Begriffe, also die Pragmatik hervorgehoben und die Synchronie mit der Diachronie kombiniert. Koselleck und Skinner führten jedoch nie einen direkten Streit miteinander, die Vermittlung zwischen beiden hatten Dritte (Melvin Richter und Kari Palonen) übernommen. Für Koselleck gilt Richard Koebner als Vorläufer von Skinner und Pocock und es gibt sehr interessante Konkordanzen zwischen dem Bielefelder und dem in Jerusalem lehrenden Exilanten.[10]

Genauso unberechtigt war der Einwand, dass seine Begriffsgeschichte eine blosse terminologische Semiotik sei und die visuelle unterschätzt habe[11]. Im vergangegen Jahr fand in Marbach eine Ausstellung statt, die den Titel »Reinhart Koselleck. Geschichte zum Sehen« trug.[12] Sie zeigte, wie bedeutsam für Koselleck das Denken in Begriffen und in Bildern und wie wichtig ihm ein kritischer Umgang mit der politischen Ikonologie war.

Die dritte Bedeutung von *Kritik* preist das politische Engagement des Gelehrten, d.h. die »Partizipation der Wissenschaften an Prozessen der Meinungsbildung über das Schaffen von Öffentlichkeit«.[13] Es ist unbestritten, dass diese Schilderung vollkommen auf Jürgen Habermas zutrifft, aber stand Koselleck weniger zur politischen Demokratie der Bundesrepublik als Habermas?[14] Koselleck als öffentlicher Intellektueller bezog Stellung und entwickelte einen eigenen Sprach- und Denkstil, der Formelhaftigkeit und Populismus vermied.

Die vierte, Hegel nahestehende, philosophische Kritik ist mit allen Varianten der Begriffsgeschichte verwandt, mit denen »Zeitdiagnose und Begriffsanalyse [...] Hand in Hand« gehen,[15] obwohl in der Ritterschule und bei Koselleck die Insistenz auf die Normativität, die die Kritische Theorie auszeichnet, fehlt.

Etliche Schilderungen von Koselleck, nicht nur in sämtlichen Nachrufen, sondern auch anlässlich der Ehrungen, Preisvergaben, Rezensionen und Studi-

Geschichtliche Grundbegriffe«, in: Hartmut Lehmann und Melvin Richter (Hg.): *The Meaning of Historical Terms and Concepts. New Studies on Begriffsgeschichte*, Washington, German Historical Institute, 1996, S. 62; R. Koselleck, »Offene Fragen an die *Geschichtlichen Grundbegriffe*«, in: *Archiv für Begriffsgeschichte*, 54 (2013), S. 262. Es handelt sich um die originale deutsche Fassung seines Beitrages zur Tagung in Washington. Vgl. Hans-Ulrich Wehler, *Geschichtswissenchaft heute*, in: Jürgen Habermas (Hg.), *Stichworte zur geistigen Situation der Zeit*, Bd. 2: *Politik und Kultur*, Frankfurt a. M. 1979, S. 725; Christof Dipper, »Die ›Geschichtlichen Grundbegriffe‹. Von der Begriffsgeschichte zur Theorie der historischen Zeiten«, in: *Historische Zeitschrift*, 270, 2000, pp. 282–283). Koselleck selbst bekennt sich zu einem »reflektierten Historismus«(»Begriffsgeschichte, Sozialgeschichte, begriffene Geschichte. Reinhart Koselleck im Gespräch mit Christof Dipper«, in: *Neue politische Literatur*, 43, 1998, S. 188).

8 Christian Meier: »In den Schichten der Zeit. Geschichte als Leib gewordene Erfahrung: Zum Tode des Bielefelder Historikers Reinhart Koselleck«, in: *Die Zeit*, 09. Februar 2006.

9 Lucian Hölscher behauptet, dass sein Lehrer »selbst kein Historist«war, »wohl aber ein Theoretiker der Geschichte«(»Abschied von Reinhart Koselleck«, in: H. Joas und P. Vogt (Hg.), *Begriffene Geschichte*, S. 92).

10 R. Koselleck, »Die Geschichte der Begriffe und Begriffe der Geschichte«, in: ders., *Begriffsgeschichten. Studien zur Semantik und Pragmatik der politischen und sozialen Sprache*, S. 56 f.; vgl. H. Joas und P. Vogt, »Einleitung« zu H. Joas und P. Vogt (Hg.), *Begriffene Geschichte*, S. 41–43. In seiner Einleitung zum Buch *Visionen des Politischen* (Frankfurt a. M. 2009) behauptet Skinner in Abgrenzung zu Koselleck: »Meine Ideengeschichte ist also keine Begriffsgeschichte. [...] Für mich besteht das hermeneutische Problem vornehmlich darin, [die] Texte wieder als die Handlungen erscheinen zu lassen, die sie einst, in ihrem ursprüglichen diskursiven Kontext, darstellten« (S. 16).

11 Rolf Reichardt, »*Historische Semantik* zwischen *lexicométrie* und *New Cultural History*. Einführende Bemerkungen zur Standortbestimmung«, in: ders., (Hg.), *Aufklärung und Historische Semantik. Interdisziplinäre Beiträge zur westeuropäischen Kulturgeschichte*, in: *Zeitschrift für historische Forschung*, Beiheft 21, 1998, S.27; Hans-Jürgen Lüsebrink, »Begriffsgeschichte, Diskursanalyse und Narrativität«, in Rolf Reichardt (Hg.), *Aufklärung und Historische Semantik*, S. 36–37.

12 Die Ausstellung »fluxus 31: Reinhart Kosellecks Geschichte zum Sehen«im Literaturmuseum der Moderne in Marbach dauerte vom 16. Januar bis zum 12. April 2015 und wurde von Heike Gfrereis, Adriana Markantonatos und Moritz Neuffer kommissarisch geleitet.

13 Rahel Jaeggi und Tilo Wesche, *Was ist Kritik?*, S. 11.

14 Lucian Hölscher, »Abschied von Reinhart Koselleck«, in: H. Joas und P. Vogt (Hg.), S. 91.

15 Rahel Jaeggi und Tilo Wesche, *Was ist Kritik?*, S. 12.

en während seines Lebens, betonen eine gewisse wissenschaftliche Extravaganz eines »Einzel- und Quergänger[s] in seinem Fach«.[16] Die Deutsche Forschungsgemeinschaft würdigte dieses transversale und mutige Profil, indem sie ein Förderprogramm für riskante Forschungstrategien mit seinem Namen taufte.

Im Unterschied zu anderen Begriffsgeschichtlern, besonders den Ritterianern, die – vielleicht als Kompensation einer für sie unerwünschten Erinnerungskultur – die bundesrepublikanische Demokratie für eine verlässliche Form der Vergangenheitsbewältigung hielten, häufen sich bei Koselleck keineswegs die bedingungslosen Elogen auf sie.[17] So haben nicht wenige geglaubt, die Vergangenheit sei durch ihre Apologie der Bürgerlichkeit[18] endgültig überwunden, bzw., Habermas zufolge, die Schadensabwicklung[19] definitiv geleistet. Gumbrecht beschreibt in seinem Buch *Dimensionen und Grenzen der Begriffsgeschichte* das Unbehagen, das Kosellecks im Rahmen eines Kolloquiums der Gruppe *Poetik und Hermeneutik* gehaltenen Vortrags über Träume der Juden in der Nazizeit unter den meisten Zuhörern auslöste.[20]

Wichtig war auch die sogenannte Studentenrevolution der 68er Jahre, die den akademischen Betrieb erzittern ließ. Auf die Protestbewegung und den sich organisierenden antiautoritären Geist an der Universität reagierten manche panisch, scheu und defensiv. Die Kommunikation mit Studierenden war begrenzt und es verbreitete sich ein gewisser Nimbus der Unnahbarkeit der Dozenten. Koselleck gilt hier wieder als Ausnahme, wie Lucian Hölscher in seiner Abschiedsrede andeutet. Er zog sich nicht in die Isolation zurück, sondern suchte nach persönlichen Begegnungen, wenn nicht in den Seminarräumen, dann doch mindestens in den Kneipen, wie sich sein späterer Bielefelder Kollege Wehler ein bisschen neidisch erinnert.[21] Koselleck flüchtete nicht ins Ausland und vergrub sich nicht in sein Werk, sondern bemühte sich im Gegenteil, anregende Veranstaltungen für die Rebellierenden vorzuschlagen. In dieser Zeitspanne liegt der Ursprung seiner Neugier für den Totenkult und die Ikonologie des gewaltsamen Todes, denn er hoffte, durch diese ungewöhnliche Themenwahl die Revoltierenden zu erreichen.[22] Sein Auftritt in Heidelberg zeigte, dass er bereit war, Brücken zwischen Theorie und Praxis zu schlagen.

Ein anderer Berührungspunkt unter den Begriffsgeschichtlern unterschiedlicher Herkunft war ihre persönliche, philosophische und politische Abneigung gegen Habermas, die über die damals kursierenden skurrilen Gerüchte hinausreichten. Weltverbesserer, die eine bequeme Philosophie des Neins praktizierten, waren ihnen suspekt. Den Glauben an die zügellose Gestaltbarkeit der Geschichte und ihres zukünftigen Verlaufs betrachtete Koselleck als haltlose Illusion. Die Distanz gegenüber Habermas,[23] der die publizistischen Diskussionen dominierte, hat nicht zu seiner Abkehr von der Öffentlichkeit geführt, sondern er hat einen öffentlichen Gebrauch der Vernunft gewagt. Er hat sich Gegenwartsthemen (z.B. Hochschulreform, Erinnerungsorte, Oder-Neiße-Linie) nicht entzogen und immer in dem Bewusstsein agiert, über seinen Zeitgeist hinaus gehen zu wollen und nicht nur sein Diener zu werden.

16 Rudolf Vierhaus, »Laudatio auf Reinhart Koselleck«, in: *Historische Zeitschrift* 251 (1990), S. 537.

17 Reinhard Mehring, »Begriffsgeschichte mit Carl Schmitt«, in: H. Joas, P. Vogt (Hg.), *Begriffene Geschichte.* S. 163.

18 Jens Hacke, *Philosophie der Bürgerlichkeit. Die liberalkonservative Begründung der Bundesrepublik*, Göttingen 2006.

19 Jan Eike Dunkhase hat »einer versteckten Stellungnahme [Kosellecks] von 1986« zum sogenannten Historikerstreit nachgeforscht (*Absurde Geschichte. Reinhart Kosellecks historischer Existentialismus*, Marbach am Neckar, Deutsche Schillergesellschaft, 2015).

20 »Von mindestens einem Moment des Durchbruchs in eine Gegenrichtung [von der Latenthaltung jener Vergangenheit] bei den Kolloquien der Poetik und Hermeneutik-Gruppe ist allerdings zu berichten, einem Moment, der belegt, dass das Schweigen eher eine Konvention als ein Programm war. [...] Er ist Reinhart Koselleck zu verdanken. [...] Ich war anwesend, als Koselleck [...] seine die Nachkriegs-Latenz frontal herausfordernden Überlegungen [unter dem Titel »Terror und Traum«] vortrug – und von den meisten Kollegen seiner eigenen Generation wütend-nervöse Ablehnung erfuhr«(Hans Ulrich Gumbrecht, *Dimensionen und Grenzen der Begriffsgeschichte*, München 2006, S. 30–31).

21 Hans-Ulrich Wehler, *»Eine lebhafte Kampfsituation«. Ein Gespräch mit Manfred Hettling und Cornelius Torp*, München 2006, S. 193–194.

22 Koselleck, »Bundesrepublikanische Kompromisse. Die Deutschen und ihr Denkmalskult. Rainer Metzger sprach mit Reinhart Koselleck«, in: *Kunstforum*, 1996, S. 467–468.

23 Diese Distanz begann sehr früh, als der Frankfurter Kosellecks Dissertation rezensierte und in ihm einen Schmitt-Schüler sah, vgl. Jürgen Habermas, »Zur Kritik an der Geschichtsphilosophie«[1960], in: ders., *Philosophisch-politische Profile*, Frankfurt a. M. 1981, S. 435–444; ders., »Das Bedürfnis nach deutschen Kontinuitäten«, in: *Die Zeit*, 3. Dezember 1993, S. 17 f. (= Besprechung von: Dirk van Laak, *Gespräche in der Sicherheit des Schweigens. Carl Schmitt in der politischen Geistesgeschichte der frühen Bundesrepublik*, Berlin 1993).

Koselleck lieferte ein Arsenal von Talisman-Begriffen bzw. -Metaphern, das heutzutage übergreifend gebraucht wird und zum Verständnis und Selbstverständnis der Moderne beiträgt: Sattelzeit, Schwellenzeit, Erfahrungsraum-Erwartungshorizont, Zeitschichten, Kollektivsingular, Gleichzeitigkeit der Ungleichzeitigkeit. Er ist Schöpfer oder Verbreiter eines Vokabulars, das sich interdisziplinär konsolidiert hat, und ein unbestrittenes Verdienst besteht darin, den semantischen Haushalt der Sozial- und Geisteswissenschaftler unserer Gegenwart bestimmt zu haben.

Aber uns interessiert besonders das Porträt, das Nicolaus Sombart von seinem damaligen Heidelberger Studienfreund macht: Koselleck sei »kein paranoider Hermeneutiker«, sondern »der ideologiekritische Historiker, für den sich die Lebenswirklichkeit noch nicht aufgelöst hat in Zeichen und Interpretationen, sondern für den es noch Fakten gab und Personen«.[24] Hier tauchte bereits der junge Koselleck als Ideologiekritiker auf. Gadamers Hermeneutik und Habermas' Ideologiekritik kommen üblicherweise als Antagonisten vor und der künftige Bielefelder Professor war mit dem vermeintlichen Antagonismus zwischen beiden sehr gut vertraut.[25] Deshalb sollte das Porträt vorerst schockierend wirken. Um so auffälliger ist es, dass das Ziel begriffsgeschichtlicher Forschung für Koselleck selbst – wie er seit den 70er Jahren sagte – »Ideologiekritik« war. Seine Auffasung der Ideologiekritik hatte mit dem »historisch-kritische[n] Anspruch unserer Begriffsgeschichte« bzw. der »*semantologische[n] Kontrolle*«, wie es in der Einleitung des Lexikons *Geschichtliche Grundbegriffe* steht,[26] und der grundlegenden ontologischen Differenz zwischen Rede und Sachverhalt zu tun.

In einem anderen Kapitel des eingangs zitierten Buches behandelt Jaeggi separat die Bedeutung von Ideologiekritik als einem »ganz bestimmten Typus von Kritik«, indem sie vier Spezifika herausarbeitet: 1) Ideologiekritik als *Herrschaftskritik* bzw. Kritik der Mechanismen der »Verselbstverständlichung oder Selbstverständlichmachung« (Naturalisierungsphänomene oder Universalisierung von Partikularem, Ontologisierung bestehender Verhältnisse bzw. Hypostasierung zeitbedingter konkreter Fälle, Versachlichung fehlbarer Darstellungen, Transzendentalisierung von aposteriorischem); 2) sie geht von internen *Widersprüchen* (Selbstwidersprüchen) und Inkonsistenzen aus; 3) sie beruht auf einer Art »*Hermeneutik des Verdachts*«, die »Verzerrungen im Selbst- und Weltverständnis von Individuen» sowie »von sozialen Entitäten aufdeckt», und 4) Zusammenhang *Analyse und Kritik*.[27] Obwohl Koselleck als Gegner der kritischen Theorie gilt, zu deren Konstellation Jaeggi gehört, gebraucht er den Ausdruck Ideologiekritik selbst in seinem Werk immer öfter. Wir könnten sogar manche Verwandschaften, aber ich vermute keine Wahlverwandschaften, zwischen Kosellecks positiver Konzeption von Ideologiekritik und einigen dieser Spezifika des Idealtypus[28] entdecken. Er stellte das zwar nicht streng systematisch dar, wies aber auf die ideologiekritischen Effekte seiner Begriffsgeschichte immer wieder hin. Er übte eine solche Form der Kritik als Versuch, Ideologien bzw. Überzeugungssysteme in ihren praktischen Konsequenzen zu verstehen, deren vielschichtige Begrifflichkeit transparent zu machen und dadurch den dogmatischen Schein von Begriffen aufzulösen bzw. deren einseitigen oder verzerrten Charakter zu enthüllen.

24 Nicolaus Sombart, *Rendezvous mit dem Weltgeist. Heidelberger Reminiszenzen 1945–1951*, Frankfurt a. M. 2000, S. 265–266.

25 Eine erste Zusammenstellung der Debatte erschien in Buchform unter dem Titel *Hermeneutik und Ideologiekritik*, Frankfurt a. M. 1971. Vgl. Koselleck, »Hermeneutik und Historik«, in: ders., *Zeitschichten. Studien zur Historik*, Frankfurt a. M. 2000, S. 114. Habermas‹ Begriff von »Ideologie« und »Ideologiekritik« ist vielschichtig und setzt sich mit verschiedenen Traditionen und Modellen (Marxismus, Klasseninteressen, wissenschaftlich-technisches Wissen als Faktor der Verdinglichung und entpolitisierender Unterwerfung der Gesellschaft, Psychoanalyse und Herrmeneutik im Rahmen der Untersuchung der »Bedingungen systematisch verzerrter Kommunikation« und der Pathologien der Lebenswelt u.a.) auseinander (Martin Saar, »Ideologie«, in: Hauke Brunkhorst, Regina Kreide und Cristina Lafont (Hg.), *Habermas-Handbuch*, Stuttgart, 2009, S. 323–324.

26 *Geschichtliche Grundbegriffe. Historisches Lexikon zur politisch-sozialen Sprache in Deutschland* (= *GG*), Bd. 1, Stuttgart 1972, S. XXVII, XIX.

27 Rahel Jaeggi, »Was ist Ideologiekritik?«, in: Rahel Jaeggi und Tilo Wesche (Hg.), *Was ist Kritik?*, S. 269–270.

28 Die fünf Merkmale einer solchen Form immanenter Kritik sind die folgenden: 1) Sie »geht von Normen aus, die *einer bestehenden (sozialen) Situation inhärent* sind«. 2) »Sie hält den Zusammenhang zwischen Normen und Realität in der von ihr kritisierten Situation […] für *invertiert* oder *in sich verkehrt*. Das heisst, sie sind […] wirksam, aber *als wirksame* widersprüchlich geworden und defizitär«. 3) Sie ist »an der *inneren Widersprüchlichkeit* der Realität und der diese konstituierenden Normen«orientiert. 4) Sie »ist *transformativ*«und »geleitet durch die Notwendigkeit, eine widersprüchliche Situation in etwas Neues zu überführen«. 5) Sie »verlangt nach einer *Transformation von beidem: der Realität und der Normen*«(ebd., S. 286–288).

Vor bald drei Dekaden thematisierte die Historiographie theoretische Grundlagenprobleme wie die Frage nach dem Zusammenhang von Objektivität und Parteilichkeit, dem Status historischer Prozesse oder der Bedeutung der Erzählung für die Geschichte. In der damaligen Identitätskrise der Disziplin hat Koselleck nicht für mehr Empirie, sondern für mehr Theorie plädiert, was ihn für die Philosophie sympathisch machte.[29] Vielleicht angespornt durch die Gruppe »Poetik und Hermeneutik» dachte er über die Verbindung der Geschichtswissenschaft mit der Literatur, des *Ereignisses* mit der *Erzählung*[30] nach. Koselleck hat die Reflexion über Wirklichkeit und Fiktion fortgesetzt und gegen das Vorhaben (u.a. von Hayden White), Geschichte als literarisches Artefakt zu betrachten, auf das Vetorecht der Quellen hingewiesen. Selbstverständlich arbeitet die Wissenschaft der Historie auch mit fiktionalen Mitteln, aber sie darf nicht in Literatur aufgelöst werden, wie groteskerweise mancher Revisionismus behauptet. Die Quellen bilden eine Kontrollinstanz, ein Testverfahren, das zwischen Fiktion und historischer Wahrheit unterscheidet.[31]

Gumbrechts Generalabrechnung mit den »Pyramiden des Geistes«bzw. mit der Begriffsgeschichte bedeutet keine Personalabrechnung mit Koselleck, der durch die Einwände (Unentschiedenheit im Hinblick auf das Problem der Weltreferenz der Sprache, Problem des Erkenntniswerts von Geschichtlichkeit und des Habitus eines Latenthaltens der nationalen Geschichte) nicht voll getroffen, aber auch nicht ganz makellos gelassen wird.[32] Der Kriegsheimkehrer Koselleck hat nie die Verbrechen, das begangene Unrecht, als Randphänomen abgetan. Er hat sich auch nicht an der ansonsten unter seinen Zeitgenossen üblichen Selbststilisierung beteiligt. Das war auch nicht der Fall bei einigen seiner Lehrer, wie Werner Conze und Hans-Georg Gadamer,[33] die er gegen Vorwürfe brauner Komplizenschaft verteidigte. Koselleck war eine Anomalie innerhalb des Paradigmas der »defensive[n] Modernisierung», die oft mit einer Selbstimmunisierung gegen heikle, unbequeme soziale Strukturfragen einherging.[34]

Der gebürtige Görlitzer hat verschiedene ideologische Formen entlarvt und abgelehnt: die ideologische Form des Utopismus, die des Viktimismus, die der Beschleunigung – besonders die entmündigenden Effekte der Desynchronisation zwischen verschiedenen Sphären. Seine bereits in der Dissertation behandelten Einwände gegen die erste Form hängen mit der Hypokrisie der Aufklärung und der moralisierenden Geschichtsphilosophie zusammen.[35] Die dadurch herbeigeführte Gegenüberstellung von Moral und Politik hat die Friedlosigkeit, die konfliktträchtige Revolution (statt den ewigen Frieden) verursacht und die utopischen Kräfte freigesetzt. Aber Utopie ist für ihn mit »Geschichtsverlogenheit«[36] gleichbedeutend. Ich halte es jedoch für einen fehlerhaften Ansatz, die Aufklärung (vorwiegend Lessing und Kant) im Sinne

29 H. Joas und P. Vogt, »Einleitung» zu: dies. (Hg.), *Begriffene Geschichte*, S. 20–21.

30 Reinhart Koselleck/Wolf-Dieter-Stempel (Hg.), *Geschichte – Ereignis und Erzählung* [Poetik und Hermeneutik. Arbeitsergebnisse einer Forschungsgruppe V], München 1973. Siehe Jan Kröger, »Review of *Die Forschungsgruppe ›Poetik und Hermeneutik‹. Erschliessen – Historisieren – Aufgreifen. Ein Arbeitsgespräch*», in: *H-Soz-u-Kult, H-Net Reviews*, April 2009, S. 1.

31 »Ist Geschichte eine Fiktion?«[Interview mit Reinhart Koselleck], in: *Neue Züricher Zeitung-Folio*, März 1995, S. 60–61. Vgl. Reinhart Koselleck, »Einleitung» zu: Hayden White, *Auch Klio dichtet oder die Fiktion des Faktischen. Studien zur Tropologie des historischen Diskurses*, Stuttgart, Klett-Cotta, 1991; ders.: »Fiktion und geschichtliche Wirklichkeit«[1976], in: *Zeitschrift für Ideengeschichte*, 1 (2007) 3, S. 39–54; «Geschichte(n) und Historik. *Reinhart Koselleck im Gespräch mit Carsten Dutt*», in: *Internationale Zeitschrift für Philosophie*, 2 (2001), S. 260–261, 266–268.

32 Hans Ulrich Gumbrecht, *Dimensionen und Grenzen der Begriffsgeschichte*, München 2006, S. 27–30 und das Zitat der S. 30–31 in unserer Fussnote 21.

33 Reinhart Koselleck: »Werner Conze: Tradition und Innovation«, in: *Historische Zeitschrift*, 245 (1987), S. 529–543; »Er konnte sich verschenken«, in: *Süddeutsche Zeitung*, 14. Mai 2003, S. 14.

34 Kröger, »Review», S. 2.

35 Koselleck verwarf die Hypostasierung der idealistischen Geschichtsphilosophie zu »Totalentwürfe[n] der gesamten Geschichte», deren »Totalanspruch« politisch zum Totalitarimus («Geschichte(n) und Historik«, S. 257) führt. Eine ähnliche Verwerfung musste der Historiker selbst im Falle seiner prägnanten Metapher »Sattelzeit« einstecken. Diese Verwerfung hat ihn bewegt, sie durch die der »Schwellenzeit«, meines Erachtens irrtümlicherweise, zu ersetzen (Reinhart Koselleck: »A Response to Comments on the Geschichtliche Grundbegriffe«, S. 69; R. Koselleck, »Offene Fragen an die *Geschichtlichen Grundbegriffe*«, S. 265–266. (Vgl. John Greville Agard Pocock, »Concepts and Discourses: A Difference in Culture? Comment on a Paper by Melvin Richter«, in: H. Lehmann und M. Richter (Hg.), S. 58; Javier Fernández Sebastián, »Historia intelectual y acción política: retórica, libertad y republicanismo. Una entrevista con Quentin Skinner«, in: *Historia y política*, nº 16 (2006), S. 249–250).

36 Koselleck, »Dankrede«, in: Weinfurter (Hg.), *Reinhart Koselleck*, S. 58. Niklas Olsen, *History in the Plural. An Introduction to the Work of Reinhart Koselleck* (New York 2012), S. 5.

einer Verschwörungstheorie zu lesen, worauf ich später zurückkommen werde.

Bezüglich des Viktimismus ist Koselleck ausschlaggebend für die Erläuterung des Spannungsverhältnisses zwischen Gedächtnis und Politik. Sein unvollendet gebliebenes Projekt einer *politischen Sinnlichkeit* oder Ikonologie förderte eine Synergie zwischen Begriffsgeschichte und Geschichte der Wahrnehmung, die auf den Forschungsansatz von Aby Warburg zurückverweist. In diesem Bereich hat er die Opfersemantik analysiert und ihre obszönen einseitigen Bedeutungsverschiebungen in den Fünfzigern des letzten Jahrhunderts verfolgt. Der Opferbegriff war zunächst aktiv gemeint. Die Inschriften auf den Grabsteinen für die Opfer des Krieges wiesen diesen Heldenstatus zu: sie hätten sich geopfert, sie seien »*für Führer, Volk und Vaterland gefallen*«. Dieser Begriff wurde unter der Hand in einen passiven umgeschmolzen. Plötzlich galten und sahen sich alle als passive Opfer des Totalitarismus.

Durch die undifferenzierte Rede vom Opfer würden die aktiven ›Opfer‹, d.h. die Täter ihren Opfern angeglichen – »eine verlogene Form des nicht-reflektierten Totengedenkens«[37] mit einer doppelten ideologischen Wirkung. Einerseits dienten die Gedenkorte für die Opfer von Vertreibung nicht nur der Trauerarbeit, sondern auch dem Zweck, die Forderung der Rückgabe der ›verlorenen Gebiete‹ und einer Revision der Grenzen hochzuhalten. Deutsche Schuld und deutsche Verbrechen, die Ursachen des Kriegsleids, fanden dort lange Zeit keine Erwähnung. Die Gedenkstrategie der einflussreichen Vertriebenenverbände war nicht zuletzt ein Abwehrkampf gegen die Versuche, die Opfer des Holocausts in die öffentliche Erinnerung einzubeziehen. Andererseits wurde die Hierarchisierung der Opfer des Nationalsozialismus und ihrer Opferdenkmäler durch propagandistische Steuerung offizieller Instanzen oder einzelner Gruppen von Koselleck scharf kritisiert. Diese Kritik entstand aus der Auflockerung verhärteter Deutungsinteressen, aus der Verflüssigung der involvierten Begriffe, die deren unterschiedliche semantische Schichten und plurale Bedeutungen aufdeckt. Im Rahmen der Berliner Denkmaldebatten widerlegte Koselleck diese Machinationen und Manipulationen der Öffentlichkeit und nahm die Begriffsgeschichte als ideologiekritisches Instrument in den Dienst, um ›passive‹ Opfer von ›aktiven‹, aber auch reale von imaginären Opfern zu unterscheiden und den opportunistischen Viktimismus zu unterminieren.

Koselleck hat den Weg von der Begriffsgeschichte als Geschichte der Begriffe über die Modernisierungstheorie zur Theorie der Moderne geebnet. Nichtsdestotrotz sind gewisse Affinitäten zwischen dem Kompensationsaxiom der Ritter-Schule, dem hermeneutischen Bewahrungsprinzip Gadamers und Kosellecks Sehnsucht nach einem »optimierenden Fortschritt«[38] bzw. dem Optimierungsdesideratum für die Moderne festzustellen. Es ist bemerkenswert, wie stark die von ihm unter dem Stichwort der ›Sattelzeit‹ thematisierte Zeitspanne zwischen 1750 und 1850 die sogenannte ›skeptische Generation‹ angezogen hat. »Skeptische Generation« ist eine auf die Kriegs- und Nachkriegsjugend, insbesondere die jüngsten Soldatenjahrgänge und späteren Akademiker gemünzte Sammelsignatur des Soziologen Helmut Schelskys. Die Turbulenzen der Studentenbewegung heilten bei den meisten dieser Generation jede radikale Versuchung, was politisch zum Engagement für einen konservativen Liberalismus führte.

Kosellecks Nachdenken über »zeitliche Strukturen menschlicher Geschichten, ihre Erfahrungen und ihre Erzählungen«wird in die Historik eingebettet, d.h. in eine Theorie geschichtlicher Zeitschichten,[39] die er vor allem in der Auseinandersetzung mit Gadamers Hermeneutik und Heideggers Existenzialanalyse des Daseins profiliert.[40] Die Binnenpolarität auf der Ebene der Begriffe, die als Indizien der Vergangenheit und zugleich als Promotoren der Zukunft fungieren, reflektiert sich auf einer höheren Ebene in der Spannung zwischen Erfahrungsraum und Erwartungshorizont, deren wechselndes Kräfteverhältnis die dominante geschichtliche Zeit der jeweiligen Epoche bestimmt.[41] Beide Kategorien, also Früher/Später, neben anderen

37 »›Mies, medioker und provinziell‹. Der Historiker Reinhart Koselleck kritisiert die Gestaltung der ›Neuen Wache‹ als nationale Gedenkstätte der Deutschen«, in: *Tageszeitung*, 13.11.1993.

38 Koselleck, *Vergangene Zukunft*, S. 374.

39 Reinhart Koselleck, *Zeitschichten. Studien zur Historik*, S. 7.

40 Reinhart Koselleck und Hans-Georg Gadamer, *Hermeneutik und Historik*, Heidelberg Universitätsverlag, 1983 (in: ders., *Zeitschichten. Studien zur Historik*, S. 97–127).

41 »Die Begriffsgeschichte ist, streng genommen, ›Zeitgeschichte‹ der Begriffe«(*Geschichtliche Grundbegriffe. Historisches Lexikon zur politisch-sozialen Sprache in Deutschland*, Bd. 1, Stuttgart 1972, S. XXVII; vgl. S. XV, XVI–XVII).

formalen Gegensatzpaaren (Innen/Aussen, Oben/Unten), gehören zum Repertoir der Bedingungen möglicher Geschichten, deren Inventur er Historik nennt.[42]

Hier verdeutlicht sich der Nexus der heuristischen Ansätze der Begriffsgeschichte und der Diagnostik der Pathogenese der Moderne. Vor der Neuzeit überlappen sich Vergangenheit und Zukunft, Erfahrung und Erwartung. Im 18. Jahrhundert trennen sie sich auf eine unversöhnliche Weise. Es waren die Aufklärung und die Französische Revolution, die mit den überkommenen Strukturen gründlich gebrochen hatten und eine neue Zeit eröffneten, bevor die technisch-industrielle Revolution die Beschleunigung in den normalen Alltag hinein vorantrieb. Dieser Umwandlungsprozess zur Moderne besitzt eine semantische und eine existentielle Tragweite. Einerseits hat sich in der Sattelzeit ein tiefreichender Bedeutungswandel überkommener Begriffe vollzogen, in dem diese neue Sinngehalte erhielten, die bis in die Gegenwart gültig sind. Andererseits ist die Geschwindigkeit das heutige Lebensgefühl: wir leben unter dem Diktat der konfliktträchtigen Eile. Deshalb setzte sich Koselleck programmatisch für eine auf Dauer und Kontinuität gründende Kultur ein. Die Wiederholungsstrukturen (Verfahrensregeln, Institutionen, Sprache) erscheinen als Bastion der *slow motion* gegen den Temporausch unserer Epoche. Geschichte ist nicht nur einmalig, sie wiederholt sich auch in ihren Strukturen.

Entgegen der Interpretation der Aufklärung als Causa und Mitläuferin der Übereilung glaube ich, dass manche Aufklärer die Zerstörung der tradierten Welt und das Übergewicht der Zukunft vorweggenommen haben und nach einem Ausgleich suchten. Man unterstellt überhaupt der begriffsgeschichtlichen Perspektive die konservative Verklärung einer heilen Vergangenheit. Dabei hatten Koselleck, Gadamer und die Ritter-Schule vorwiegend auf die Notwendigkeit geisteswissenschaftlicher Orientierungen hinweisen wollen, die die Schäden des beschleunigten Wandels der Moderne durch den Rückgriff auf kulturelle Bestände kompensieren sollten. Die Ritter-Schule hat *expressis verbis* von dem Axiom der Kompensation gesprochen. Analog dazu ist Gadamers Kritik am Vorurteilsverständnis und der Autoritätsdiffamierung der Aufklärung zu sehen. Autorität hat mit dem Gestus des Autoritären und einer daraus abzuleitenden Haltung des blinden Gehorsams nichts gemein. Die positiv verstandene Autorität, wider ihr Zerrbild einer »unvernünftige(n) Willkür«, beruht auf Anerkennung als einer »Handlung der Vernunft selbst.«Die Tradition bedarf »der Bejahung, der Ergreifung und der Pflege«, um gelten zu können. Marquard spricht von deren Schonung.[43] Ihrem Wesen nach ist Tradition für Gadamer »Bewahrung«, und Bewahrung genauso wie Innovation ist »eine Tat der Vernunft«, also ein »Verhalten aus Freiheit«.[44] Das Erkenntnisinteresse der Geisteswissenschaften ist »nicht nur Forschung, sondern Vermittlung von Überlieferung«,[45] also eine ständige Vermittlung von Vergangenheit und Gegenwart.

Die Historie als Lehrmeisterin des Lebens wird in der Neuzeit aufgelöst und durch die faustische Verwünschung aller Langsamkeit ersetzt.[46] Das Joch der teuflichen Eile ist ein modernes Joch, das bereits Goethe in genialer Wortschöpfung als *veloziferisch* bezeichnet. Zwar hat Koselleck das Wort *veloziferisch* nicht in seinem Goethe-Essay gebraucht, doch war seine Bedeutung in seinem Werk sehr präsent.[47] Seine Privatbibliothek besass eine ganze Sektion ›Goetheana‹, lokalisiert zwischen den Sektionen ›Theorie der Geschichte‹ und ›Schmittiana‹.

Die klassischen Utopien waren primär vergangenheitsbezogen und räumlich. Im 18. Jahrhundert waren die räumlichen Angebote für die Weltverbesserer erschöpft. Mit der Verzeitlichung der Utopie[48] wird die künftige Umdeutung der Eschatologie und der

42 Koselleck, *Vergangene Zukunft*, S. 350 ff.; ders., »Historik und Hermeneutik«, in: *Zeitschichten. Studien zur Historik*, S. 101 ff.; ders., »Was sich wiederholt«, in: *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, 21. Juli 2005.

43 Odo Marquard, *Schwierigkeiten mit der Geschichtsphilosophie*, Frankfurt a. M. 1992, S. 13, 32.

44 Hans-Georg Gadamer, *Wahrheit und Methode* [1960], in: ders., *Gesammelte Werke*, Tübingen 1990[6], Bd. I, S. 284–286.

45 Ebd., S. 289.

46 Reinhart Koselleck, »Historia Magistra Vitae. Über die Auflösung des Topos im Horizont neuzeitlich bewegter Geschichte«, in: ders., *Vergangene Zukunft*, S. 38–66.

47 Brief Goethes an Nicolovius von November 1825 (Goethes Briefe, IV, Hamburg 1967, S. 159); Reinhart Koselleck, Goethes unzeitgemässe Geschichte, Heidelberg 1997; «Geschichte(n) und Historik. Reinhart Koselleck im Gespräch mit Carsten Dutt«, in: Internationale Zeitschrift für Philosophie, 2 (2001), S. 259; Reinhard Laube: »Zur Bibliothek Reinhart Koselleck«, in: Zeitschrift für Ideengeschichte, 3 (2009) 4, S. 101. Vgl. Manfred Osten, Alles veloziferisch oder Goethes Entdeckung der Langsamkeit. Zur Modernität eines Klassikers im 21. Jahrhundert, Frankfurt a. M. 2003; Hartmut Rosa, Beschleunigung: die Veränderung der Zeitstrukturen in der Moderne, Frankfurt a. M. 2005.

48 Reinhart Koselleck , *Zeitschichten. Studien zur Historik*, S. 131–149.

rasenden Erfüllung moralischer Postulate gemeint. Hegel hat in der Phänomenologie des Geistes gezeigt, wie dieses Modell in den Terror der Tugend mündet[49]. Die Aufklärung personifiziert ein hypertroph zukunftsorientiertes Bewusstsein. In der Simultaneität zwischen Gedachtem und eiligem Vollbringen vermählen sich Irrtum und Gewalt zu einer negativen, schauerlichen Utopie. Die berauschend expandierende Zukunft, die immer anders und besser als die Gegenwart sein soll, kulminiert jedoch in Überstürzung und Ruhelosigkeit.

Wer doppelt so schnell handelt, kann praktisch zwei Lebenspensen in einem unterbringen. Maximale Flexibilisierung vermittelt uns ein trügerisches Freiheits- und Glücksgefühl. Je mehr Optionen wir hätten, je mehr Erlebnisse möglich wären, umso reicher und erfüllter würde unsere Existenz erscheinen. Aber die extrem vermehrte Wahlmöglichkeit kann zum Wahlzwang und sogar zur Wahlunfähigkeit, die Selbsbestimmung zur Fremdbestimmung bzw. Entfremdung werden.[50] Die eigentliche Ursache dieser ›Eilkrankheit‹, die Wurzel dieses Kontinuitätsrisses liegt zunächst im 18. Jahrhundert. Koselleck machte auf die Dialektik der Aufklärung, auf neue Herrschafts- und Gewaltverhältnisse aufmerksam. Er agierte als Stabilitätsverfechter und sein Kampf gegen die Ungeduld, seine Not, die Rastlosigkeit einzudämmen, hat in der Historik Ausdruck gefunden. Sie »ist eine theoretisch reflektierte Form des Umgangs mit dem radikalen Traditionsbruch, der Vergangenheit und Zukunft auseinandergesprengt hat«,[51] und leistet Widerstand gegen das Bündnis von Eile (*velocitas*) und Teufel (*luzifer*), gegen diese vergiftete Errungenschaft der Moderne als einer »Zeit, die nichts reif werden lässt«.[52]

Um Kosellecks Einstellung gegenüber der Moderne näher zu erläutern, ist es interessant, seinen Fall mit dem von Odo Marquard, Mitglied der Ritter-Schule und der Gruppe *Poetik und Hermeneutik*, zu vergleichen.

Eine verbindende Gemeinsamkeit beider besteht in der kritischen Beschäftigung mit der Geschichtsphilosophie. Sie ist gleichsam der Einstieg in eine Haltung der Skepsis gegenüber jeglicher Art von moralischem und politischem Universalismus. Die konsequente Antwort Marquards, die berühmt gewordene Abwandlung der 11. Feuerbachthese von Marx, lautet so: »Die Geschichtsphilosophen haben die Welt nur verschieden verändert; es kömmt darauf an, sie zu verschonen.«[53] Er wollte der verhängnisvollen Auswirkung aktivistischer Geschichtsphilosophie eine Absage erteilen. Der bekennende Liberalkonservative zeigt ein Arrangement mit einer Bundesrepublik, die eben »keine misslungene Revolution, sondern eine gelungene Demokratie«ist. Er spottet über Negationskonformisten, Jammerathleten und Untergangskassandren: »Die moderne – die bürgerliche – Welt ist weder Paradies noch Inferno, sondern geschichtliche Wirklichkeit«, mit der die Philosophie den Frieden schliessen muss.[54] Einen »modernen Partisanen« der unendlich vielen Geschichten im Plural gegen die eine Geschichte im Singular – so hat Jacob Taubes einmal Koselleck charakterisiert und damit den Impuls erfaßt, mit dem seine Arbeiten zur Historik die totalitären Konsequenzen finalistischer Geschichtsphilosophie abstoßen. Die Geschichtsphilosophie, ein genuiner Sprössling des 18. Jahrhunderts, ist »eine temporalisierte Vollzugsanstalt der Moral«.[55]

Zwei scheinbar gegensätzliche Ansätze konvergieren und verstärken sich: Einerseits der aufgeklärte Mythos der absoluten Verfügbarkeit der Geschichte, andererseits der erst um 1780 formulierte Kollektivsingular »Geschichte«. Im Namen der Geschichte (»List der Geschichte«, »eherne Notwendigkeit«, »Sinn der Geschichte«) etwas zwingend zu fordern, stand für Koselleck immer im Verdacht, totalitär bzw. terroristisch zu

49 Georg Wilhelm Friedrich Hegel, *Gesammelte Werke*, Bd. 9, Hamburg 1980, S. 316–323.

50 Hartmut Rosa, »Kritik der Zeitverhältnisse. Beschleunigung und Enfremdung als Schlüsselbegriffe der Sozialkritik«, in: Rahel Jaeggi und Tilo Wesche (Hg.), *Was ist Kritik?*, S. 23–54; ders., *Beschleunigung und Entfremdung*, Berlin 2013, S. 23 – neben Koselleck, beruft sich Rosa auch auf Hermann Lübbe und Hans Blumenberg– (S. 40, 105).

51 Stefan-Ludwig Hoffmann, »Was die Zukunft birgt. Über Reinhart Kosellecks Historik«, in: *Merkur*, 721 (2009), S. 549.

52 Brief Goethes an Nicolovius von November 1825 (*Goethes Briefe*, IV, Hamburg 1967, S. 159); M. Osten, «Die beschleunigte Zeit. »Alles veloziferisch«– Anmerkungen zur Modernität Goethes», in: *Die Zeit*, 1999.

53 Odo Marquard, *Schwierigkeiten mit der Geschichtsphilosophie*, S. 13. Das Zitat wurde, leicht verändert, in einem Buch über Kant bereits früher verwendet: »Die Philosophen haben die Welt zwar verschieden verändert; es kommt aber darauf an, sie zu verschonen«(ders., *Skeptische Methode im Blick auf Kant*, Freiburg/München 1958, S. 52).

54 Odo Marquard, »Zukunft braucht Herkunft. Bemerkungen zu Joachim Ritters Philosophie der Entzweiung«(1989), in: ders., *Skepsis und Zustimmung*, Stuttgart 1994, S. 26 f. Vgl. ders. Skepsis in der Moderne, Stuttgart 2007, S. 20.

55 Koselleck, *Vergangene Zukunft,* S. 268.

sein.[56] Koselleck und Marquard teilen diese Skepsis gegenüber jeglicher Geschichtsphilosophie und grenzen sich von deren Deutung – auf den Spuren von Karl Löwith – als Säkularisierung der christlichen Heilsgewissheit ab.[57] Marquard bleibt als ein Erbwalter der philosophischen Anthropologie, Koselleck der historischen Anthropologie, auf die Möglichkeiten des Individuums konzentriert, den beschleunigten Fortschritt in der Moderne auszuhalten, um sich als *homo compensator* zu bewähren.

Als eine zweite Gemeinsamkeit lässt sich eine Vorliebe für Kompensationselemente erkennen. Beide begreifen den Moralismus und die ausufernde Kritik als übersteigerte Reaktionen verblendeter Idealisten. Marquard interpretierte den Studentenprotest der 68er im Sinne eines »nachgeholten Ungehorsams«, mit dessen Hilfe der versäumte Widerstand der Elterngeneration gegen den Nationalsozialismus »stellvertretend nachgeholt [wurde,] gegen das, was nach 1945 an die Stelle der Diktatur getreten war«. Dadurch wurde, laut Marquard, »eine Demokratie zum nachträglichen Empörungsziel eines gegen die totalitäre Diktatur versäumten Aufstands«.[58] Hieraus entsteht das Selbstporträt Marquards als »Weigerungsverweigerer«, das allerdings nur im Kontrast zu der Figur eines Allesverweigerers Kontur gewinnt. Auch Koselleck verurteilte oft die Flucht aus dem »Gewissen haben«in das »Gewissen sein«. Er zeigte sich jedoch verständnisvoller gegenüber den Rebellierenden und räumte die moralische Konsistenz der Kritik an der Elterngeneration ein, bezichtigte die 68er aber der Besserwisserei.[59]

Die auffälligen Parallelitäten in der Gedankenführung geben uns Aufschluss über die verschiedenen Modi liberalkonservativer Identifikation mit einem Staatswesen. Marquard arrangiert sich fast apologetisch mit dem Status quo einer »freiheitlich demokratischen Grundordnung«.[60] Koselleck hegt den Vorbehalt gegenüber dem Establishment, wie seine vehemente Teilnahme an der Debatte über die Berliner Erinnerungsorte bestätigte. Hier hat er sich als Heucheleiund Lügendetektor bewährt, als jemand, der sich der Staatsräson und der politischen Korrektheit nicht beugt. Er ist bereit, Kompromisse, und sogar bundesrepublikanische Kompromisse einzugehen, aber nicht um jeden Preis. Die Bundesrepublik ist kein gelobtes Land.

Kosellecks »professionelle Skepsis« gehört zum Kern der Geschichtsschreibung. Diese Skepsis zielt primär, aber nicht nur, auf zwei angeblich wechselseitige Gegner: Hermeneutik und Aufklärung. Kurz formuliert: alles ist anders als gesagt und anders als gedacht. Hierin lag seines Erachtens der vergebliche und fatale Versuch, aus einer Nicht-Identität (zwischen Sprache und Sachverhalt, Absicht und Wirklichkeit, Idee und Phänomen) eine Identität zu stiften. Diese »Hauptaufgabe des Historikers«[61] wird in einem Aufsatz, der von Nietzsches zweiter unzeitgemässer Betrachtung, die die Frage nach dem Nutzen und Nachteil der Historie für das Leben aufwirft, inspiriert ist, als ideologiekritische Tätigkeit bezeichnet.[62] Skepsis und Ideologiekritik bleiben bei Koselleck untrennbar verbunden.

Das andere Markenzeichen Marquards ist, neben der Skepsis, die Kompensationstheorie, ein Theorem von Joachim Ritter: Die Moderne muss die durch die Naturwissenschaften bewirkte Entzauberung der Welt permanent wettmachen. Das Angebot von Linderungen ist reichlich: die Religion, die Künste, die Literatur, die Geisteswissenschaften und die »trotzdem denkende« Philosophie. Sie alle arbeiten daran, den Menschen durch Traditionsbildung von Überforderungen zu entlasten und damit weiterhin zukunftsfähig zu machen. Unter das Stichwort des Kontinuitätsbedarfs inmitten der sich schnell ändernden Welt fällt auch, was Koselleck Wiederholungsstrukturen nennt. Beide zielen auf eine Balance zwischen Sicherheit und Risi-

56 »Geschichte(n) und Historik. *Reinhart Koselleck im Gespräch mit Carsten Dutt*«, S. 257, 261.

57 Koselleck, *Zeitschichten. Studien zur Historik*, S. 192–193; Marquard, *Schwierigkeiten mit der Geschichtsphilosophie*, S. 16–19.

58 Marquard, *Abschied vom Prinzipiellen*, Stuttgart 1981, S. 10; Philosophie des Stattdessen, Stuttgart 2000, S. 103 ff. Vgl. Jens Hacke, »Ironiker in der Bundesrepublik. Hans Magnus Enzensberger und Odo Marquard«, in: *Mittelweg* 36, H. 5 Oktober/November 2009, S. 39–50; Martin Seel, »Ein Skeptiker voller Vertrauen«, in: *Deutsche Zeitschrift für Philosophie*, 57(2009), H. 3, S. 481–500.

59 Koselleck, »Die Diskontinuität der Erinnerung«, in: *Deutsche Zeitschrift für Philosophie*, 47 (1999), H. 2, S. 214.

60 Marquard, *Philosophie des Stattdessen*, S. 106; ders., *Apologie des Zufälligen*, Stuttgart, 1986, S. 8.

61 In einem unveröffentlichten Gespräch von November 2005 aus dem Nachlass von Koselleck kann man lesen: »die professionelle Skepsis, die das Selbstbewusstsein mit Selbstkritik verbinden kann«, ist »eine der wenigen produktiven Leistungen meines Lebens«(*Frankfurter Allgemeine Zeitung*, 13. Januar 2010).

62 Koselleck, «Wozu noch Historie«, in: ders., *Vom Sinn und Unsinn der Geschichte*, Frankfurt a. M. 2010, S. 42–44.

ko, zwischen Iteration und Neuheit, zwischen Herkunft und Zukunft.

Der Historiker führte eine von Lessing bis Kant reichende Liste von Kronzeugen an, die belegen soll, dass lange vor der industriellen Revolution das Pathos der Beschleunigungsformel im Lichtschein der Aufklärung um sich greift. Hier wird die Transformation der apokalyptischen Naherwartung in eine akzelerierte Zukunftshoffnung deutlich. Gegenüber solcher Futurolatrie bewahrten doch Lessing und Kant Abstand.

Nach Koselleck vereinigt Kants Position den kategorischen mit einem veloziferischen Imperativ (dem Gebot der permanenten Innovation und immer rascherer Entwertung überlieferter Weltanschauungen, Werte, Institutionen). Kant wird von den Begriffsgeschichtlern oft jakobinischer Aktivismus[63] zugeschrieben, und so würde die Grenze zwischen Aufklärung und Illuminatismus verschwinden. Aber das Tempo der ersten entspricht keineswegs dem Tempo des zweiten. Die veloziferische Zeit ist nicht der einzige Grundzug der Neuzeit. Bei dem Königsberger Philosophen agiert die Staatsweisheit gegen den Fluch der politischen Ungeduld.[64] Kant hat eine nie auszufüllende Lücke zwischen Intention und Wirklichkeit, Gesinnung und Konsequenz ausgemacht. Die Distanz zwischen Idee und Erscheinung soll asymptotisch verkürzt, aber sie kann nie überwunden werden. Die Quintessenz der Kritik liegt in diesem niemals aufzuhebenden Hiatus.[65]

Für Koselleck wird sich Fortschritt so beschleunigen, dass er unser menschliches Fassungsvermögen überschreitet. Repetition und Innovation sollen jedoch in einem »optimierenden Fortschritt«aufeinander bezogen bleiben.[66] Die Neuzeit ist eigentlich keine neue Zeit, sondern das verschiedene Kombinieren des Überkommenen und der Neuerungen, ohne jemals deren gegenseitige Verschränkung beseitigen zu können. Die Geschichte ist nie völlig neu, da sie immer längerfristige, dauerhafte Bedingungen beinhaltet, in deren Spielraum das Einmalige eintritt. Die Kenntnis dieser Bedingungen, dieser Zeitschichten möglicher Wiederholungen, erlaubt der Historik nicht nur, als sensibler Seismograph politisch-gesellschaftlicher Krisen zu fungieren, sondern auch Prognosen zu liefern und damit zu einem künftigen reaktionsfähigen politischen Handeln beizutragen.

Das Janusgesicht des Begriffes als Indikator und als Faktor reflektiert sich in einer kompensatorischen, vergangenheitsorientierten und einer emanzipatorischen, zukunftsgerichteten Moderne. Eine gelungene Moderne hält das Gleichgewicht zwischen beiden Polen. Koselleck wusste, dass optimales Handeln reformerische Behutsamkeit und Respekt vor gewachsenen Traditionen voraussetzt, und wollte dem Existenzrecht bestehender und bewährter Lebenwelten eine Stimme geben.[67] Entschleunigung ist funktionsnotwendig für die Erhaltung moderner Gesellschaften. Dynamische Entwicklung ist nur vor einem stabilen Hintergrund möglich.[68] Die grösste Gefahr der Beschleunigungsgesellschaft liegt in ungeplanter Desynchronisation, das heißt der zeitlichen Entkoppelung. Die Politik hat ihre Rolle als Schrittmacher verloren und prämiert Kurzsichtigkeit. Nun entsteht eine verhängnisvolle zeitliche Kluft zwischen turbobeschleunigten und abgehängten Prozessen. Handelt es sich um unvereinbare Wertordnungen, um inkonmensurable Universen des Denkens und Fühlens, nämlich um ultramoderne futuristische Kulturen auf der einen und antiquarische traditionelle Kulturen auf der anderen Seite? Koselleck referiert mit einem nostalgischen Klang einen um 1815 verfassten Brief von Friedrich Perthes an Jacobi: »Früher habe es Erfahrungswandel nur über Jahrhunderte hinweg gegeben, heute werde das Aufeinanderfolgende zusammengedrängt und dementspechend wachse der Streit.« Die ungeheuren Gegensätze erscheinen nicht als ein Nacheinander, sondern als ein Nebeneinander.

63 Koselleck, *Vergangene Zukunft*, S. 368–369; ders., *Zeitschichten. Studien zur Historik*, S. 190–192.

64 »Dagegen dringt sich die Auflösung ... des *Staatsweisheitsproblems* ..., führt dabei gerade zum Zweck; doch mit der Erinnerung der Klugheit, ihn nicht übereilterweise mit Gewalt herbeizuziehen, sondern sich ihm, nach Beschaffenheit der günstigen Umstände, unablässig zu nähern«(*Zum ewigen Frieden* [1795], in: *Kants gesammelte Schriften*, Königlich Akademie der Wissenschaften, Berlin 1902 ff. Bd. VIII, S. 377–378).

65 Faustino Oncina, »Politik und Geschichte als Aufklärung«, in: Massimo Mori (Hg.), *Vom Naturzustand zur kosmopolitischen Gesellschaft. Souveränität und Staat bei Kant*, Wiesbaden 2016, S. 159–160.

66 Koselleck, *Vergangene Zukunft*, S. 374; ders., »Wie neu ist die Neuzeit?«, in: *Zeitschichten. Studien zur Historik*, S. 225–239.

67 Hermann Lübbe, *Modernisierungsgewinner: Religion, Geschichtssinn, direkte Demokratie und Moral*, München 2004. Lübbe ist auch ein Ritter-Schüler.

68 Verfassungsbauformen, Herrschaftsweisen, Produktivkräfte und Produktionsverhältnisse, Verhaltensformen, Gewohnheiten, Rechtssysteme, Institutionen sind Strukturen, die diesen stabilen Hintergrund untermauern (Koselleck, *Vergangene Zukunft*, S. 147).

Die Beschleunigung, also »die chronologische Gleichzeitigkeit des politisch und sozial Ungleichzeitigen«, rufe gänzlich neue Konfliktlagen hervor.[69]

Dieses Phänomen hat vielfältige Manifestationen, die mit den Ingredienzien der Ideologie (seien es Machtinteressen, Entpolitisierung oder verzerrte Kommunikation) zu tun haben. Die Verwischung zwischen Autonomie und Heteronomie ist ein individuelles und ein kollektives Problem. Entfremdung ist auch, wenn das hohe Tempo, in dem Innovationen eingeführt werden, keine Zeit für deren Anwendung lässt, oder wenn jemand keine Zeit mehr hat, über das gute Leben nachzudenken.[70] Unsere Beschleunigungsgesellschaften stellen sich einer zusätzlichen Souveränitätsherausforderung: Wesentliche sozialpolitische Entscheidungen werden nicht von gewählten Regierungen, sondern von Märkten und ihren Mitspielern diktiert. Es herrscht ein Kampf um den Ort, die Zeit und die Verteilung politischer Entscheidungsmacht.[71]

Der Soziologe Hartmut Rosa hat Kosellecks Befunde zu einer Theorie der Moderne verdichtet. Jedes Neue verdampft, bevor wir es gespürt und begriffen hätten. Und wer nicht mithält, der wird ausgegrenzt, der hat Zeit, unendlich viel unerträglich langsam verstreichende Zeit. Wir können weder mit einer erfüllten, eher überfüllten Zeit noch mit einer leeren Zeit bzw. mit Langeweile umgehen. Das Unbehagen hat sich in beiden eingenistet. Das wachsende, mit der Logik der Effizienz zusammenhängende Leistungsbewusstsein verwirrt und legt die Akteure zusehends lahm. Sie sammeln Erfahrungen zum einzigen Zweck der sofortigen Verwendung. Jetzt aber sind mitten im Kapitalismus Gegenbewegungen sichtbar. Paradoxerweise haben die Oasen der Entschleunigung zurzeit sogar als Werbespot Konjunktur. Die freiwillige Selbstbegrenzung organisiert sich in Formen des Umnutzens, Verlangsamens, Bremsens und Pausemachens. Die Moderne versucht, mit all ihren Widersprüchen, auch sich selbst zu reparieren.[72]

Kosellecks gigantisches Unternehmen gilt als Modernisierungstheorie, die auf die Geburt und Evolution westlicher Industriegesellschaften, die mit einer zunehmenden Ideologisierbarkeit der Konzepte verbunden war, ausgerichtet ist, sowie als Theorie der Moderne, die den Blick auf die durch die Modernisierung ausgelösten und oft verdrängten Pathologien lenkt. Sein methodischer Zugriff ging davon aus, dass die Entwicklung der Sprache nie vollständig parallel zum sozialen Wandel verläuft und sich deshalb an ihr Ungleichzeitigkeiten analysieren lassen. Bleibende Zuordnungen von Benennung und Sachverhalt sind seit der Neuzeit aufgrund der immer grösseren Komplexität aller möglichen Strukturen verlorengegangen.

Eine Voraussetzung der Ideologiekritik ist der steigende Abstraktions- und Allgemeinheitsgrad der Begriffe. So entsteht eine Konkurrenz um deren richtige Auslegung und Handhabung, ein Wettstreit um die wahre politische Interpretation, die mit Techniken des Ausschlusses von Alternativen einhergeht.[73] Erst kurz vor der Französischen Revolution entspringt aus der Vielzahl der Geschichten, die man bis dahin erzählt hat, der Kollektivsingular. Geschichte bezeichnet nicht nur die nun einheitlich gedachte Gesamtheit des Wissens über vergangenes Geschehen, die Historie. Sie gewinnt Gestalt als Subjekt, das selbst fortschreitet, und sie wird Objekt des menschlichen Handelns: planbar und machbar. Diese Doppelebene, »die Machbarkeit der Geschichte und deren Übermacht über die Menschen«, ist die Nährlösung sowohl der Ideologie, d. h. der Funktionalisierung und Fälschung der Geschichte zugunsten politischer Intentionen, als auch der Ideologiekritik, d. h. des Verdachts und der Entlarvung der zugrundeliegenden parteilichen Motive und Steuerungspraktiken.[74] Koselleck hat Selbstkorrekturen, sogar nicht immer stillschweigende Selbstideologiekritik gewagt, wie

69 Koselleck, *Zeitschichten. Studien zur Historik*, S. 165.

70 Harmut Rosa, *Beschleunigung und Entfremdung*, Frankfurt a. M. 2013. Rosas Diagnose des Problems der Beschleunigungsgesellschaft (und der aus der Entfremdung resultierenden Pathologien) ist überzeugend, aber die Lösung (Responsivität der Welt, Resonanzerfahrungen als Humus für ein gutes, nichtentfremdetes Leben) greift zu kurz (ebd., S. 146–148; ders., *Weltbeziehungen im Zeitalter der Beschleunigung: Umrisse einer neuen Gesellschaftskritik*, Berlin 2012; ders., *Resonanz. Eine Soziologie der Weltbeziehung*, Berlin 2016).

71 Vgl. »Was wir jetzt lernen müssen. Der Kulturwissenschaftler Joseph Vogl hat mit seinem gefeierten Buch *Das Gespenst des Kapitals* unsere Wirtschaftskrisen beleuchtet«, in: *Die Zeit*, 11. August 2011.

72 Vgl. Elisabeth von Thadden, »Nur die Ruhe. Bremsen, nachdenken, umsteigen: Die rasende Moderne beginnt mit ihrer Selbstreparatur«, in: *Die Zeit*, 25.08.2011; Bernd Sommer und Harald Welzer, *Transformationsdesign: Wege in eine zukunftsfähige Moderne*, München 2014.

73 Koselleck, *Vergangene Zukunft*, S. 121, 346–348.

74 »Geschichte wird entweder zum blossen Produkt menschlicher Tat herabgestimmt – oder sie gewinnt, substantialisiert, einen übermenschlichen Anspruch« (R. Koselleck, »Geschichte, Historie«, in: *GG* II, S. 710–711).

der Filterungsprozess seiner eigenen, besonders der kontextbedingten Kategorien (z. B. Freund/Feind, Sein zum Tode/Sein zum Totschlagen) und situationsgeprägten Begriffe (z. B. Opfer) belegt. Sie sind *nolens volens* ideologisch, denn sie entstammen aus einem suspekt nostalgischen, brisant zeitspezifischen Boden und sind gegen deren Transzendentalisieung oder Verallgemeinerung nicht gefeit. Die Verflüssigung der semantisch-pragmatischen Schichten der Begriffe als eine Art Tiefenhermeneutik spielt eine archäologische, ideologiekritische Funktion, macht den perspektivischen, einseitigen Charakter bestimmter, versteinerter Setzungen explizit, weist die Mechanismen der Selbstverständlichmachung und Naturalisierung auf, sucht nach verborgenen Interessen, Verzerrungen und Manipulationen.[75] Den Ansporn für eine auf sein eigenes Werk anzuwendende Tiefenhermeneutik bzw. Ideologiekritik hat Koselleck selbst gegeben. Einige der Beiträge zu diesem Heft stellen sich bereits diese Aufgabe und machen auf die ideologische Ladung bestimmter Konzepte aufmerksam.

Koselleck ist ein Ausgangspunkt, von dem aus sich aber – quasi mit Koselleck über Koselleck hinaus – weiter fragen lässt. Er hat die exzentrische Positionalität verlassen und sich in einen avantgardistischen Intellektuellen gewandelt. Der Aussenseiter ist zu einem Klassiker[76] geworden.

75 Ernst Müller und Falko Schmieder warnen vor der Überführung der Historisierung in Anthropologisierung, vor der Verklärung der zeitgebundenen Strukturen in zeitlose anthropologische Vorgaben (*Begriffsgeschichte und historische Semantik. Ein kritisches Kompendium*, Berlin 2016, S. 326–328). Sein Studienfreund Ivan Nagel zeugt davon, dass Koselleck eine zornige Kritik an den Großmächten, also gegen die »Ideologien Amerikas und der Sowjetunion, die beide sich als Universalbefreiung statt als Interessenpolitik gaben«, formuliert hat (»Der Kritiker der Krise«, in: Weinfurter (Hg.), *Reinhart Koselleck*, S. 28. Der Bielefelder Historiker selbst schlug als Kriterium des Ausserkraftsetzens vermeintlich kategorialer Kandidaten für die Historik die unbegründete Verewigung und Verallgemeinerung (»endgültige und allgemeine«) vor und wandte es zwar auf den »generationsbedingt[en]« Begriff von »Emanzipation« (»Historik und Hermeneutik«, S. 108), vorerst aber nicht auf die stark ideologisch geladenen Oppositionspaare Freund/Feind, Sein zum Tode/Sein zum Totschlagen (S. 105) an. Sie verschwanden jedoch später als formale Kategorien seiner Historik als Folge (so kann man vielleicht mit gutem Grund vermuten) seines Irrtums, denn er kannte ihre »zeitspezifischen Valeurs« (S. 102–103). Auffälligerweise laufen in dem Begriff der Emanzipation als Herbeiführung vernünftiger, glücklicher und gerechter gesellschaftlicher Verhältnisse die Kerngedanken der Frankfurter kritischen Theorie zusammen (Vgl. Koselleck, »Grenzverschiebungen der Emanzipation – Eine begriffsgeschichtliche Skizze« [1987], in: ders., *Begriffsgeschichten. Studien zur Semantik und Pragmatik der politischen und sozialen Sprache*, S. 182–202; Jaeggi, »Was ist Ideologiekritik?«, S. 281, 294).

76 Vgl. Ute Daniel, »Reinhart Koselleck (1923–2006)«, in: Lutz Raphael (Hg.), *Klassiker der Geschichtswissenschaft*, Bd. 2, München, 2006, S. 166–167, 191; C. Dutt, »Nachwort« zu: R. Koselleck, *Vom Sinn und Unsinn der Geschichte*, S. 372.

MATERIALANALYSE: EINE GESCHICHTS-MATERIALISTISCHE LEKTÜRE-PRAXIS

Jan Loheit

1. TRAILER

Mit dem Stichwort »Materialanalyse« tritt ins Blickfeld, was Walter Benjamin als ein »zentrales Problem des historischen Materialismus« bezeichnet hat: »auf welchem Wege es möglich ist, gesteigerte Anschaulichkeit mit der Durchführung der marxistischen Methode zu verbinden«.[1] Die Frage betrifft die Beziehungen von Philologie, geschichtlicher Erfahrung und materialistischer Dialektik im Zusammenhang einer Geschichtsschreibung, der es nicht, wie der konservativen Hermeneutik, um das »*Einrücken in ein Überlieferungsgeschehen*«[2] geht, sondern darum, das »Kontinuum der Geschichte aufzusprengen«.[3] Dass die marxistische Methode auf jene ›Beschaulichkeit‹ verzichten muss, die *für* Benjamin das Verfahren des Historismus kennzeichnet,[4] gründet in der von Friedrich Engels ausgegebenen Maxime, wonach die dialektische Darstellung den »Schein einer selbständigen Geschichte […] der ideologischen Vorstellungen« aufzulösen habe, indem sie den »vom Denken unabhängigen Ursprung« zu ihrem Ausgangspunkt macht.[5] Für Benjamin ist ihr Prinzip kein ›episches‹, sondern das der Montage. Sie ermöglicht, »die großen Konstruktionen aus kleinsten, scharf und schneidend konfektionierten Baugliedern zu errichten«, um »durch Analyse des kleinen Einzelmoments« den »Kristall des Totalgeschehens« sichtbar werden zu lassen.[6] Das Verfahren, das auch im apokryphen Material gesellschaftliche Einsichten zu gewinnen sucht, verlangt nach einer aktiven Lektüre, die weniger ›auslegt‹ als ›*übersetzt*‹ und also den Text nicht unverändert lässt. Die Materialanalyse geht nicht aus von einem abstrakten Allgemeinbegriff, unter dem die Einzeldinge zum ›Spezialfall‹ herabsinken. Sie verlangt vielmehr, wie Theodor W. Adorno von der Dialektik fordert, die »Einlösung des Anspruchs der besonderen spezifischen Erkenntnis auf ihre Allgemeinheit«.[7] Ihren Namen, der in Studienprojekten des Argument-Verlags Ende der 1970er Jahre programmatisch wird, rechtfertigt die Materialanalyse da, wo das geschichtliche Material und eine am Begriff des Gegenstands selbst gebildete Reflexion sich zusammenschließen. Gefordert ist daher eine philosophische Arbeit, wie sie in marxistischer Tradition vor allem von Walter Benjamin und Antonio Gramsci ins Werk gesetzt worden ist. Die Materialanalyse setzt kein ›System‹ oder einen ›Entwurf‹ voraus, sondern schöpft aus der Kritik und dem Kommentar von Texten, prototypisch durchgeführt in der marxschen Kritik der politischen Ökonomie. Sie verlangt eine Kunst des Zitierens, wie sie sich im *Passagen-Werk* von Benjamin ähnlich wie in den *Gefäng-*

1 Walter Benjamin: *Das Passagen-Werk,* Gesammelte Schriften, Bd. V.1, Frankfurt/M. 1991, N 2,6, S. 575.– Der im Frühjahr 2017 erscheinende Band 9/I des *Historisch-kritischen Wörterbuchs des Marxismus* wird den Eintrag »Materialanalyse« führen. Die folgenden Ausführungen, die der Sache auch dort ihr Recht einräumen, wo sie dem Namen nach nicht auftaucht, entstammen noch nicht abgeschlossenen Vorarbeiten für das Wörterbuch.

2 Hans-Georg Gadamer: *Wahrheit und Methode. Grundzüge einer philosophischen Hermeneutik (1960)*, Tübingen 1990, S. 295.

3 Walter Benjamin: *Über den Begriff der Geschichte, Gesammelte Schriften*, Bd. I.2, S. 701.

4 Walter Benjamin: *Eduard Fuchs, der Sammer und der Historiker, Gesammelte Schriften*, Bd. II.2, S. 468.

5 Friedrich Engels, *Brief an Mehring*, MEW 39, S. 97.

6 Walter Benjamin: *Das Passagen-Werk*, S. 574.

7 Theodor W. Adorno: *Einführung in die Dialektik* (1958), hg. v. Christoph Ziermann, Nachgelassene Schriften, Abt. IV, *Vorlesungen*, Bd. 2, hg. v. Theodor W. Adorno Archiv, Frankfurt/M. 2010, S. 241.

nisheften Gramscis vorgebildet findet. Ihre Verfasser »haben vorgemacht, wie aus Zitaten ein Text aufgebaut werden kann, der den Ursprungstexten nie in den Sinn gekommen wäre«.[8] Das Feststellen der »Einzeltatsachen in ihrer unverwechselbaren ›Individualität‹« gilt dabei als eine unhintergehbare Voraussetzung *für die Schaffung einer* »lebendigen Philologie«, die ihr Material analytisch zu durchdringen versteht.[9]

2. DIE MATERIALFRAGE BEI MARX UND ENGELS

In der *Deutschen Ideologie* stoßen Marx und Engels auf die Frage, wie der »Sammlung toter Fakta« der »empirisch anschauliche Entwicklungsprozess« als »wirkliches Wissen« entgegengestellt werden kann. »Die Schwierigkeit beginnt« *für sie da,* »wo man sich an die Betrachtung und Ordnung des Materials […], an die wirkliche Darstellung gibt«.[10] Sowohl gegen die »selbständige Philosophie« als auch gegen die »selbst noch abstrakten Empiriker« bringen sie das »Studium des wirklichen Lebensprozesses« in Stellung, um den »Zusammenhang der gesellschaftlichen und politischen Gliederung mit der Produktion empirisch und ohne alle Mystifikation und Spekulation« aufzuweisen.[11] Die Darstellung muss für sie die innere Logik und Eigengesetzlichkeit, die »Ordnung des geschichtlichen Materials« in seiner gesellschaftlichen Spezifik zur Geltung bringen.[12] Anders als eine Methode, die »das Material präpariert« (148),[13] indem sie es, wie Max Stirner tut, einen »praktischen Kursus seiner Logik« (286) durchmachen lässt,[14] ist der historische Materialismus darauf aus, das Materialstudium mit einer sozioanalytischen Perspektive zu verbinden, vermittels der die Funktion des untersuchten Materials, die es im Zusammenhang der Gesellschaft bezieht, in den Blick zu rücken ist.

Wenn Hegel fordert, in der Darstellung sich »aus der Unmittelbarkeit des substanziellen Lebens« herauszuarbeiten, indem sie die »konkrete und reiche Fülle nach Bestimmtheiten« ordnet und die »Erfahrung der Sache« mit dem »Ernst des Begriffs« konfrontiert,[15] ist Marx nicht grundsätzlich anderer Auffassung. Von Hegel gewinnt er den Grundimpuls, seine Theorie aus dem Material zu schöpfen, um nicht, wie es in der *Phänomenologie des Geistes* heißt, mit der »Wiederholung derselben Formel« durch äußerliche Anwendung den »langweiligen Schein der Verschiedenheit« zu erwecken. Nicht die »unbewegte Form vom wissenden Subjekte«, sondern »der aus sich entspringende Reichtum und sich selbst bestimmende Unterschied der Gestalten« ist gefragt.[16] Dies macht *für Marx* die Realitätstüchtigkeit der hegelschen Philosophie aus. Die Wirklichkeit aber darf für ihn, wie er gegen Hegel einwendet, nicht »als Resultat des […] aus sich selbst sich bewegenden Denkens« aufgefasst werden.[17] In seiner Kritik der politischen Ökonomie fordert Marx, den »Entstehungsprozess des Konkreten selbst« zu verfolgen. Die ökonomischen Kategorien dürfen nicht durch formelle Abstraktion vom »Standpunkt der fertigen Phänomene« fixiert werden.[18] Die Darstellung muss stattdessen »analytisch« von dem »vorgestellten Konkreten auf immer dünnere Abstrakta« kommen, um von dort »die Reise rückwärts« anzutreten, wodurch »das Ganze« nunmehr als eine »reiche Totalität von vielen Bestimmungen und Beziehungen« durchdringbar wird.[19] Das geschichtliche Material, das Marx in seiner »Gliederung« zu untersuchen beabsichtigt, gewährt *für ihn* dort, wo sich »bloße Andeutungen« in vergangenen Epochen zu in der Gegenwart »ausgebildeten Bedeutungen entwickelt haben«, zugleich »Einsicht in die Gliederung und die Produktionsverhältnisse aller der untergegangnen Gesellschaftsformen«.[20] Die Untersuchung erfordert, aus diesem Material selbst einen Begriff von der Sache zu gewinnen.

8 Wolfgang Fritz Haug: *High-Tech-Kapitalismus. Analysen zu Produktionsweise, Arbeit, Sexualität, Krieg und Hegemonie*, Hamburg 2003, S. 14.
9 Antonio Gramsci: *Gefängnishefte, Kritische Ausgabe*, hg. v. Klaus Bochmann und Wolfgang Fritz Haug, unter Mitarbeit von Peter Jehle, 10 Bde., Hamburg 1991–2002, Bd. 6, H. 11, §25, 1423 f.
10 Karl Marx u. Friedrich Engels, *Die deutsche Ideologie*, MEW, Bd. 3, S. 27.
11 Ebd., S. 25.
12 Ebd., S. 27.
13 Ebd., S. 148.
14 Ebd., S. 286.
15 Georg Wilhelm Friedrich Hegel, Phänomenologie des Geistes, Werke, Bd. 3, S. 13f.
16 Ebd., S. 21.
17 Karl Marx, *Grundrisse der Kritik der politischen Ökonomie (Rohentwurf)*, Marx-Engels Werke, Bd. 42, Berlin/DDR 1983, S. 35.
18 Karl Marx, *Das Kapital. Kritik der politischen Ökonomie Zweiter Band. Buch II: Der Produktionsprozess des Kapitals*, Marx-Engels Werke, Bd. 24, Berlin/DDR 1963, S. 218.
19 Karl Marx, *Grundrisse*, S. 35.
20 Ebd., S. 39.

Eine Methode, die »den massenhaften Stoff von allen Seiten« aufnimmt, ihn aber »als gleichgültiges Material« verarbeitet, weist Marx ausdrücklich zurück. Kein System, sondern das »eigentümliche Leben« des Materials bildet den Quellpunkt seiner Kritik.[21] Wenn Adam Smith »den innren Zusammenhang der ökonomischen Kategorien« nur anhand der »Erscheinungen der Konkurrenz« aufweisen kann, so verfehlt er für Marx die »immanente Seele« seines Stoffs, die sich nur zu erkennen gibt, wenn es gelingt, »in die Physiologie des bürgerlichen Systems« einzudringen.[22] Auch David Ricardos Werk gewähre zwar »hohen theoretischen Genuss«, weil es »das ganze bürgerliche System der Ökonomie als einem Grundgesetz unterworfen« darstellt, doch stellen sich *für Marx* »Abspannung und Langeweile« ein, sobald der »Fortgang« sich nicht mehr als »Fortentwicklung« zeige und Ricardo auf nur mehr »formelle Anwendung derselben Prinzipien auf verschiedenes, äußerlich hereingeholtes Material« bestehe (166).[23] Indes erschöpft sich die Kritik der Darstellung für Marx nicht in einer ›Stilfrage‹. Die Darstellung selbst gilt ihm als konstitutives Element wissenschaftlichen Wissens.

3. THEORIE UND MATERIAL BEI BERTOLT BRECHT

»Wir Marxisten«, schreibt Brecht, »befinden uns bei unsern Kontroversen in einer schwierigen Lage, da die Einwände, die wir den Behauptungen unserer mächtigen Gegner entgegenstellen müssen, aus dem gegnerischen Wort- und Begriffsmaterial zu formulieren sind.«[24] Das eingreifende Argument verpflichtet Brecht darauf, an die Erfahrungen anzuknüpfen, die in den Behauptungen der Gegner sedimentiert sind. Aufgabe der Kritik ist es, die ›Rationalität‹ jener Behauptungen herauszubringen, um durch die Unwahrheit hindurch Wahrheit zurückzugewinnen. Die Argumente, als Waffen gebraucht, »sind dann oft für den eigentlichen Gebrauch recht verbeult und verdorben. In ihren Dullen sind die Köpfe erschlagener Gegner abgebildet«.[25] Brechts Anfang der 1930er Jahre von seinem marxistischen Lehrer Karl Korsch inspirierte Auseinandersetzung mit dem logischen Empirismus[26] hat den Plan entstehen lassen, eine Vereinigung zu gründen, die sich eine »Lehre des Zitierens« und der »eingreifenden Definition« zum Ziel setzte. Sie sollte das »Operieren mit widerspruchsvollen Fakten und Sätzen« schulen.[27] Nach Lektüre der *Empirischen Soziologie* berichtet Brecht ihrem Verfasser, Otto Neurath, von seinem Vorhaben, eine »kleine Gesellschaft« gründen zu wollen, die »einen *Katalog eingreifender Sätze* in Angriff nehmen soll«.[28] Der Eingriff, fügt Brecht erklärend hinzu, sollte die Gestaltung des gesellschaftlichen Lebens betreffen.

Brechts in diesen Jahren entstehende Notizen kreisen um Fragen, die sich dem Denken als einer Form des sozialen Verhaltens nähern und auf Widerspruchsanalyse drängen. Der Satz, »Erkenntnistheorie muss vor allem Sprachkritik sein«,[29] wird zu einem Leitsatz seiner philosophischen Arbeit. Einem Denken dagegen, »das nicht imstande ist, positiv die ungeheuren und wachsenden Widersprüche zu lösen, sie aber schamlos widerspiegelt«, erteilt Brecht eine Absage.[30] Nur wenn man sich »immer des natürlichen Vorgangs bewusst« bleibt, »der mit einem selber vorgegangen ist, wenn man nachdachte«, wird »die ganze Lebendigkeit des geistigen Arbeitens in das Endresultat« eingehen, damit »dem schließlichen Gedanken sein Prozess und seine Geschichte erhalten bleibt«.[31] Brecht war es darum zu tun, Sätze, die einem gesellschaftlichen Verhalten entsprechen, so zum Geständnis zu zwingen, dass »die Art ihres Zustandekommens und ihrer Wirksamkeit, sowie ihre Abhängigkeit von anderen Sätzen sichtbar wird«.[32] Zu diesem Zweck forderte er, einen »Katalog von Scheinwahrheiten, Lügen, Infamien, Metaphysizismen« zu erstellen, um

21 Karl Marx, *Theorien über den Mehrwert, Marx-Engels Werke*, Bd. 26.2, Berlin/DDR 1967, S. 162.
22 Ebd.
23 Ebd., S. 166.
24 Bertolt Brecht: *[Erschwernisse der Auseinandersetzung]*, Werke. Große kommentierte Berliner und Frankfurter Ausgabe, 30. Bde., Bd. 21, Schriften I, Berlin-Weimar-Frankfurt/M. 1991, S. 585.
25 Bertolt Brecht: *Der Nachteil der Streitigkeiten*, in: Werke, Bd. 21, Schriften I, S. 427.
26 Vgl. Ulrich Sautter, »›Ich selber nehme kaum noch an einer Diskussion teil, die ich nicht solgleich in eine Diskussion über Logik verwandeln möchte.› Der Logische Empirismus Bertolt Brechts«, in: *Deutsche Zeitschrift für Philosophie*, 43. Jg., 1995, H.4, S. 687–709.
27 Bertolt Brecht: *Ziele der Gesellschaft der Dialektiker,* in: Werke, Bd. 21, Schriften I, S. 536 f.
28 Bertolt Brecht: *Brief an Neurath, Mitte 1933*, Werke, Bd. 28, Briefe 1, Berlin/Weimar/Frankfurt/M. 1998, S. 366.
29 Bertolt Brecht: *Über »das Dinge an sich«* , in: Werke, Bd. 21, Schriften I, S. 413.
30 Bertolt Brecht: *Das Denken als ein Verhalten*, in: ebd., S. 421.
31 Bertolt Brecht: *Vermeidung des allzu rein argumentierenden Denkens*, in: ebd., Schriften I, S. 6 f.
32 Bertolt Brecht: *Brief an Neurath, Mitte 1933*, Werke, Bd. 28, Briefe 1, Berlin/Weimar/Frankfurt/M. 1998, S. 367.

die gesammelten Sätze der eingreifenden Kritik zu unterziehen.[33] Doch diese seine Kritik, die auf Dialektik nicht verzichten kann, trägt einen Zug, der unvereinbar mit den Grundsätzen positivistischer Philosophie und dem logischen Empirismus geblieben ist. Das bloße Abbild der Faktizität birgt für Brecht keine Erkenntnis über die menschlichen Beziehungen. »Die eigentliche Realität ist in die Funktionale gerutscht.«[34]

Zur »Wiederherstellung der Wahrheit« empfiehlt Brecht, das »Gelesene in seiner zusammenhängenden Form« zu berichtigen, indem der Leser »richtige Sätze gegen unrichtige« austauscht, »ohne sich um den Zusammenhang zu kümmern«. »Der Denkende handelt so nicht nur, um festzustellen, dass getäuscht und geirrt wird. Er wünscht die Art der Täuschung und des Irrens zu gewinnen.«[35] Die Dialektik dient ihm dabei als eine Betrachtungsweise, die in »auftretenden Formationen wachsende Gegensätze aufspürt« und also das Interesse »auf Veränderungen, Umwälzungen, Entwicklung« lenkt.[36] »Eine bloße Widerspiegelung der Realität läge, falls sie möglich wäre, nicht in unserem Sinne. Die Realität muss kritisiert werden, indem sie gestaltet wird […]. Im Moment des Kritischen liegt das Entscheidende für den Dialektiker, liegt die Tendenz.«[37]

4. WALTER BENJAMINS METHODE

Wie kaum ein anderer hat Walter Benjamin die Arbeit im Material zum leitenden Prinzip seiner Philosophie gemacht. Für Adorno wirkte er daher nicht wie einer, »der Wahrheit erzeugte oder denkend gewann, sondern, indem er sie durch den Gedanken zitierte, wie ein höchstes Instrument von Erkenntnis, auf dem diese ihren Niederschlag hinterließ«.[38] Benjamins Methode sei durch einen Zug gezeichnet, »den die Departementalisierung des Geistes sonst der Kunst vorbehält, der aber, umgesetzt in Theorie, des Scheins sich entäußert«.[39] Tatsächlich hatte seine Arbeitsweise, in der Sache und Methode sich ineinander verschränken, ihr Vorbild in der Kunst. Seine »Theorie«, notiert Benjamin in seiner Passagenarbeit, hängt »aufs engste mit der der Montage zusammen«.[40]

Seine Arbeitsweise macht, wie es im Methodenfragment zum *Paris des Second Empire bei Baudelaire* heißt, die »Scheidung des Wahren vom Falschen« nicht zum Ausgangspunkt, sondern zu ihrem Ziel, indem sie »auf die Einsicht vorbereitet, dass ›die Sache an sich‹ nicht ›in Wahrheit‹« zu haben ist. Das Material ist durch seine unhintergehbare Geschichtlichkeit immer schon gedeutet. Benjamin verabschiedet deshalb die »vulgärmarxistische Illusion«, wonach »die gesellschaftliche Funktion sei es eines materiellen Produkts, sei es eines geistigen unter Absehung von den Umständen und den Trägern seiner Überlieferung« bestimmt werden könnte.[41] Die Einsicht gründet in Benjamins Kritik am Historismus, von dem er in seinen Geschichtsthesen den historischen Materialismus scharf abgrenzt: »Vergangenes historisch artikulieren heißt nicht, es erkennen ›wie es denn eigentlich gewesen ist‹.«[42] Wo der Historismus unter dem Mangel einer »theoretischen Armatur« eine »Masse von Fakten« aufbietet, um »die homogene und leere Zeit auszufüllen«, setzt die materialistische Geschichtsschreibung »ein konstruktives Prinzip«, das durch seine Schockwirkung eine »Stillstellung des Geschehens« bewirkt und die »mit Jetztzeit geladene Vergangenheit« aus dem »Kontinuum der Geschichte« heraussprengt (GS I, 702f). »Der Historismus stellt das ›ewige‹ Bild der Vergangenheit, der historische Materialist eine Erfahrung mit ihr, die einzig dasteht.« (702)

»Zitate in meiner Arbeit«, schreibt Benjamin in der *Einbahnstraße*, »sind wie Räuber am Weg, die bewaffnet hervorbrechen und dem Müßiggänger die Überzeugung abnehmen«.[43] Wie Brecht fordert er, die Sätze, an denen sich die Erkenntnisarbeit vollzieht, aus ihrem Zusammenhang zu lösen, ja

33 Ebd.
34 Bertolt Brecht: *Der Dreigroschenprozess. Ein soziologisches Experiment*, in: Werke, Bd. 21, Schriften I, S. 469.
35 Bertolt Brecht: *Über die Wiederherstellung der Wahrheit*, in Werke, Bd. 22.1, Schriften 2, Berlin/Weimar/Frankfurt/M. 1993, S. 89 f.
36 Ebd., *Die proletarische Dialektik*, S. 42.
37 Ebd., *[Über das Programm der Sowjetschriftsteller]*, S. 136.
38 Theodor W. Adorno: *Charakteristik Walter Benjamins, Kulturkritik und Gesellschaft I*, Gesammelte Schriften, Bd. 10.1, Frankfurt/M. 2003, S. 238.
39 Ebd., S. 239.
40 Walter Benjamin: *Das Passagen-Werk* (Anm. 1), N I, 10, S. 572.
41 Walter Benjamin: *nach dem Manuskript, Anmerkungen der Herausgeber*, Gesammelte Schriften, Bd. I.3, Frankfurt/M. 1991, S. 1160 f.
42 Walter Benjamin: *Über den Begriff der Geschichte* (Anm. 3), S.695.
43 Walter Benjamin: *Einbahnstraße,* Gesammelte Schriften, Bd. IV.1, Frankfurt/M. 1991, S. 138.

im »Begriff des Zitierens« selbst liegt für ihn, dass »der jeweilige historische Gegenstand aus seinem Zusammenhange gerissen wird«.[44] Das ist es, was die Montage für Benjamin zum Grundprinzip seiner Darstellungsweise werden lässt. Adorno vermisste darin den »Gedanken der universalen Vermittlung«, der Benjamins »mikrologische und fragmentarische Methode nie ganz sich zugeeignet« habe: »Ihm hieß, Phänomene materialistisch interpretieren, weniger sie aus dem gesellschaftlichen Ganzen erklären, als sie unmittelbar, in ihrer Vereinzelung, auf materielle Tendenzen und soziale Kämpfe beziehen«.[45] Bereits mit Blick auf Benjamins Baudelaire-Arbeit warnte Adorno vor der Tendenz, »das theologische Motiv, die Dinge beim Namen zu nennen, […] in die staunende Darstellung der bloßen Faktizität« schlagen zu lassen, wodurch diese »einen trügend epischen Charakter« erhalten könne. »Das Aussparen der Theorie affiziert die Empirie.«[46] Benjamin antwortete darauf, indem er jene ›staunende Darstellung‹ als »die echt philologische Haltung« verteidigte, die aber, wie er konzediert, »nicht allein um ihrer Resultate willen, sondern eben als solche in die Konstruktion eingesenkt werden« *müsse*: »Der Schein der geschlossenen Faktizität, der an der philologischen Untersuchung haftet und den Forscher in den Bann schlägt, schwindet in dem Grade, in dem der Gegenstand in der historischen Perspektive konstruiert wird. Die Fluchtlinien dieser Konstruktion laufen in unserer eigenen historischen Erfahrung zusammen.«[47]

Im *Passagenwerk* sollte sich die Fruchtbarkeit seiner Methode erweisen. Die Pariser Passagen bilden den Ausgangspunkt, von dem aus Benjamin in Einzelanalysen dem Phänomen des Warenfetischismus nachzugehen beabsichtigte. Das Material reicht von Barrikadenkämpfen und Eisenkonstruktionen über Beleuchtungsarten, Reklame und Photographie bis hin zum anthropologischen Materialismus. Seine Zuversicht, »in der marxistischen Diskussion«, wie er Adorno mitteilt, »einen soliden Stand zu haben«, was immer auch »von Seiten des orthodoxen Marxismus gegen die Methode der Arbeit mobil gemacht werden mag«[48], bezieht er aus dem radikalen Bruch mit der metaphysischen Denkweise. Seiner geschichtsmaterialistischen Analyse schwebt kein System vor, in dem den Einzeldingen ihr Platz angewiesen wird. Vielmehr setzt er hergebrachte Kategorien, in denen sich das Denken organisiert, der ›materialen‹ Kritik aus, indem er sich scheinbar ephemeren, selbst nicht schon ›philosophischen‹ Einzelphänomenen und Sachgebieten zuwendet, die noch kaum zum Gegenstand gesellschaftlichen Bewusstseins geworden sind: »Der historische Materialist geht an einen geschichtlichen Gegenstand einzig und allein da heran, wo er ihm als Monade entgegentritt. […] Der Ertrag seines Verfahrens besteht darin, dass im Werk das Lebenswerk, im Lebenswerk die Epoche und in der Epoche der gesamte Geschichtsverlauf aufbewahrt ist und aufgehoben.«[49]

5. THEODOR W. ADORNO: MATERIAL UND DIALEKTIK

Bereits in seiner Studienzeit durch den Einfluss seines Lehrers und späteren Doktorvaters Hans Cornelius in einer Aufklärungskritik geschult, die sich von spekulativer Metaphysik ebenso wie von der Lebensphilosophie abgestoßen hat, setzte sich Adorno früh mit Fragen der Erkenntnistheorie auseinander. Entgegen der Vorstellung, in der die Mannigfaltigkeit der »sinnlichen Data« als »ungeformtes, disparates Material« vorausgesetzt wird, macht er geltend, dass »jedes Erlebnis notwendig dem Bewusstseinszusammenhang angehört und allein schon auf Grund dieser Zugehörigkeit zu anderen Erlebnissen in Beziehung steht«.[50] Die Einsicht leitet auch seine Husserl-Kritik, mit der er den Begriff des Systems und dessen Scheidung von dem der Geschichte grundsätzlich in Frage stellt. Die Einzelstudien, in denen er der »Frage nach Möglichkeit und Wahrheit der Erkenntnistheorie« nachgeht, indem er »das Gedachte um Brennpunkte« ordnet, tragen selbst nicht nur den Charakter von ›Materialanalysen‹, sondern setzen sich zugleich mit den Bedingungen ihrer Möglichkeit auseinander. Die Methode verfolgt das Ziel, in der Auseinander-

44 Walter Benjamin: *Das Passagen-Werk* (Anm. 1), N II, 3, S. 595.
45 Theodor W. Adorno: *Charakteristik Walter Benjamins* (Anm. 31), S. 247.
46 Theodor W. Adorno: An Walter Benjamin, 10.11.1938, Theodor W. Adorno: Briefe und Briefwechsel, hg. v. Theodor W. Adorno Archiv, Bd. 1, Frankfurt/M. 1994, S. 368.
47 Ebd., Walter Benjamin: An Theodor W. Adorno, 9.12.1938, S. 380.
48 Walter Benjamin: An Theodor W. Adorno, 31.5.1935, Gesammelte Briefe, Bd. V, Frankfurt/M. 1995, S. 98.
49 Walter Benjamin: *Über den Begriff der Geschichte* (Anm. 3), S. 703.
50 Theodor W. Adorno: *Philosophische Frühschriften: Einleitung. Problem und Methode*, Gesammelte Schriften, Bd. 1, Frankfurt/M. 2003, S. 97.

setzung mit dem Anspruch der Phänomenologie »im Innern der sachlichen Fragen eines geschichtlichen Kerns habhaft zu werden«, wobei die »enge Fühlung mit dem Stoff« ihn zum »eingreifenden Argument« verpflichtet.[51] Darin liegt *für Adorno* der Immanenzcharakter der Dialektik begründet. Sie thront nicht über den Dingen, sondern erfordert, in die Kontroversen einzugreifen.

Gegen den von Husserl gesetzten »Primat der Logik über die Erkenntnistheorie« macht Adorno die »Dialektik von Begriff und Sache« geltend. Die Begriffe müssen *für ihn*, anders als in der formalen Logik, die das Gewicht auf die Regelhaftigkeit der begrifflichen Operationen legt, ihre »materiale Legitimität« erweisen. Husserls Phänomenologie verwirft Adorno daher als ›vorkritisch‹, wo sie die »bereits begrifflich filtrierte Welt […] vor den Wahrheitsgehalt der Begriffe« stellt.[52] Der »Begriff des Datums«, der sich wie in der kantschen und schließlich auch in der positivistischen Erkenntnistheorie an den des »sinnlichen Stoffs« heftet, sei durch den Mangel geprägt, auf »ein Unmittelbares, Stofflich-Vorkategoriales« zu rekurrieren, wiewohl »die erkenntnistheoretische Analyse des Unmittelbaren dessen eigenes Vermittelsein nicht wegerklären« kann. Während die dialektische Logik »solchen Widerspruch zur Bestimmung der Sache selbst erhebt« und daher dem Begriff des Materials einschreibt, bleibe diese Konsequenz dem von Husserl »verkündeten Absolutismus der formalen Logik, der reinen Widerspruchslosigkeit versperrt«.[53]

Angesichts der Vielfalt des verarbeiteten Materials, das Hegel der »Versenkung des Geistes in sich selber« zufallen lässt, erscheint Adorno der Fortschritt der Einzelwissenschaften wie »eine einzige Regression«, während »den Philosophen, die glauben, etwas von seinem Erbe festzuhalten, meist jener konkrete Inhalt entgleitet, an dem Hegels Gedanke sich erst erprobt«.[54] Adorno *rühmt* Hegel dafür, dass die »Fülle von Erfahrung« bei ihm »nirgends als bloßer Stoff, als ›Material‹ oder gar als Beispiel und Beleg ihm äußerlich« sei: »Der abstrakte Gedanke wird durch das Erfahrene, der bloße Stoff durch den Zug des Denkens ins Lebendige zurückverwandelt«.[55] Auch wenn Hegels »Realismus« für Adorno gerade »im Zug seines Idealismus« lag, ist die »materiale Fülle«, die seiner Philosophie eignet, doch »Funktion des spekulativen Gedankens« geblieben.[56] Von ihm zu lernen bleibt »das unbeirrte Bemühen, kritisches Bewusstsein der Vernunft von sich selbst mit der kritischen Erfahrung der Gegenstände zusammenzuzwingen«.[57] Ein Denken, das »*über den Sachen*« steht, weil es sich nicht »in den Sachen« bewegt, hat sich für Adorno gegen sich selbst verfehlt.[58] Denn nicht anders als für Brecht ist das Denken für ihn eine »Verhaltensweise«, die er, unbeschadet dessen, »was sie zum Inhalt hat«, als »verinnerlichte Auseinandersetzung mit der Natur« begreift; sie ist »Eingriff, kein bloßes Empfangen«, weshalb »mit der Rede vom Denken überall die von einem Material zusammen« gehe, »von dem der Gedanke sich geschieden weiß, um es zuzurichten wie die Arbeit ihren Rohstoff«.[59]

In der Auswertung eines vom 1950 neu gegründeten Institut für Sozialforschung initiierten Gruppenexperiments, das der Untersuchung von »Meinungen, Einstellungen und Verhaltensweisen der Bevölkerung der Bundesrepublik zu wesentlichen gesellschaftlichen und politischen Fragen« diente, plädiert Adorno für eine »qualitative Analyse des Materials«, die »durch theoretische Besinnung die Daten auf den tragenden Lebensprozess« bezieht, um sie »von ihm her zu erhellen«.[60] Die Arbeit sollte in Abstoßung vom Neopositivismus der deutschen Soziologie die in den USA, Frankreich und England entwickelten empirischen Methoden mit der Wiederbelebung von kritischer Gesellschaftstheorie verbinden. »Dass nach dem Unheil, an dem willkürlich dekretierendes und um die widerspenstigen Fakten unbekümmertes Denken gerade in Deutschland mitschuldig war, die empirischen Methoden weit nachdrücklicher zu benutzen waren, als man es hierzulande gewohnt ist, verstand sich von selbst.«[61] Anders als der Empirismus, der sich an die Unmittelbarkeit des Faktenmaterials klammert, beansprucht Adorno mit seiner Analyse, das empirische Material in seinem Funktionszusammenhang zu

51 Theodor W. Adorno: *Zur Metakritik der Erkenntnistheorie: Vorrede*, Gesammelte Schriften, Bd. 5, Frankfurt/M. 2003, S. 115.
52 Ebd., S. 9.
53 Ebd., S. 134.
54 Theodor W. Adorno, *Drei Studien zu Hegel: Aspekte*, Gesammelte Schriften, Bd. 5, Frankfurt/M. 2003, S. 253.
55 Ebd., S. 293.
56 Ebd., S. 254
57 Ebd., S. 258
58 Ebd., S. 251.
59 Ebd., S. 268.
60 Theodor W. Adorno, *Schuld und Abwehr. Eine qualitative Analyse zum Gruppenexperiment*, Gesammelte Schriften, Bd. 9.2, Frankfurt/M. 2003, S. 131ff.
61 Ebd., S. 132.

situieren. *Während die positivistische* »Beschränkung auf herausgeschnittene, scharf isolierte Gegenstände […] die Behandlung der Totalität der Gesellschaft« verwehrt,[62] nötigt Dialektik dazu, den zerstreuten Tatsachen einen Begriff abzuringen, dem der bloßen ‚Stoffhuberei‹ gegenüber ein eigenes Recht zukommen muss. In der Konfrontation des Begriffs mit dem empirischen Material liegt das Moment der Kritik, wobei der Begriff die Sache an dem zu messen hat, was sie selbst zu sein beansprucht. Adorno wendet sich in seiner Analyse, in der Empirie und Theorie sich ineinander verschränken, gegen die »Diffamierung der subjektiven Komponente«, weil es, wie die »große Philosophie von Platon bis Hegel« gezeigt habe, »kein in sich unvermitteltes Unmittelbares gibt«, dessen man in Gestalt einer ›rohen Faktizität‹ habhaft werden könnte. Vielmehr sind die Gegenstände, denen sich Theorie zuwendet, selbst von Subjektivität durchdrungen. »Dies subjektive Element der Sachen und ihrer Erkenntnis steckt in aller Erkenntnis, die überhaupt mehr ist als bloßes Registrieren und Klassifizieren.«[63] Dessen ungeachtet, hat Theorie für Adorno ihre Legitimität in der materialen Bewährungsprobe zu erbringen: »Es wäre eine schlechte Wissenschaft, die um einer Schimäre absoluter Beweisbarkeit willen gegen das sich abdichtet, was aus dem Material aufleuchtet.«[64]

6. MATERIALANALYSE UND IDEOLOGIE-THEORIE

Im Umfeld des Argument-Verlags, gebildet in der entstehenden Studentenbewegung der Bundesrepublik, entsteht im Zuge der an den Universitäten einsetzenden Kapital-Lektüre eine Auseinandersetzung mit den erkenntnistheoretischen und wissenschaftsphilosophischen Grundlagen kritischer Theoriebildung. Ihr entspringt die Erarbeitung einer an der marxschen Arbeitsweise abgelesenen Lektüre-Praxis, die sich, in Anlehnung an Verfahren der Materialästhetik,[65] den programmatischen Namen der Materialanalyse gibt. Die Mitte der 1970er Jahre einsetzende Beschäftigung mit der Tui-Kritik Brechts, die ihr »Anschauungsmaterial« aus dem Fundus klerikaler Formen des »Habitus, der Hierarchie, der Denkschule« bezog, wird der Materialbegriff theoretisch eingebettet in die Frage nach den »Verhältnissen der Klassenherrschaft«.[66] Die Frage wird zugleich verknüpft mit der von Louis Althusser angestoßenen Erneuerung marxistischer Ideologietheorie, die ihre Impulse aus der von ihm im Zuge seiner Kapital-Aneignung entwickelten Symptomlektüre gewann.

Wie die Symptomlektüre, die der Epistemologie des marxschen Kapital auf den Grund gehen wollte, um an den Rändern ihres ›Inadäquationsbereichs‹ theoretisches Neuland zu gewinnen, dient auch die Materialanalyse der Erneuerung marxistischer Analyseinstrumente. Anders aber als die althussersche Lektüre mit ihrer Beschränkung auf die Analyse der begrifflichen Formationsregeln, deren Brüche sie am Definieren neuer Begriffe festmacht, bezieht die Materialanalyse die »Kriterien ihrer Bewährung« aus der »Fruchtbarkeit im Umgang mit empirischem Material«. Sie zielt auf die Überwindung des Logozentrismus, indem sie die Kategorien, in denen sich das Denken organisiert, nicht als bloße Denkbestimmungen, sondern als Ausdruck gesellschaftlicher Daseinsbedingungen in den Blick nimmt. Sie sucht damit der Gefahr einer »Sophistik« zu entgehen, von der Adorno klagte, sie würde sich »der Besinnung über die Sache und der Verantwortung vor den Sachen entziehen«, indem sie sich auf die »Manipulation der begrifflichen Apparatur« verlegt.

In einem Vorgriff zu den im Projekt Ideologie-Theorie entstehenden Studien erklärt Wolfgang Fritz Haug, dass aus der »Arbeit am Material«, die der Frage des ideologischen Klassenkampfs galt, »Impulse zur Neuinterpretation einiger zentraler Begriffe der marxistischen Ideologietheorie« resultierten.[67] Dies mündete 1979 in dem Band *Theorien über Ideologie*. Angesichts neu entstehender sozialer Bewegungen und »unter der Losung des *Bruchs mit dem Ökonomismus*« wollte das Projekt zur Erneuerung marxistischen Denkens beitragen.[68] Die theoretischen Begriffe sollten, nach dem Vorbild, das Marx im *Kapital* gegeben hat, durch genetische Rekonstruktion der zu begrei-

62 Ebd., S. 358.
63 Ebd., S. 138.
64 Ebd., S. 139.
65 Vgl. Werner Mittenzwei, »Brecht und die Schicksale der Materialästhetik«, in: Wolfgang Fritz Haug (Hg.), *Brechts Tui-Kritik. Aufsätze, Rezensionen, Geschichten, Argument* Sonderband 11, Berlin 1976, S. 175–212.
66 Wolfgang Fritz Haug, »Zur Aktualität von Brechts Tui-Kritik«, in: Ebd., S. 7.
67 Wolfgang Fritz Haug: »Zwei Kapitel über ideologischen Klassenkampf«, in: *Das Argument* 100, 18. Jg., 1976, S. 934.
68 Wolfgang Fritz Haug: Vorwort, in: *Theorien über Ideologie*, (Anm. 55), S. 5.

fenden Phänomene gewonnen werden. In Anlehnung an den Begriff der Psychoanalyse nennt Haug das Verfahren zunächst »Sozioanalyse«. Rückblickend kann er sagen, dieses Verfahren, das er in seiner 1974 erstmals erschienenen *Kapital*-Einführung vorstellt,[69] stehe für nichts anderes als für »eine Methodik ökonomiekritisch, ideologietheoretisch und praxisphilosophisch fundierter Materialanalyse«.[70] Tatsächlich hatte die Methode bereits in der 1965 ins Leben getretenen Forschungsgruppe zu Theorien über den Faschismus Anwendung gefunden. Sie stellte sich die Aufgabe, »disparaten ideologischen Komponenten« innerhalb der Faschismustheorien auf den »historischen Grund zu gehen«.[71] Der Blick richtete sich auf die verdrängte »Kontinuität zwischen Faschismus und der ›formierten Gesellschaft‹ […] der Gegenwart«.[72]

Die Kritikfunktion der Materialanalyse besteht *für Haug* darin, den untersuchten Texten ihre eigentümliche »Selbstverständlichkeit der ideologischen ›Anrufung‹« zu nehmen: »Das Unausdrückliche wird gezwungen, ausdrücklich zu werden«, um »das Reden auch über die ideologischen Mächte, auf die Bezug genommen werden soll«, explizit zu machen.[73] Die Darstellung folgt daher der Maxime, die »unterschiedlichen Sicht- und Artikulationsweisen«,[74] die sich in den Diskursen der Macht bilden, auf eine Weise zu montieren, die das Nicht-Gesagte als konstitutive Abwesenheit der untersuchten Reden hervortreten l*ä*sst. Mit der »Sammlung und Gruppierung der *Topoi*« bietet sich so zugleich ein »Protokoll eines bestimmten historischen Zustands der öffentlichen Diskursivität« dar.[75] Die Vorgehensweise beabsichtigt, »den Schatten ins Bild zu bringen, den die Mächtigen bei der Bildregie warfen«; ihre Reden bilden deshalb den vorrangigen »Arbeitsgegenstand und Rohstoff«, deren Versionen »die Farben entnommen« werden, »mit denen die Kritik ihr Gegenbild malt«.[76]

7. SCHLUSS

Die Materialanalyse macht die »ursprünglich positivistische Auffassung«, wonach eine »These sich am Material bewähren (falsifizieren-verifizieren) möge«,[77] zur unverzichtbaren Voraussetzung einer geschichtsmaterialistischen Lektüre-Praxis. Doch ihr stoffliches Interesse steht im Dienst einer Kritik, die in der Sache selbst ankert. Sie schließt Material und Theorie zusammen und gewinnt gerade dadurch gesteigerte Anschaulichkeit, dass sie die sinnfälligsten Fakten durch Montage aus ihrem unmittelbaren Bedeutungszwang herauslöst und auf ihre gesellschaftliche Vermittlung zurückführt. Ihr Ideal ist das einer »zarten Empirie«, die Goethe einst einer »hochgebildeten Zeit« vorbehalten sah.[78]

69 Vgl. Wolfgang Fritz Haug: *Vorlesungen zur Einführung ins »Kapital«. Neufassung*, Hamburg 2005, S. 120.
70 Wolfgang Fritz Haug: *High-Tech-Kapitalismus* (Anm. 7), Fn. 5.
71 Wolfgang Fritz Haug: »Ideologische Komponenten in den Theorien über den Faschismus«, in: *Das Argument* 33, 7. Jg., 1965, S. 6.
72 Ebd., S. 3.
73 Wolfgang Fritz Haug, *Vom hilflosen Antifaschismus zur Gnade der späten Geburt*, Hamburg 1987, S. 157 f.
74 Ebd., S. 11.
75 Ebd., S. 12.
76 Ebd., S. 15.

77 Frigga Haug, *Der im Gehen erkundete Weg. Marxismus-Feminismus*, Berlin 2015, S. 294.
78 Eine »zarte Empirie«, die sich »mit dem Gegenstand innigst identisch macht und dadurch zur eigentlichen Theorie wird« (Johann Wolfgang von Goethe, *Wilhelm Meisters Wanderjahre*, Zweites Buch, Hamburger Ausgabe in 14 Bdn., Bd. 8, München 1994, S. 302).

›ZUKUNFT KOMMT VON SELBST, FORTSCHRITT NUR MIT UNS‹ ZUM FORTSCHRITTSBEGRIFF IN DER PROGRAMMATIK DER SOZIALDEMOKRATIE

Fabian Deus

1. EINLEITUNG[1]

›Die Zukunft kommt von selbst – der Fortschritt nur mit uns‹ war das Motto eines SPD-Parteitages im Jahr 1988 in Münster. Dieses Motto verrät nicht nur etwas darüber, wie der Begriff des Fortschritts interpretiert wurde (dass Fortschritt nämlich im Unterschied zur Zukunft nicht automatisch eintritt, sondern politisch ›gemacht‹ werden muss und dass er, im Gegensatz zur unbestimmten Zukunft, kommen *soll*), sondern zeigt vor allem, dass gerade dieser Begriff und der mit ihm verbundene politische Gestaltungsanspruch als wesentliches Distinktionsmerkmal zum politischen Gegner herausgestellt wurde. Die Beschlüsse, die 2016 auf dem Parteikonvent der SPD gefasst wurden, standen unter dem Motto ›Fortschritt und Gerechtigkeit‹. Dieses Begriffspaar, so erklärte der Bundesvorsitzende Sigmar Gabriel, sei die »Seele der Partei«.[2] Die Selbstbeschreibung als Partei des Fortschritts vereinfacht aber die Sache. Wie gezeigt werden soll, hat die Rede über Fortschritt in der Sozialdemokratie eine wechselvolle und ambivalente Geschichte, angesichts derer der heutige, recht ungebrochene Bezug auf das Schlagwort Fortschritt doch ein wenig überrascht.

Der Geschichte des Fortschrittsbegriffs in der deutschen Sozialdemokratie soll im Folgenden in einigen wichtigen Momenten durch eine Untersuchung der Programmtexte nachgegangen werden. Dazu wurde auch auf die Methoden der digitalen Korpusanalyse zurückgegriffen. Der Schwerpunkt liegt in diesem Beitrag auf der Herausbildung und der Erosion der ›klassischen‹ Prägung des Fortschrittsbegriffs in der SPD in der Bundesrepublik. Er wurde nach der Neuausrichtung der SPD beim Parteitag in Bad Godesberg 1959 in besonderer Weise mit benachbarten Kategorien gekoppelt und hat so die grundlegende politische Zielsetzung und das Selbstbild der Partei nachhaltig geprägt.

2. ZUR TEXTSORTE UND ZUM KORPUS

Die Textsorte *Parteiprogramm* steht fast schon traditionell im Zentrum der Aufmerksamkeit der Politolinguistik. Auch wenn bereits Reinhart Kosellecks Konzeption der *Geschichtlichen Grundbegriffe* die Untersuchung der »Akten der Stände und Parlamente, der Verwaltung und Politik«[3] vorgesehen hatte, finden derartige Texte aus dem Bereich der politischen Kommunikation in der begriffsgeschichtlichen Forschung bis heute vergleichsweise wenig Beachtung.[4]

1 Der vorliegende Beitrag entstand auf der Grundlage von Überlegungen, die gemeinsam mit meinen Kolleginnen Luisa Fischer und Susanna Weber auf der Tagung »Begriffsgeschichte und die Epochenschwellen der Moderne« (Zentrum für Literatur- und Kulturforschung Berlin; 18./19.11.2015) vorgestellt wurden.

2 Sigmar Gabriel: »Wie die SPD für mehr Gerechtigkeit sorgen will«. <http://www.vorwaerts.de/artikel/spd-mehr-gerechtigkeit-sorgen-will>,14.06.2016.

3 Reinhart Koselleck: »Einleitung«. In: Otto Brunner, Werner Conze, Reinhart Koselleck (Hg.): *Geschichtliche Grundbegriffe. Historisches Lexikon zur politisch-sozialen Sprache in Deutschland*, Bd. 1, Stuttgart 1972, XXIV.

4 Was im Falle der Geschichtlichen Grundbegriffe natürlich zu einem großen Teil schlicht dadurch bedingt ist, dass die Textsorte im favorisierten Zeitraum der ›Sattelzeit‹ noch kaum institutionalisiert war. Eine bemerkenswerte Ausnahmein der neueren Begriffsgeschichtlichen Forschung stellt der finnische Politikwissenschaftler Kari Palonen dar, der wiederholt für eine systematische Verbindung von Begriffsgeschichte und Politikwissenschaft plädiert und die Nichtbeachtung der politischen Kommunikation und der Politikwis-

Charakteristisch für die Textsorte Parteiprogramm sind die institutionalisierten Konventionen der Produktion und Rezeption in einem spezialisierten Diskursumfeld. Parteiprogramme werden von Experten im Hinblick auf eine Lektüre durch Fachleute verfasst, wobei stets einzurechnen ist, dass diese Lektüre nicht wohlwollend und kooperativ stattfindet, sondern, mitunter feindlich gestimmt, gezielt nach Schwachstellen sucht:

Entgegen der sonst gültigen Regel, daß ein Autor auf die Kooperationsbereitschaft, auf den guten Willen also, seiner Leser bauen kann, ja bauen muß, wenn er verstanden werden will, haben die Autoren eines Parteiprogramms die Gewißheit, daß ein Teil ihrer Leser sie wird mißverstehen wollen. Auch wenn gegen den Strich gelesen, muß daher ein Parteiprogramm unmißverständlich sein. Auch noch bei böswilliger Interpretation muß jeder einzelne Satz eines Parteiprogramms unangreifbar sein. Auch noch das aus dem Zusammenhang gerissene Zitat daraus darf nur so verstanden werden können, wie es gemeint war. Wer ein Parteiprogramm verfaßt, der ist in der Situation eines Menschen im Verhör, der weiß: alles, was er sagt, kann gegen ihn verwendet werden.[5]

Parteiprogramme finden üblicherweise außerhalb des Politikbetriebes keine besonders große Leserschaft und die gemeinen Wähler stellen auch gar nicht die primären Adressaten dar. Schon ein rein äußerliches Merkmal wie der Umfang heutiger Parteiprogramme macht deutlich, dass es weniger um die direkte Ansprache potenzieller Wähler geht (so ist z.B. das Wahlprogramm der SPD zur Bundestagswahl 2013 stattliche 120 Seiten lang!). Neben den *nach außen* gerichteten Kommunikationsfunktionen (z.B. in Richtung des politischen Gegners oder der Medien) sind die *nach innen* gerichteten Funktionen von Parteiprogrammen von besonderer Bedeutung. Gerade weil sie zu einem großen Teil der Identifikation und Integration der eigenen Parteimitglieder dienen, stellen Parteiprogramme auch für die Begriffsgeschichte eine relevante Quellengruppe dar. Parteiprogramme leisten vor allem eine »korporative Selbstthematisierung« und »symbolische Selbstverortung«[6], die Unterscheidbarkeit und Identität im politischen Feld konstituieren. Die Selbstbeschreibung und die Deutung politischer und gesellschaftlicher Problemlagen durch die Akteure werden dabei erkennbar. Parteiprogramme sind weniger wegen etwaiger diskursiver *Wirkungen* interessant, sondern vielmehr weil sie vergangene Problemdeutungen und Weltsichten einer sozialen Gruppe *indizieren*.

Damit sind diese Texte vor allem für eine Begriffsgeschichte interessant, die davon ausgeht, dass im Gebrauch der Begriffswörter »die programmatischen Identitäten der gesellschaftlichen Gruppen, […] die Selbsteinschätzung ihrer gesellschaftlichen Perspektive, […] ihr Widerstand gegen die Verhältnisse oder ihre symbolische Unterwerfung unter diese [steckt]«.[7] Nach Clemens Knobloch müsste Begriffsgeschichte »in ihrer Zuwendung zu vergangenen Kommunikationen die Kürzel und Spuren derjenigen gesellschaftlichen Beziehungen und Verhältnisse entziffern, die von den ehedem Beteiligten in actu hergestellt, betätigt, definiert und organisiert worden sind« (17). Begriffe werden dabei als »Funktionselemente historisch bestimmter Sprechtätigkeit« (12) bestimmt und untersucht. Damit ist jede (so verstandene) Begriffsgeschichte etwas völlig anderes als eine an lexikalischen Eigenschaften interessierte (linguistische) Wortgeschichte. Von Interesse sind also weniger denotative Bedeutungselemente der (Grund-)Begriffe, sondern vielmehr die kommunikativ-diskursive Dynamik, in die die Begriffe eingebunden sind und die sie mitunter auch selbst evozieren. Dieses Verständnis impliziert auch, dass die Fixierung auf Einzelbegriffe aufgegeben werden muss: »[W]enn man es wirklich ernst meint mit der Isolierung diskursiver Sinnkonstanten,

senschaft durch Teile der begriffsgeschichtlichen Forschung kritisiert hat. Vgl. Kari Palonen: »Begriffgeschichte und/als Politikwissenschaft«. In: *Archiv für Begriffsgeschichte*, Bd. 44 (2002), 221–234.

5 Fritz Hermanns: »Deontische Tautologien. Ein linguistischer Beitrag zur Interpretation des Godesberger Programms (1959) der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands«. In: Josef Klein (Hg.): *Politische Semantik. Bedeutungsanalytische und sprachkritische Beiträge zur politischen Sprachverwendung*. Opladen 1989, S. 118.

6 Andreas Dörner: »›Rechts‹, aber nicht ›draußen‹. Zur Selbstverortung in den Parteiprogrammen der REPUBLIKANER«. In: Andreas Dörner, Ludgera Vogt (Hg.): *Sprache des Parlaments und Semiotik der Demokratie. Beiträge zur politischen Kommunikation in der Moderne*, Berlin, New York 1995, S. 364–395.

7 Clemens Knobloch: »Überlegungen zur Theorie der Begriffsgeschichte aus sprach- und kommunikationswissenschaftlicher Sicht«. In: *Archiv für Begriffsgeschichte*, Bd. 35 (1992), 7–24. Vgl. auch: Ernst Müller/Falko Schmieder: *Begriffsgeschichte und historische Semantik. Ein kritisches Kompendium*, Berlin 2016, S. 504ff.

dann wird man nicht umhin können, die Bindung an eine Wortgestalt (und damit auch die lexikalische Darstellungsform) aufzugeben« (9). Dieser Punkt wurde bereits in den Methodendiskussion zur Begriffsgeschichte, die in den 1970er Jahren um die *Geschichtlichen Grundbegriffe* entstanden, ausführlich thematisiert. Heiner Schulz plädierte in diesen Debatten aus teilweise ähnlichen Erwägungen wie Knobloch für die Untersuchung von Argumentationen und »Begriffsfeldern«.[8] Ernst Müller und Falko Schmieder beschreiben diesen Punkt im jüngst erschienenen kritischen Kompendium der Begriffsgeschichte als einen von zwei »zentralen Vorwürfe[n]« aus dem »Standardrepertoire der Koselleckkritik«[9] Ende der 1970er Jahre. Neben Knobloch und Schulz hat (wenn auch auf anderer theoretischer Grundlage und mit anderer Zielsetzung) Dietrich Busse mehrfach für die Lösung vom Einzelbegriff plädiert:

Jede semantische Analyse, die am Einzelzeichen oder Wort ansetzt und eine isolierte Wortsemantik für möglich hält, ist – vom epistemologischen oder tiefensemantischen Standpunkt aus betrachtet – als eine Art Eisbergspitzen-Semantik aufzufassen, weil sie achtzig bis neunzig Prozent dessen, was als Wissen notwendig ist, um die Bedeutung eines Wortes im Kontext vollständig zu aktualisieren, unexpliziert lässt, ignoriert oder bestenfalls als selbstverständlich gegebenes Alltagswissen voraussetzt und damit als uninteressant (für weitere wissenschaftliche Betrachtung bzw. semantische Explikation) abtut. Wenn historische Semantik als Begriffsgeschichte methodisch begründet wird, dann hat eine linguistisch motivierte Konzeption einer Tiefensemantik damit zunächst vor allem deswegen Probleme, weil im Kontext der Theorietradition der Sprachwissenschaft der Terminus »Begriff« mit einer isolierenden und reduktionistisch verfahrenden Wortsemantik auf das Engste verknüpft ist.[10]

Begriffe stehen aus dieser Perspektive immer in für ihr Funktionieren als Grundbegriff relevanten Relationen zu semantisch und rhetorisch benachbarten, konkurrierenden oder antonymischen Konzepten. Bei der Analyse und Beschreibung der Funktion von Begriffen in historischen Diskursen ist das sprachwissenschaftliche Konzept der *Kollokation* von zentraler Bedeutung und äußerst mächtig. Gerade hierbei eröffnen sich durch die Nutzung des Computers und maschinenlesbarer Korpora auch für begriffsgeschichtliche Untersuchungen neue Möglichkeiten.

Das skizzierte Verständnis von Begriffen impliziert eine gewisse Distanz zu der Neigung zu epochenübergreifenden und epochenkonstituierenden Synthesen, die für die politisch-soziale Begriffsgeschichte in der Tradition Kosellecks und der Geschichtlichen Grundbegriffe charakteristisch war und ist. Begriffsprägungen und -verwendungen sind so unter den jeweiligen, historisch konkreten Anforderungen und Problemlagen stärker situativ zu verstehen und zu untersuchen; auch wenn in konkreten Verwendungssituationen natürlich länger angelagerte und aggregierte evaluative oder deontische Gehalte der Begriffswörter eine große Rolle spielen können.

Dies soll an einem Beispiel verdeutlicht werden:
Es ist bekannt, dass sich die SPD im Godesberger Programm 1959 entschieden von der eigenen Geschichte und dem ehemaligen Selbstverständnis als marxistische Arbeiterpartei verabschiedet und sich als ›Volkspartei‹ in der jungen Bundesrepublik neu zu positionieren versucht. Der Sozialismus, der immer noch (und mehr denn je) der zentrale Hochwertbegriff zur Selbstbeschreibung ist, wird nun stets als ›demokratischer‹ attribuiert. Ideengeschichtlich verwurzelt ist dieser demokratische Sozialismus nach Auskunft des Godesberger Programms »in christlicher Ethik, im Humanismus und in der klassischen Philosophie« (Grundsatzprogramm 1959). Demonstrativ ausgespart wird die marxistische Theorietradition, die in den vorigen Grundsatzprogrammen und besonders auch im vorhergehenden Heidelberger Programm (1925) noch die Ausrichtung bestimmt hatte. Diese Auslassung ist oft beschrieben und viel diskutiert worden. In einer Textsorte, in der es üblich ist, sich zu allem Möglichen

8 Heiner Schultz: »Begriffsgeschichte und Argumentationsgeschichte«. In: Reinhart Koselleck (Hg.): *Historische Semantik und Begriffsgeschichte*,(= Sprache und Geschichte, Bd.1). Stuttgart 1979, S. 43–74.

9 Müller/Schmieder: *Begriffsgeschichte und historische Semantik*,S. 373.

10 Dietrich Busse: »Begriffsgeschichte oder Diskursgeschichte? Zu theoretischen Grundlagen und Methodenfragen einer historisch-semantischen Epistemologie«. In: Carsten Dutt (Hg.): *Herausforderungen der Begriffsgeschichte. Heidelberg,* 2003: S. 21. Interessanterweise bezieht Busse diese Kritik rückblickend (und ganz anders als noch in den 1980er Jahren) gerade nicht auf Kosellecks Konzeption der Begriffsgeschichte, denn es »stand nie in Zweifel, dass das von Reinhart Koselleck und anderen vertretene Konzept der Begriffsgeschichte mit diesem begriffstheoretischen Reduktionismus des linguistisch-semantische Mainstreams nichts gemein hat.«

zu bekennen, um keinerlei Zweifel über den eigenen politischen Standort zu lassen, und zwar auch, wenn das, wozu man sich bekennt, völlig außer Zweifel steht (Demokratie, Freiheit, Verfassung…), kann das Nichterwähnen eines zuvor so zentralen Elementes nur als nachdrückliche Distanzierung interpretiert werden. Die Nichterwähnung des Marxismus als eigene Traditionslinie ist um so auffälliger, als dieser Teil der eigenen Geschichte so nicht leise und diskret verabschiedet wird, sondern eingedenk der Rezeptionskonventionen von Parteiprogrammen im Politikbetrieb vielmehr als demonstrative Distanzierung von einem wichtigen Bestandteil der eigenen Geschichte verstanden werden soll.[11] Fritz Hermanns bemerkt dazu in seiner Analyse des Godesberger Programms, dass »es nicht falsch [ist], was da das Godesberger Programm über die Wurzeln des Sozialismus sagt (es ist bloß trivial, denn fast alles ist in Europa auf die eine oder andere Art und Weise in Christentum, Humanismus und klassischer Philosophie verwurzelt); es lässt aber Wichtiges aus, das offenbar jetzt stört, wie eine böse Erinnerung. Etwas, das offenbar jetzt nur noch peinlich ist und das den Leser nur auf falsche Gedanken bringen könnte«.[12]

Weit weniger bekannt ist, dass diese demonstrative Auslassung im Godesberger Programm später ebenso demonstrativ wieder zurückgenommen wurde, wenn im Berliner Programm aus dem Jahr 1989 (sogar die Formulierung von 1959 aufgreifend!) herausgestellt wird, dass der demokratische Sozialismus »seine geistigen Wurzeln im Christentum und in der humanistischen Philosophie, in der Aufklärung, in Marxscher Geschichts- und Gesellschaftslehre und in den Erfahrungen der Arbeiterbewegung« (Grundsatzprogramm 1989) habe. Interessanterweise bot gerade diese Rücknahme der Korrektur des Selbstverständnisses kaum Anlass für Diskussionen, obwohl es um die Gestaltung des Berliner Programms zuvor teilweise heftigen parteiinternen Streit gegeben hatte: »[D]ie geschichtlichen Wuzeln, auf die die SPD sich berief, waren nicht umstritten; so wenig, daß auch *Marx* wieder ins Boot genommen wurde, allerdings um den Preis der vorrangigen Nennung des Christentums«.[13]

Auch bei der Neufassung des Programms im Jahr 1998 (im Jahr, als Gerhard Schröder Bundeskanzler wurde), blieb dieser Satz unangetastet. Hiermit wird keine Rückkehr zu einem alten Selbstverständnis vollzogen, sondern die Wiedereingliederung des Marxismus in die eigenen Traditionslinien ist den kommunikativen Anforderungen der Parteipolitik geschuldet: In einer Phase der Verunsicherung und Infragestellung von sozialdemokratischen Gewissheiten sollen weitere Irritationen des Selbstverständnisses vermieden werden. Der Bezug auf die eigene marxistische Tradition soll vor allem den linken Parteiflügel in der Zeit der Neuausrichtung der Partei auf die ›Neue Mitte‹ besänftigen. Beide Neuprägungen des (demokratischen) Sozialismus in den Jahren 1959 und 1989 entspringen somit viel stärker den jeweiligen situativen Anforderungen der Kommunikation im Politikbetrieb als längerfristigen begriffsgeschichtlichen Bewegungen.

Die Grundlage der vorliegenden Untersuchung zur sozialdemokratischen Geschichts- und Fortschrittssemantik bildet ein digitales Textkorpus mit Parteiprogrammen der deutschen Sozialdemokratie[14]. Die Texte lassen sich in drei Gruppen unterteilen: *Grundsatzprogramme* wurden beginnend mit dem Eisenacher Programm der Sozialdemokratischen Arbeiterpartei von 1869 bis zum aktuell gültigen Hamburger Programm aus dem Jahr 2007 vollständig erfasst. Dazu enthält das Korpus die Wahl- und Regierungsprogramme zu den Bundestagswahlen seit Bestehen der BRD und auch die Europaprogramme seit 1979. Die dritte Gruppe bilden Texte aus Kommissionen und Ausschüssen, die sich mit Einzelaspekten der Parteiprogrammatik beschäftigen, aber selber keinen offiziellen Programmstatus haben (also auch nicht durch Parteitage beschlossen wurden), wie z.B. Texte aus der 1973 von Willy Brandt einberufenen Grundwertekommission.

Auch wenn das Zeitintervall von 1869 bis 2014 sehr groß ist, liegt der Fokus klar auf der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts, beginnend mit der Neuausrichtung der Programmatik im Godesberger Programm 1959 (über 95% der laufenden Wörter bzw. Token liegen in

11 Es gibt weitere Stellen im Godesberger Programm, die als klare Zurücknahme von ehemals vertreten Positionen verstanden werden sollen, etwa wenn klargestellt wird, dass die Sozialdemokatische Partei »im ganzen deutschen Volke« lebe und wirke.

12 Hermanns: »Deontische Ontologien«, 1989: S.86.

13 Helga Grebing: »Ideengeschichte des Sozialismus in Deutschland. Teil II«. In: Dies. (Hg.): *Geschichte der sozialen Ideen in Deutschland. Sozialismus – Katholische Soziallehre – Protestantische Sozialethik*. Ein Handbuch. Wiesbaden 2005: 580.

14 Das umfasst die SPD und die Vorläuferorganisationen Sozialdemokratische Arbeiterpartei (SDAP) und Sozialistische Arbeiterpartei Deutschlands (SAP).

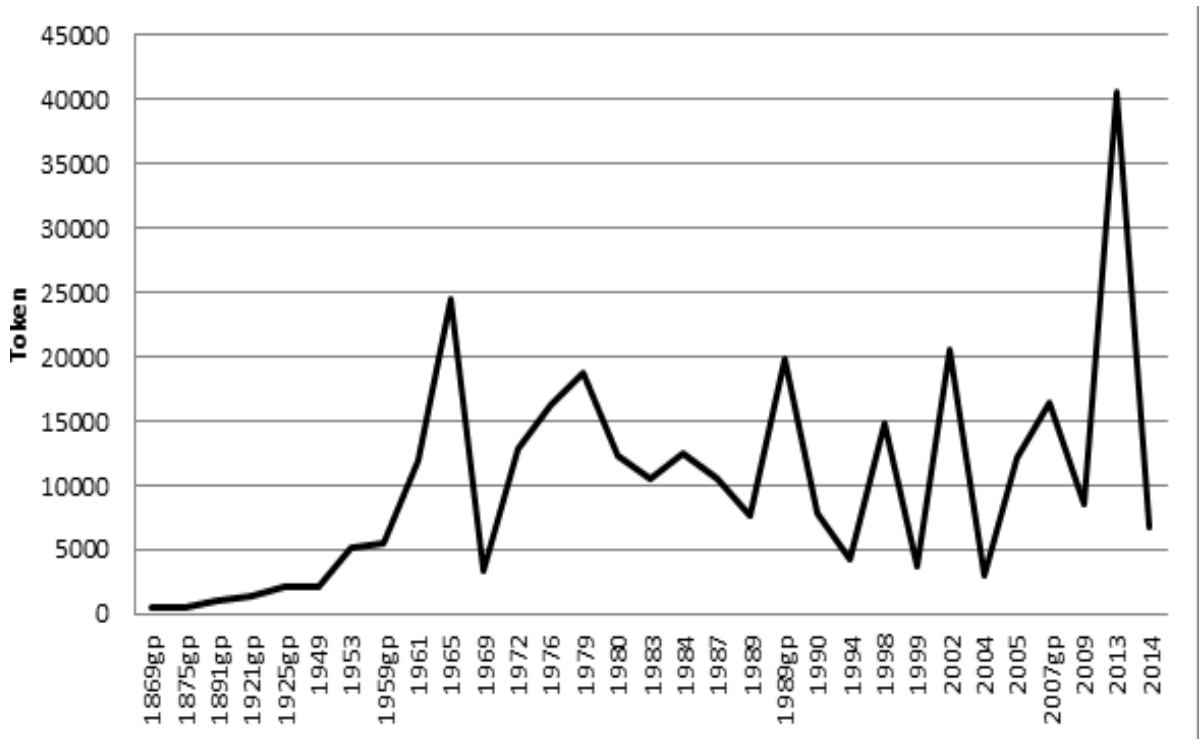

Abbildung 1: Das Korpus im Überblick

diesem Zeitabschnitt). Insgesamt besteht das Korpus aus 33 Programmtexten mit knapp 360 000 Token.

Damit handelt es sich zwar nach aktuellen Maßstäben um ein kleines Korpus, es ermöglicht aber für einen klar abgegrenzten Diskursbereich genaue Analysen von punktuellen semantischen Verschiebungen.

Um eine verlässliche und homogene Textbasis zu erhalten, wurden die Texte, sofern keine verlässliche digitale Fassung vorlag, per Texterkennung digitalisiert und eine genaue manuelle Fehlerkorrektur durchgeführt. Inhaltsverzeichnisse und Register wurden entfernt. Zusätzlich wurden alle Texte lemmatisiert, um aussagekräftigere Abfragen zu ermöglichen und Einzelabfragen der verschiedenen Flexionsformen zu vermeiden. Die Korpusanalysen wurden mit der korpuslinguistischen Analysesoftware AntConc durchgeführt.

Die Nutzung digitaler Korpora ist im Bereich der linguistischen Diskursanalyse längst etabliert. In der Begriffsgeschichte ist das (noch) nicht der Fall, obwohl in der Theorie- und Methodendiskussion schon seit längerer Zeit der mögliche Nutzen und die Implikationen des Computers für begriffsgeschichtliche Fragen reflektiert werden.[15] Die Nutzung digitaler Korpora für die politisch-soziale Begriffsgeschichte bietet nicht nur unbestreitbare Vorteile, sondern birgt auch die Gefahr, auf eine Aneinanderreihung von Fakten und besonders Ausdruckshäufigkeiten reduziert zu werden. Dabei darf es keinen Zweifel daran geben, dass begriffsgeschichtliche Phänomene nicht identisch sind mit Veränderungen der sprachlichen Ausdrucksseite. So gilt einerseits, dass die alleinige Vorkommenshäufigkeit eines Ausdrucks keinesfalls ein ausreichendes Indiz für den Erfolg oder die (politische) ›Brisanz‹ eines Begriffs bietet. Die häufige Verwendung eines Ausdrucks mag darauf hinweisen, dass dieser eine Problemlage oder einen Sachverhalt besonders trifft. Das häufige Vorkommen eines Begriffswortes kann aber andererseits genauso ein Zeichen dafür sein, dass es bereits rhetorisch verschlissen und semantisch ausgehöhlt ist. Das Ausbleiben eines Ausdrucks zu einer bestimmten Zeit dagegen kann einerseits anzeigen, dass der entsprechende Begriff unpopulär oder unwichtig ist, aber auch, dass er für die Sprecher im konkreten Kommunikationszusammenhang völlig unproblematisch oder unhinterfragt ›gültig‹ ist. Das Hinzuziehen (digitaler) Korpora und die damit verbundenen Möglichkeiten der Erhebung ›objektiver‹ statischer Daten führen also keineswegs zu einem Rückgang der Notwendigkeit qualitativer Untersuchungen.

15 Vgl. Gunter Scholtz: »Vom Nutzen und Nachteil des Computers für die Begriffsgeschichte«. In: Ernst Müller (Hg.): *Begriffsgeschichte im Umbruch?* Hamburg 2005, S. 185–194.

Im Gegenteil ist Gunther Scholz zuzustimmen, dass die Verfügbarkeit von mehr Daten die Notwendigkeit der Interpretation noch erhöht, »da das Datenmaterial sonst stumm bleibt«.[16] Ebenso deutlich charakterisiert Fritz Hermanns diese Problematik und die mit ihr verbundene Spannung zwischen den Paradigmen der Korpusanalyse und der historischen Semantik:

Sind die Texte einmal im Computer, braucht man die Texte daher gar nicht mehr zu lesen, so das Ideal der Korpuslinguistik. Als die Teile eines Korpus warten Texte sozusagen nur noch darauf, daß man sie verzettelt. Die Verzettelung der aus dem Text gewonnen Belege ist die zweite Phase dessen, was man eine Textzerstörung nennen könnte. Dessen erste Phase ist aber bereits die Sinnlosmachung eines Textes dadurch, daß man ihn aus seinen intertextuellen und historischen Zusammenhängen isoliert. Der Begriff Diskurs als Leitwort der historischen Semantik könnte helfen, die Zusammenhänge wieder in den Blick zu rücken, denen Texte ihre Existenz und ihre Form und ihren Sinn verdanken.[17]

Was Hermanns hier im Hinblick auf die Diskursanalyse formuliert, hat zweifellos ebenso Gültigkeit für die Nutzung des Computers und digitaler Korpusanalysen in der Begriffsgeschichte. Ohne Beachtung der situativ-kommunikativen Rahmenbedingungen einer Begriffsverwendung bleibt die Arbeit mit einem digitalen Korpus für die Begriffsgeschichte blind.

3. DISTRIBUTION VON ERWARTUNGS- UND ZIELBEGRIFFEN IM KORPUS

Ein erster, weitgehend ›induktiver‹ und nicht am einzelnen Begriff ansetzender Zugang zu einer Untersuchung der Ziel- und Erwartungbegrifflichkeit[18] im Korpus könnte darin bestehen, die Häufigkeiten der entsprechenden Begriffswörter in den Texten festzustellen. Die Frage lautet sodann: In welchen Texten (bzw. in welcher Zeit) taucht ein gesuchter Ausdruck wie oft auf? Dabei können erste Erkenntnisse über die Konjunkturen verschiedener Ausdrücke gewonnen werden. Insbesondere können die Stellen im Korpus identifiziert werden, in denen ein Begriffswort besonders intensiv diskutiert wurde. Allerdings zeigt sich hier schnell, dass sich nicht von Verwendungshäufigkeiten auf die programmatische Relevanz der Ausdrücke schließen lässt. Eine Suche nach den zehn häufigsten Erwartungs- und Zielbegriffen in der Wortliste aller offiziellen Parteiprogramme[19] führt zu folgendem Ergebnis:

	Frequenz	
1	323	Freiheit
2	312	Demokratie
3	281	Frieden
4	217	Gerechtigkeit
5	217	Reform
6	185	Verbesserung
7	182	Fortschritt
8	163	Investition
9	163	Wachstum
10	147	Wohlstand
…	69	Sozialismus

Abbildung 2: Wortliste Erwartungsbegriffe

16 Ebd., S. 189.

17 Fritz Hermanns: »Sprachgeschichte als Mentalitätsgeschichte«. In: Heidrun Kämper/Angelika Linke/Martin Wengeler (Hg.): Fritz Hermanns: *Der Sitz der Sprache im Leben. Beiträge zu einer kulturanalytischen Linguistik*, Berlin 2012, S. 5–36, hier S. 26.

18 Koselleck geht davon aus, »daß die Bedeutung von Begriffen vergangene Erfahrung, gegenwärtige Realität und Erwartungen für die Zukunft in verschiedener Mischung enthalten kann«. Vgl. Reinhart Koselleck: »Hinweise auf die temporalen Strukturen begriffsgeschichtlichen Wandels«, in: Ders. (Hg.): *Begriffsgeschichten. Studien zur Semantik und Pragmatik der politischen Sprache*, Frankfurt a.M. 2006, S. 86–98, hier S. 92. Begriffe, deren Gebrauch im Zuge der neuzeitlichen ›Verzeitlichung‹ »völlig aus dem Kontext gegenwärtiger Erfahrungen« abgelöst wird und die Zukunftserwartungen formulieren, nennt er (reine) »Erwartungsbegriffe«. Besonders charakteristisch ist dies für die neuzeitlichen Kollektivsingulare, z.B. wenn aus (erfahrenen) Fortschritten ›der Fortschritt‹ abstrahiert wird. Vgl. Reinhart Koselleck: »Die Geschichte der Begriffe und die Begriffe der Geschichte«, in: Ders. (Hg.): Begriffsgeschichten. Studien zur Semantik und Pragmatik der politischen Sprache. Frankfurt a.M. 2006, S. 56–76, hier S. 68. In ganz ähnlicher Weise spricht Koselleck auch oft von ›Bewegungsbegriffen‹.

19 Also eine Auflistung der im Korpus vorkommenden Lexeme, sortiert nach Vorkommenshäufigkeit. Dabei wurden nur die offiziellen Parteiprogramme (Grundsatz, Wahl- bzw. Regierungsproramme und Europaprogramme) beachtet, um Verfälschungen durch die Themengebundenheit von z.B. Berichten aus Kommissionen zu vermeiden. Aus dieser Liste wurden die zehn häufigsten substantivischen Treffer entnommen, die einen zukünftigen Zustand oder eine politische Zielsetzung formulieren.

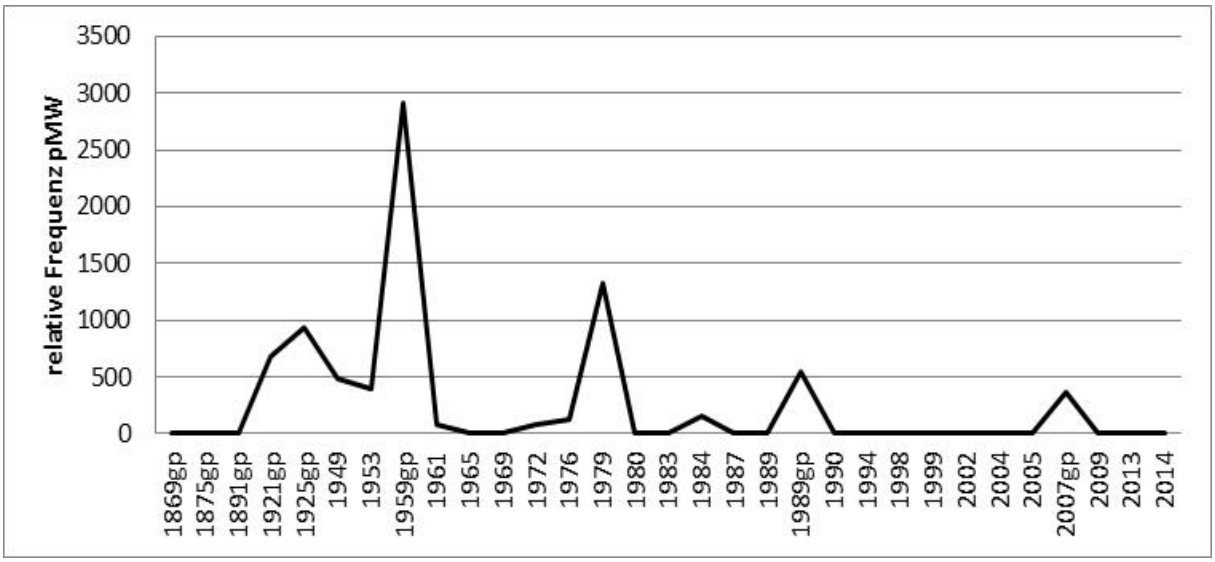

Abbildung 3: Wortverlauf Sozialismus

Auch wenn das auffallend häufige Vorkommen des Ausdrucks *Freiheit* in den sozialdemokratischen Parteiprogrammen ein so möglicherweise nicht zu erwartender Befund ist[20], gibt diese rein quantitative Bestimmung keine Auskunft über die Relevanz der Ausdrücke für die politische Selbstbeschreibung und die ›programmatische Identität‹ der Sozialdemokratie. Begriffslogisch wird in den Grundsatzprogrammen seit dem Godesberger Programm 1959 Freiheit dem schon erwähnten (demokratischen) Sozialismus untergeordnet, indem sie als einer von drei Grundwerten des Sozialismus terminologisch fixiert wird.

Auch die verschiedenen Sprachthematisierungen[21], Definitionsversuche und begrifflichen Neuprägungen, besonders in den Grundsatzprogrammen (die im Falle von Freiheit nicht in vergleichbarer Weise vorgenommen werden), lassen daran keinen Zweifel. Sozialismus provoziert Streit um das eigene Selbstverständnis.[22]

Schon ein rein quantitativer Überblick über die Verwendungshäufigkeit des Begriffswortes ›Sozialismus‹ zeigt, dass der programmatische Zielbegriff Sozialismus in den frühen Programmen noch gar nicht sprachlich realisiert wurde, sondern erst in den Texten aus der Zeit der Weimarer Republik auftaucht.[23] Sieht man von einigen wenigen verstreuten Vorkommen ab, fällt es auf, dass der Ausdruck verstärkt in den Grundsatzprogrammen seit dem Godesberger Programm gebraucht wird, wobei das erste SPD-Programm zu einer Europawahl im Jahr 1979 eine bemerkenswerte Ausnahme ist. Dies scheint die geläufige These zu bestätigen, dass der Begriff in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts und bis heute zwar zum grundlegenden Selbstverständnis zumindest von Teilen der Partei gehört und daher auch in den Grundsatzprogrammen präsent bleibt, aber in den am politischen Geschäft näher angeschlossenen Wahlprogrammen keine Rolle spielt und ihm so auch für das konkrete Politik- und Gesellschaftsverständnis keine nennenswerte Identifikations- und Orientierungsfunktion zukommt.

20 Der bei einer rein hermeneutischen Sichtung der Texte auch kaum aufgefallen wäre.

21 Vgl. Noah Bubenhofer/Joachim Scharloth: »Sprachthematisierungen. Ein korpuslinguistisch-frequenzorientierter Zugang«, in: Aptum. *Zeitschrift für Sprachkritik und Sprachkultur* (2014), Nr. 2, S. 140–154.

22 Dieses Beispiel verdeutlicht auch, dass einem rein quantitativ-induktiven und weitgehend voraussetzungslosen Zugang zur Korpusanalyse, wie er in der Linguistik als ›corpus-driven‹ bezeichnet (und oft gegenüber hypothesengeleiteten Analysen präferiert) wird, für begriffsgeschichtliche Fragen enge Grenzen gesetzt sind.

23 Auch ein adjektivischer Gebrauch findet, abgesehen von den Nennungen der Parteinamen, kaum statt.

4. DER FORTSCHRITTSBEGRIFF IN DER SOZIALDEMOKRATISCHEN PROGRAMMATIK

Die ›klassische‹ sozialdemokratische Programmatik des späten 19. und frühen 20. Jahrhunderts, die vor allem durch den Zentrums-Marxismus um Karl Kautsky und August Bebel geprägt war, gilt gemeinhin als Ideologie, die einem naiven Fortschrittsoptimismus folgt. Wolfgang F. Haug und Tilman Reitz konstatieren, dass der Fortschritt als Kollektivsingular gegen die polemische Kritik, die Marx dem Begriff unterzogen hatte, »gefördert durch die Geschichtsphilosophie und Dialektik des späten Engels, Eingang in Diskurs und Mentalität der Arbeiterbewegung, zunächst v.a. der Hauptströmung der Sozialdemokratie« gefunden habe und »im *common sense* der Massen [verwurzelt war]«. Die Sozialdemokratie übernehme weitgehend den liberalen Fortschrittsoptimismus, der »Unterschied liegt nur darin, dass die Sozialdemokratie die Partizipation an den Segnungen des Fortschritts verbreitern möchte. In den Programmen der SPD schlägt sich diese Orientierung zunehmend nieder, bis zur vollends zahmen Fassung von 1925«.[24]

Anders als diese These vermuten lässt, taucht der Ausdruck Fortschritt (ähnlich wie Sozialismus) in den Grundsatzprogrammen aus der Zeit vor 1925 überhaupt nicht auf. Dies gilt auch noch für die Wahlprogramme zu den ersten beiden Bundestagswahlen aus den Jahren 1949 und 1953. Einzig im von Haug und Reitz zitierten Heidelberger Grundsatzprogramm aus dem Jahr 1925 wird Fortschritt im genannten Sinne erwähnt, wenn festgestellt wird, dass »[n]icht nur den Proletariern, sondern auch den Mittelschichten der volle Anteil an dem materiellen und kulturellen Fortschritt vorenthalten [wird], den die gesteigerten Produktivkräfte ermöglichen« (Grundsatzprogramm 1925). Fortschritt ist hierbei also eingebunden in das ›*Deutungsmuster*‹ einer stetigen, quasi-gesetzmäßigen Entwicklung, die konkret verstanden wird als kontinuierliche Steigerung der ökonomischen Potenziale der Gesellschaft durch Technik und Wissenschaft, die eine kontinuierliche Steigerung des Wohlstands für alle Gesellschaftsschichten ermöglichen würde, der in der konkreten politischen Formierung der Gesellschaft allerdings vollständig durch die Besitzenden angeeignet und den Arbeitern verwehrt wird.

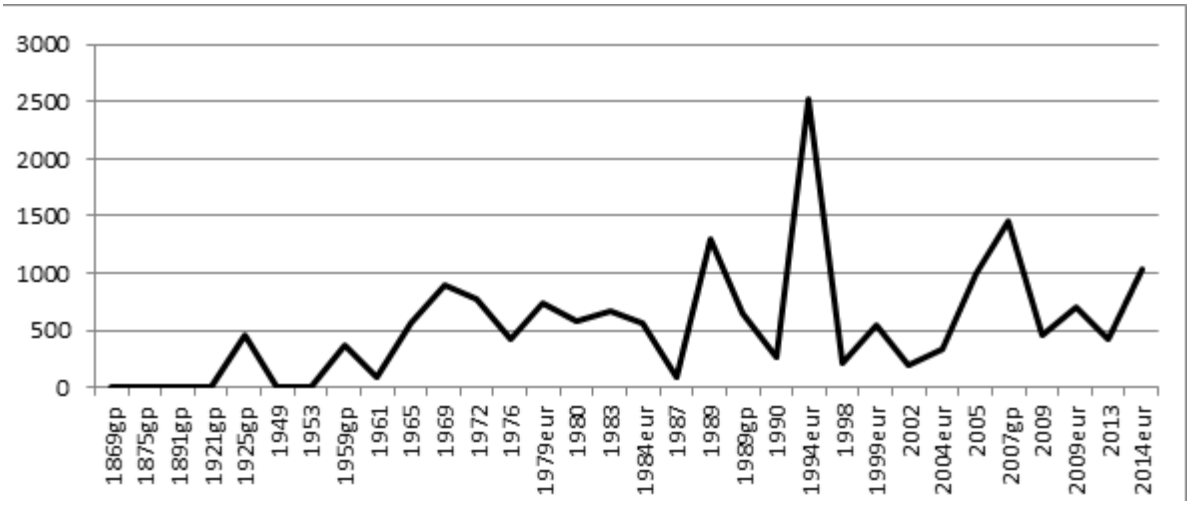

Abbildung 4: Wortverlauf Fortschritt

Dieses Deutungsmuster lässt sich auch schon – in Übereinstimmung mit Haug und Reitz –in den älteren Grundsatzprogrammen vor 1925 nachweisen, ohne dass der Terminus Fortschritt dabei jedoch auftaucht. Dazu ein Beispiel aus dem theoretischen, maßgeblich von Kautsky verfassten, Teil des Erfurter Programms aus dem Jahr 1891:

(1) Die ökonomische Entwicklung der bürgerlichen Gesellschaft führt mit Naturnotwendigkeit zum Untergang des Kleinbetriebes, dessen Grundlage das Privateigentum des Arbeiters an seinen Produktionsmitteln bildet. Sie trennt den Arbeiter von seinen Produktionsmitteln und verwandelt ihn in einen besitzlosen Proletarier, indes die Produktionsmittel das Monopol einer

24 Wolfgang Fritz Haug/Tilman Reitz: »Fortschritt«. In: Wolfgang Fritz Haug (Hg.): *Historisch-kritisches Wörterbuch des Marxismus*, Bd. 4,. Hamburg 1999, S. 729.

verhältnismäßig kleinen Zahl von Kapitalisten und Großgrundbesitzern werden. Hand in Hand mit dieser Monopolisierung der Produktionsmittel geht die Verdrängung der zersplitterten Kleinbetriebe durch kolossale Großbetriebe, geht die Entwicklung des Werkzeugs zur Maschine, geht ein riesenhaftes Wachstum der Produktivität der menschlichen Arbeit. Aber alle Vorteile dieser Umwandlung werden von den Kapitalisten und Großgrundbesitzern monopolisiert. Für das Proletariat und die versinkenden Mittelschichten – Kleinbürger, Bauern – bedeutet sie wachsende Zunahme der Unsicherheit ihrer Existenz, des Elends, des Drucks, der Knechtung, der Erniedrigung, der Ausbeutung. (Grundsatzprogramm 1891)

Auf sprachlicher Ebene fällt neben der Vakanz des Begriffswortes Fortschritt die Fülle an Ausdrücken auf, die dem marxistischen ›Ideologievokabular‹ der Zeit zuzurechnen sind (bürgerliche Gesellschaft, Privateigentum an Produktionsmitteln, Proletarier, Monopolisierung, Kapitalist, Ausbeutung).

Dies lässt sich durch eine Keyword-Analyse quantifizieren und weiter belegen: Der Grundgedanke einer Keyword-Analyse besteht darin, die Verteilungshäufigkeit von Ausdrücken in zwei Korpora miteinander zu vergleichen, um so die – relativ zum Vergleichskorpus – statistisch überdurchschnittlich oft in einem Korpus auftauchenden Ausdrücke bzw. Schlüsselwörter zu ermitteln.[25] Dies dient üblicherweise dazu, das für einen bestimmten Diskurs typische Vokabular zu ermitteln. Auch für begriffsgeschichtliche, diachrone Untersuchungen kann es ausgesprochen nützlich sein, die Wortfrequenzen zweier Korpora zu vergleichen, wobei das übliche Vorgehen für synchrone diskursanalytische Untersuchungen abgewandelt werden muss. Dazu schlage ich vor, statt zweier semantisch distinkter Korpora *zeitlich abgegrenzte Teile* (Subkorpora) des Untersuchungskorpus miteinander zu vergleichen. Daraus ergibt sich die Möglichkeit, genaue Angaben über das *in einem bestimmten Zeitabschnitt typische Vokabular* machen zu können. Konkret wurden also hier die Programmtexte vor 1959 (Godesberger Programm) mit denen der Jahre 1960–1990 verglichen. Folgende Übersicht zeigt 30 Schlüsselwörter für den Zeitraum 1869–1959, sortiert nach statistischer Signifikanz[26]:

SCHLÜSSELWÖRTER 1869–1959

Rang	Freq.	LLR	Lexem
1	25	107.708	kapitalistisch
2	20	89.839	Arbeiterklasse
3	29	79.188	Arbeiter
4	30	76.082	Kampf
5	14	75.058	Arbeiterpartei
6	18	67.849	Produktionsmittel
7	16	54.387	Abschaffung
8	54	53.744	Partei
9	10	53.613	Sozialisierung
10	13	51.714	Befreiung

25 Bei diskursanalytischen Arbeiten wird das Untersuchungskorpus, das den zu untersuchenden Diskurs abbilden soll, in der Regel mit einem Referenzkorpus verglichen, das entweder (wie z.B. das DWDS-Korpus oder das Deutsche Referenzkorpus DeReKo des Instituts für Deutsche Sprache) eine ganze Sprache abbilden soll, oder aber ein Referenzkorpus verwendet, das in seiner Zusammenstellung dem Untersuchungskorpus ähnelt, wobei aber keine semantischen Kriterien zugrunde liegen. So könnte man z.B. für eine Untersuchung des aktuellen Mediendiskurses zum Fortschritt ein Untersuchungskorpus erstellen, das alle Artikel des letzten Jahrgangs einer beliebigen Tageszeitung sammelt, in denen die Zeichenfolge ›Fortschritt‹ enthalten ist. Dieses Untersuchungskorpus könnte dann mit einem Referenzkorpus verglichen werden, das ebenfalls aus Texten dieses Jahrgangs der gleichen Zeitung besteht, wobei die Texte zufällig ausgewählt werden. Das Ziel bestünde dann darin, die Ausdrücke bzw. Schlüsselwörter zu identifizieren, die im Fortschrittsdiskurs dieser Zeitung besonders typisch sind.

26 Für diese Berechnung wurde, wie bei den Kollokationsanalysen, auf die lemmatisierte Form der Texte zurückgegriffen. Dies führt zu deutlich aussagekräftigeren Ergebnissen, da nicht die verschiedenen Wortformen einzeln gezählt wurden (kapitalistisch/e/en/es), sondern hier tatsächlich die Häufigkeiten der Lexeme verglichen werden können. Die erste Spalte zeigt die Rangordnung der Ausdrücke sortiert nach statistischer Signifikanz. In der zweiten Spalte ist die absolute Frequenz des Lexems im Korpus notiert. In Spalte drei ist der Signifikanzwert angegeben, wobei dieser als log-likelihood Koeffizient (LLR) angegeben ist, der auch bei kleinen Ergebnissen zuverlässige Werte liefert.

11	18	49.151	sozialistisch
12	1951	47.419	d [der/die/das]
13	20	46.949	reich
14	12	46.908	Geschlecht
15	10	43.083	Privateigentum
16	20	40.863	man
17	12	40.321	Klasse
18	10	39.993	Masse
19	7	37.529	These
20	7	37.529	Unentgeltlichkeit
21	11	35.911	Unternehmung
22	13	35.498	Aktionsprogramm
23	56	35.034	Deutschland
24	6	32.168	Grundstoffindustrie
25	6	32.168	Kapitalist
26	7	28.278	Proletariat
27	48	27.502	sozialdemokratisch
28	11	26.665	Ausbeutung
29	6	26.568	Flüchtling
30	6	26.568	Proletarier

Abbildung 5: Schlüsselwörter 1869–1959

Diese Übersicht zeigt, dass im Zeitraum vor dem Godesberger Programm ein Sprachgebrauch vorherrschend ist, der sich maßgeblich auf Ausdrücke stützt, die aus sprachwissenschaftlicher Sicht dem *Ideologievokabular*[27] zuzurechnen sind. Damit ist gemeint, dass die entsprechenden Ausdrücke neben der denotativen Bedeutungskomponente starke evaluative (bewertende) und deontische (handlungsauffordernde) Bedeutungsdimensionen aufweisen. Dazu kommt, dass der Gebrauch dieser Ausdrücke typischerweise stark ideologie- bzw. parteigebunden ist, also die Ausdrücke entweder exklusiv von einer bestimmten politischen Gruppe oder Partei verwendet werden (kapitalistisch, (Arbeiter-)Klasse, Proletariat…) oder bei gleichem Wortkörper in unterschiedlichen Sprechergruppen andere Bedeutungen und Gebrauchsregeln vorliegen (z.B. Produktionsmittel, Ausbeutung…). Bei diesem parteispezifischen Gebrauch sind die Ausdrücke zumeist stark programmtisch-theoretisch eingebettet und so in ihrer Bedeutung weitgehend terminologisch fixiert.

Dass sich der Fortschritt hier nicht einreiht, ist nicht vorrangig durch eine theoretisch fundierte Fortschrittskritik zu erklären, denn dazu sind die semantischen Schnittmengen zu einem ›naiven‹, vortheoretischen Fortschrittsglauben zu groß.[28] Aber die Verwendung des Fortschrittsbegriffs würde gerade die Spezifik der sozialdemokratischen Geschichtsauffassung unsichtbar machen, die in der Feststellung der Differenz zwischen ökonomischer Möglichkeit und gesellschaftlicher *Realisierung* und der damit präsupponierten deontischen Momente (die Notwendigkeit und Möglichkeit, diese Differenz durch eine grundlegende politisch zu bewerkstelligende gesellschaftliche Umgestaltung zu schließen) besteht. Politisch steht Fortschritt im Diskurs der Zeit somit für eine Programmatik der Kontinuität der bisherigen gesellschaftlichen, ökonomischen und politischen Entwicklungen. Mit der sozialdemokratischen Perspektive einer grundlegenden gesellschaftlichen Umgestaltung ist der Begriff somit nicht zu verbinden. Anders gesagt: Fortschritt bleibt – trotz aller semantischen Überschneidungen – in der Zeit ein *Parteibegriff des politischen Gegners* in Form des liberalen Bürger-

27 Vgl. Walther Dieckmann: »Deutsch: politisch – politische Sprache im Gefüge des Deutschen«. In: Jörg Kilian (Hg.): *Sprache und Politik. Deutsch im demokratischen Staat.* Mannheim u.a. 2005 (=Thema Deutsch 6), S. 11–30.

28 Haug und Reitz weisen in ihrem Artikel nach, dass die Marx‹sche Fortschrittskritik keinen Eingang in die frühe sozialdemokratische Theoriebildung findet. Vgl. Haug/Reitz: »Fortschritt« (Anm. 21), S. 729.
Auch Denis Mäder stellt fest, dass es »erstaunlich« sei, »dass die frühen Programme der deutschen Sozialdemokratie (Braunschweig 1867, Nürnberg 1868, Eisenach 1869, Gotha 1875, Erfurt 1891), die teilweise unter dem Einfluss Marxscher Theorien entstanden, zwar im Geiste des gesellschaftlichen Fortschritts geschrieben sind, dass allerdings der ›Fortschritt‹ selbst hier nicht erwähnt wird […]«.Denis Mäder: *Fortschritt bei Marx.* Berlin 2010, S. 48.

tums, dessen parlamentarische Stütze noch bis 1884 auch den Namen Deutsche Fortschrittspartei trug. Die Vakanz des Wortes Fortschritt in den frühen Grundsatzprogrammen der Sozialdemokraten entspringt viel weniger theoretisch-programmatischen Differenzen zum Fortschrittsdenken, als vielmehr der kommunikativen Notwendigkeit der Abgrenzung zum politischen Gegner.

4.1 GODESBERG UND DIE 1960ER JAHRE

In die Programme der SPD hält die Rede vom Fortschritt in den 1960er Jahren Einzug (siehe Abbildung 3). Zunächst zeigt sich hier bei genauerem Hinsehen, dass die grundlegende Denkfigur des oben geschilderten Geschichtsverständnisses den Abschied vom Marxismus früherer Programme recht unbeschadet übersteht. Völlig neu ist allerdings die sprachliche Realisierung dieser Semantik. Der Glaube an eine weitere (bzw. neuerliche) kontinuierliche Entwicklung der Wirtschaft und die sich daraus ergebende Möglichkeit stetig steigender ›Lebensqualität‹ werden bruchlos fortgeführt. Und ebenso wird daraus weiterhin die Notwendigkeit staatlicher sozial- und wirtschaftspolitischer Steuerung und Korrektur abgeleitet, um alle am steigenden Wohlstand zu beteiligen.[29] Allerdings tritt an die Stelle, an der im Heidelberger Programm noch von der »Entfaltung und Steigerung der Produktivkräfte« die Rede war, nun immer häufiger das politisch und ideologisch nicht festgelegte (Wirtschafts-)*Wachstum*.

Im Godesberger Programm, für das oft ein starkes, gar »naives« Vertrauen in die Dauerhaftigkeit und uneingeschränkte Nützlichkeit des Wirtschaftswachstums sowie eine »unreflektierte, wenn nicht gar naive Fortschrittseuphorie«[30] als Grundcharakteristikum ausgemacht wurden, werden die beiden Ausdrücke kaum gebraucht. Das entsprechende Argumentationsmuster ist allerdings auch hier vorhanden. Im mit »Stetiger Wirtschaftsaufschwung« treffend betitelten Abschnitt heißt es:

(2) Die zweite industrielle Revolution schafft Voraussetzungen, den allgemeinen Lebensstandard stärker als bisher zu erhöhen und die Not und das Elend zu beseitigen, die noch immer viele Menschen bedrücken. Die Wirtschaftspolitik muß auf der Grundlage einer stabilen Währung die Vollbeschäftigung sichern, die volkswirtschaftliche Produktivität steigern und den allgemeinen Wohlstand erhöhen. Um alle Menschen am steigenden Wohlstand zu beteiligen, muß die Wirtschaft den ständigen Strukturveränderungen planmäßig angepaßt werden, damit eine ausgeglichene Wirtschaftsentwicklung erreicht wird. (Grundsatzprogramm 1959)

Eine tatsächliche und weitreichende programmatisch-inhaltliche Neuausrichtung des geschichtlichen Deutungsmusters wird allerdings insofern vorgenommen, als dieses nun mit ›Wettbewerb‹ und ›freier Markt‹ semantisch gekoppelt wird.

(3) Freie Konsumwahl und freie Arbeitsplatzwahl sind entscheidende Grundlagen, freier Wettbewerb und freie Unternehmerinitiative sind wichtige Elemente sozialdemokratischer Wirtschaftspolitik. […] Totalitäre Zwangswirtschaft zerstört die Freiheit. Deshalb bejaht die Sozialdemokratische Partei den freien Markt, wo immer wirklich Wettbewerb herrscht. (Grundsatzprogramm 1959)

Eine Neuausrichtung der sozialdemokratischen Geschichtssemantik findet hier insofern statt, als das Bekenntnis nicht nur zur *politischen* Verfassung des Staates (das sich ja auch schon in der Weimarer Republik findet), sondern auch zu seiner grundlegenden *Wirtschaftsordnung* hier erstmalig explizit und verbindlich formuliert wird: Die Propagierung der Notwendigkeit einer grundlegenden gesellschaftlichen Umgestaltung weicht der – unter den Bedingungen des ›Wirtschaftswunders‹ höchst plausiblen – Erwartung, dass das (wirtschaftliche) Wachstum in der durch aktive Wirtschaftspolitik, Sozialstaat und Korporatismus justierten sozialen Marktwirtschaft auch die Arbeiter und unterprivilegierten Schichten an steigendem gesellschaftlichem Wohlstand beteiligen werde.

In diesem Kontext ist in der Folge vom Fortschritt zunehmend exklusiv als *technischem* Fortschritt die

29 Zur Verschränkung des Fortschrittsdenkens mit Konzepten der Planung vgl. Gabriele Metzler: »Geborgenheit im gesicherten Fortschritt. Das Jahrzehnt von Planbarkeit und Machbarkeit«. In: Mathias Frese/Julia Paulus/Karl Teppe (Hg.): *Demokratisierung und gesellschaftlicher Aufbruch. Die sechziger Jahre als Wendezeit in der Bundesrepublik*, Paderborn/München 2005, S. 777–797.

30 Grebing: »Ideengeschichte des Sozialismus in Deutschland« (Anm. 12), S. 444.

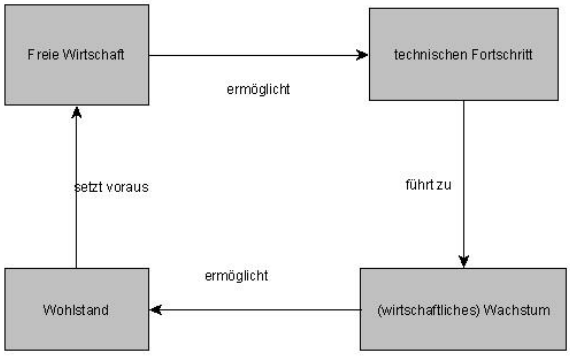

Abbildung 6: Deutungsmuster Fortschritt – Wachstum – Wohlstand

Rede. Als Kollektivsingular taucht er nur selten auf. Kategorial gekoppelt ist er mit der ihn ermöglichenden *freien Wirtschaft* (oder Wettbewerb), aus ihm resultierenden Wirtschafts*wachstum* und daraus resultierendem bzw. ermöglichtem *Wohlstand*.

In dieser Fassung gehört das kausale Deutungsmuster zum Kern der sozialdemokratischen Programmatik der jungen Bundesrepublik; in den Wahlprogrammen der 1960er und frühen 1970er Jahre wird es immer wieder formuliert und aufgerufen. Durch den Einbezug des freien Marktes als Ermöglichungsvoraussetzung von (technischem) Fortschritt, Wirtschaftswachstum und allgemeinem Wohlstand wird die Differenz zwischen der alten sozialdemokratischen Fortschrittskonzeption, die daraus, dass großen Teilen der Bevölkerung der Ertrag des Fortschritts vorenthalten wurde, die Notwendigkeit der Umgestaltung der Gesellschaft abgeleitet hatte, und der bürgerlich-liberalen Fortschrittssemantik tendenziell nivelliert. Wo der Verzicht auf das Wort Fortschritt in den vorigen Programmen noch die Differenz zur liberalen Fortschrittsemphase sprachlich markiert hatte, wird nun konsequenterweise auch ausdrucksseitig voll auf den Fortschritt gesetzt:

(4) Die neue Bundesregierung wird gemeinsam mit der Deutschen Bundesbank die Währung schützen und die Stabilität unserer D-Mark sichern. Sie wird insbesondere den Wettbewerb stärken und wird dahin wirken, daß der technische Fortschritt in Form von Preissenkungen an den Verbraucher weitergegeben wird. Sie wird jedem Preiswucher entgegentreten. (Regierungsprogramm 1961)

(5) Die unternehmerische Investitionstätigkeit ist die Voraussetzung dafür, daß die Ergebnisse der Forschung sich in den Produktionsstätten ständig in technischen Fortschritt verwandeln. Nur eine vorausschauende Wirtschaftspolitik ist imstande, die Voraussetzungen für eine fortschreitende Automation zu schaffen und deren strukturelle Konsequenzen zu bewältigen. (Regierungsprogramm 1965)

(6) Die Steigerung der Produktivität, die Verbesserung der Lebensbedingungen für alle, die Selbstbehauptung des einzelnen und die Entfaltung menschlicher Freiheit in einer von Technik und Machtapparaten gekennzeichneten Welt werden durch den Fortschritt von Bildung und Wissenschaft bestimmt. Diesen Fortschritt zu sichern gehört zu den vorrangigen Aufgaben aller Politik. (Regierungsprogramm 1965)

(7) Wir werden auch künftig den Arbeitnehmern die Vollbeschäftigung und den Selbständigen die wirtschaftliche Existenz sichern. Niemand wird um den Arbeitsplatz fürchten müssen. Die Realeinkommen werden weiter steigen. Wir werden dafür sorgen, daß Rationalisierung und technischer Fortschritt nicht zu Lasten des einzelnen gehen. Das Wachstum nach Maß wird von den Sozialdemokraten gewährleistet. (Regierungsprogramm 1969)

(8) Die neue Aufgabe von historischer Dimension, Europa zu einer Region wirtschaftlicher Stabilität, sozialen Fortschritts und steigender Lebensqualität zu machen, packen wir an. (Regierungsprogramm 1972)

Die Rede vom *sozialen* Fortschritt wie in (8) ist in den Programmen der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts recht weit verbreitet. In dieser Verwendungsweise ist Fortschritt allerdings nicht in der beschriebenen Form mit Wachstum und Wohlstand gekoppelt. Sozialer Fortschritt ist Ziel politischer Betätigung, technischer Fortschritt eröffnet erst politische Gestaltungsräume. Rein quantitativ betrachtet wird der Fortschritt häufiger als *technischer* oder *technologischer* attribuiert. Dies zeigt ein Überblick über die statistisch signifikantesten Kollokationspartner des Lexems im Zeitraum von 1959 bis 1990: [31]

31 Zeitraum 1959–1990; Intervall (5/5). Da die Lexeme *tech-*

Rang	Stat. (MI)	
1	8.54963	technisch
2	6.99020	Wachstum
3	6.51215	Wissenschaft
6	5.59788	Möglichkeit
7	5.58810	sozial
8	5.35461	Frieden
10	4.94580	bei
11	4.79755	wirtschaftlich
13	4.67343	Entwicklung

Abbildung 7: Kollokationen Fortschritt 1959–1990

Als politsicher Zielbegriff hat der Fortschritt auf diese Weise seine bürgerlich-liberale Parteilichkeit abgeschüttelt und taugt somit auch zunehmend (und bis heute andauernd) als Identifikationsbegriff des eigenen Lagers:

(9) Hinter Willy Brandt sammeln sich die jungen, die fortschrittlichen Kräfte der deutschen Politik. (Regierungsprogramm 1961)

Zusammenfassend lässt sich hier festhalten, dass die Zäsur in der sozialdemokratischen Programmatik, die auf dem Parteitag 1959 in Bad Godesberg beschlossen wurde, das Fortschrittsverständnis der SPD nicht grundlegend umstürzt. Der Kern des Geschichtsverständnisses und daran gebundene deontische Momente bleiben weitgehend intakt, allerdings den aktuellen politischen Anforderungen in der jungen Bundesrepublik angepasst. Die marktwirtschaftliche (zuvor: kapitalistische) Verfassung der Gesellschaft wird nicht nur akzeptiert, sondern systematisch in die eigene politische Semantik integriert. Völlig neu ist die sprachliche Realisierung. Hierbei steht der nun vermehrt gebrauchte Fortschrittsbegriff einerseits für die Kontinuität von Momenten der alten Geschichtsdeutung, andererseits für die weitreichende Aufgabe der gesellschaftskritischen Dimension der alten Semantik, was dem eigenen Selbstverständnis als zukünftige Regierungs- und Volkspartei geschuldet ist. Die alte Ideologiesprache der Arbeiterbewegung ist nun praktisch völlig verschwunden, was vor allem auch eine neue symbolische Markierung der eigenen sozialen Gruppe bedeutet. Die ›Öffnung zur Mitte‹ ist so auch und besonders eine rhetorische Öffnung. Nicht mehr Arbeiter oder das Proletariat sind der Adressat der eigenen Politik, sondern, wie es im neuen Grundsatzprogramm heißt, ›der Mensch‹.

4.2 KRISE DER FORTSCHRITTS-SEMANTIK SEIT DEN 1970ER JAHREN

Das geschilderte Fortschrittsversprechen, wonach eine sozialdemokratisch gezähmte Marktwirtschaft durch jährliche hohe Wachstumsraten und immer weiter entwickelte Technologisierung und fortschreitende Wissenschaft zu immer mehr Wohlstand führt, wovon durch Umverteilung auch die unteren Bevölkerungsschichten ihren gerechten Anteil bekommen, war in den 1960er und frühen 1970er Jahren eine offensichtlich sehr überzeugende und politisch attraktive Narration. In Kombination mit der Demokratisierungssemantik bestimmt es das politische Leitbild der Partei in den erfolgreichen Zeiten der sozialliberalen Koalition unter den Bundeskanzlern Willy Brandt und Helmut Schmidt bis in die frühen 1980er Jahre. Aber bereits ab Mitte der 1970er Jahre gerät die Fortschrittssemantik in immer stärkeren Konflikt mit den wirtschaftlichen, sozialen und lebensweltlichen Erfahrungen, die unübersehbar in den politischen Diskurs Einzug halten. Insbesondere die aufkommende ökologische Frage und die Debatten über die ›Grenzen des Wachstums‹ sind hier die bekannten Stichworte. Und auch im Bereich der Wirtschaft zeigen zunehmende Krisenmomente (wie die Rezession 1974, die Stahlkrise in den späten 1970ern oder auch die Ölkrisen), dass die Erwartung eines stetig und unbegrenzt andauernden Wachstums nicht der Realität entspricht. In diesem Diskursumfeld verliert die dem Fortschrittbegriff inhärente Kontinuitätsvorstellung schnell jede Attraktivität und die Propagierung eines ›weiter-wie-bisher‹ wird schnell zur Bedrohung.

Dass die eigenen Grundwerte und die Grundsatzprogrammatik mit den ›sachgeschichtlichen‹ Entwicklungen und Erfahrungen der Menschen immer weniger in Deckung zu bringen ist, wird in der SPD schnell

nisch/technologisch deutlich seltener im Korpus vertreten sind als *sozial* (113 vs. 666), resultiert aus absolut betrachtet ähnlich vielen Token der Kollokation (18 vs. 20) eine deutlich höhere statistische Signifikanz der Kollokation von *Fortschritt* und *technisch* als der von *Fortschritt* und *sozial*.

registriert. Die schon im Juni 1973 durch Willy Brandt einberufene Grundwertekommission ist eine institutionelle Reaktion auf die Bewusstwerdung des Alterns der Grundsatzprogrammatik. Zwar soll die Kommission ausdrücklich kein neues Grundsatzprogramm erarbeiten oder vorbereiten, da ›das Godesberger Programm‹ »für uns deutsche Sozialdemokraten nach wie vor verbindliche Leitschnur für unsere poltische Arbeit« sei, wie Brand noch 1977 betont. Allerdings werde man »Fragestellungen nachgehen, die nach 1959 hinzugekommen sind.« [32] So findet man im von der Grundwertekommission erarbeiteten Diskussionspapier zu ›Grundwerten in einer gefährdeten Welt‹[33] eine Bestandsaufnahme des Aktualitätsverlustes sozialdemokratischer Grundüberzeugungen, die vor allem um die Entzauberung und »Erschütterung« des Fortschrittsglaubens kreist. So zeige sich inzwischen, »daß die Fortsetzung bisheriger Trends in der ökonomisch-technischen Entwicklung eine humane Zukunft gefährdet. […] Das Godesberger Programm ging von raschem und stetigem wirtschaftlichem Wachstum aus. Heute wissen wir: Weder technologischer noch wirtschaftlicher Fortschritt sind selbstverständlich und problemlos« (Grundwerte: 10). Als »Kern des Fortschrittsglaubens« wird übereinstimmend zur Stellung des Fortschrittsbegriffs in der eigenen Programmatik die Überzeugung genannt,

(10) daß die Automatik der wissenschaftlichen, technischen und ökonomischen Entwicklung auch die Durchsetzung der humanistischen Werte befördere und garantiere. Für die demokratische Arbeiterbewegung schien sich diese Erwartung im Zuge zunehmender materieller Besserstellung und wachsender sozialer Sicherheit auf Grund ihres gewerkschaftlichen Kampfes, aber auch im Prozeß fortschreitender Demokratisierung der Gesellschaft auf Grund ihres parteipolitischen Kampfes zu erfüllen. Zugleich verflachte der Fortschrittsglaube für breite bürgerliche Schichten zu der Vorstellung, der materielle, quantitative Fortschritt sei nicht nur die Grundlage und Garantie, sondern selbst schon das Ganze des gesellschaftlichen Fortschritts. (Grundwerte: 11 f.)

Und zur immer deutlicher hervortretenden Ambivalenz des Fortschrittsglaubens und die Verunsicherung der eigenen Zukunftsperspektive schreibt die Grundwertekommission:

(11) Besonders im letzten Jahrzehnt hat der technisch-produktive Fortschritt immer mehr seinen im Wertsinne zweideutigen Charakter enthüllt: über die verheerenden Möglichkeiten der Rüstungstechnik und der Repressionstechnik hinaus hat sich ein neues Bewußtsein der Gefahren der Umweltzerstörung und der Erschöpfung einzelner Rohstoff- und Energiequellen gebildet, das gewahr wird, wie leicht die Entwicklung der Produktivkräfte von der Entfesselung destruktiver Kräfte begleitet sein kann. Weit entfernt davon, den Fortschritt zu menschlicheren Lebensverhältnissen zu garantieren, kann der technische Fortschritt je nach den Umständen ein menschenwürdiges Leben gefährden. […] An die Stelle des Vertrauens in die wohltätige Automatik des wissenschaftlichen, technischen und ökonomischen Fortschritts ist so einerseits die Ungewißheit über seine Fortsetzbarkeit in der Zukunft, andererseits die Sorge um die zerstörerischen Begleiterscheinungen einer unkontrollierten technisch ökonomischen Entwicklung getreten. Die verlorene Zukunftsgewißheit, die aus beiden Wurzeln stammt, bestimmt heute als geistige Unterströmung das Klima jeder politischen Diskussion. Niemand kann diese verlorene Gewißheit wiederherstellen. (Grundwerte: 12 f.)

Aus der Diagnose dieser ›Orientierungskrise‹ wird die Perspektive und Aufgabe gewonnen, den Fortschrittsbegriff nicht fallenzulassen, sondern »die Frage in den Mittelpunkt stellen, welche Art von Fortschritt wir von unseren Werten her wollen« (13). Ein »humaner Fortschritt« soll konturiert werden und eine »Orientierung an einem Fortschrittsverständnis im Sinne unserer Grundwerte«. Nur dann »[bekomme] der Begriff des Fortschritts wieder einen glaubwürdigen Sinn, einen nicht als gesetzmäßig erwarteten, sondern frei gewollten, einen nicht materiell eingeengten, sondern einen humanen sozialistischen Sinn« (13).

Diese Verunsicherung des eigenen Fortschrittsverständnisses zeigt sich sehr deutlich in den Wahlprogrammen ab 1980 und auch im Grundsatzprogramm

32 Willy Brandt: »Vorwort«, in: Erhard Eppler (Hg.): *Theorie und Grundwerte. Grundwerte in einer gefährdeten Welt.* Vorgelegt von der Grundwertekommission beim SPD-Parteivorstand. Bonn 1977, S. 3.

33 Erhard Eppler (Hg.): *Theorie und Grundwerte. Grundwerte in einer gefährdeten Welt.* Vorgelegt von der Grundwertekommission beim SPD-Parteivorstand. Bonn 1977.

von 1989. Viele Belegstellen zeigen eine klare Distanzierung von der eigenen ehemaligen Geschichtssemantik. Elemente der neuen Wachstumskritik werden in die Programme integriert. Als rhetorisches Grundmuster wird der Begriff dabei in einen nun negativ evaluierten technischen und ökonomischen Fortschritt einerseits und einen weiterhin positiv konnotierten sozialen oder gesellschaftlichen Fortschritt andererseits aufgespalten, der dazu in Opposition gesetzt wird:

(12) Nicht alles, was technisch möglich ist, bedeutet auch gesellschaftlichen Fortschritt. Wir dürfen nicht alles tun, wozu wir technisch in der Lage wären. (Regierungsprogramm 1980)

(13) Fortschritt ist nur das, was dem Menschen dient. (Regierungsprogramm 1980)

(14) Das Bewußtsein von der drohenden Zerstörung unserer natürlichen Lebensgrundlagen hat blanken ökonomischen Fortschrittsglauben vergangener Jahre zweifelhaft werden lassen. (Regierungsprogramm 1983)

(15) Wachstum darf nicht Selbstzweck sein. Wir dürfen nicht zum Untertan unseres eignen Wirtschaftssystems werden. Man darf nicht den technischen Fortschritt vorantreiben, ohne die Arbeitswelt zu humanisieren und die Arbeitszeit zu verkürzen. (Regierungsprogramm 1983)

(16) [wir stehen vor der Frage], wie aus technischem Fortschritt auch sozialer Fortschritt werden kann. (Regierungsprogramm 1983)

(17) Wir wollen unsere Kraft dafür einsetzen, technischen und sozialen Fortschritt zusammenzubringen. (Regierungsprogramm 1987)

Auch das Grundsatzprogramm aus dem Jahr 1989 verzichtet nicht auf den Fortschritt als Zielbegriff. Aber auch hier muss geklärt werden, was mit der unklar gewordenen Vokabel eigentlich gemeint ist. Der unvermeidliche Topos der Opposition von Qualität und Quantität wird dazu bemüht (»Wir wollen Fortschritt, der nicht auf Quantität, sondern auf Qualität, auf eine höhere Qualität menschlichen Lebens zielt«). Und typisch sind auch Relativsatzkonstruktionen, mit denen eine Versicherung über die gemeinte Bedeutung des Begriffs sichergestellt werden muss, die zuvor völlig überflüssig gewesen wäre:

Wir brauchen einen Fortschritt, der den Frieden nach innen und außen sichert, das Leben von Mensch und Natur bewahrt, Angst überwindet und Hoffnung weckt. Wir brauchen einen Fortschritt, der unsere Gesellschaft freier, gerechter und solidarischer macht. Ohne diesen Fortschritt hätte der Rückschritt freie Bahn. (Grundsatzprogramm 1989)

5. AUSBLICK

Die Geschichte des Fortschrittsdenkens in der deutschen Sozialdemokratie führt in den 90er Jahren in eine Aporie: Die unkritische Fortschrittsemphase der 1960er und 1970er Jahre hatte nachdrücklich ausgedient, und die Etablierung eines ›neuen‹ und ›humanen‹, später auch eines ›nachhaltigen‹ Fortschritts blieb konturlos. Aufgeben wollte man den Fortschritt jedoch erkennbar nicht. Eine tragfähige Neubestimmung wird so bis heute gesucht.[34]

Im Jahr 2007 (kurz vor der Verabschiedung des aktuell gültigen Grundsatzprogrammes) erschien ein von Matthias Platzeck, Frank-Walter Steinmeier und Peer Steinbrück herausgegebener Sammelband, der den Titel «Auf der Höhe der Zeit. Soziale Demokratie und Fortschritt im 21. Jahrhundert« trägt. Darin argumentieren die drei Herausgeber dafür, dass sich eine zeitgemäße Sozialdemokratie auf ›ihre ursprünglichen Ideen und Ziele besinnen‹ müsse: So hätten sich um die Jahrhundertwende vom 19. ins 20. Jahrhundert die »widersprüchlichen Entwicklungen«[35] einer prosperierenden Industrie bei gleichzeitig zunehmender sozialer Ungleichheit und Verarmung gezeigt. Darauf fanden »weder orthodoxe Marxisten noch Wirtschaftsliberale überzeugende Antworten, wenn auch aus unterschiedlichen Gründen«[36]. Die einzig überzeugende Antwort fand den Verfassern zufolge »die nichtmarxistische Soziale Demokratie als neue, ganz eigene Idee und Haltung, als originäres Konzept und fortschrittli-

34 Ein von Matthias Machnig 2011 herausgegebener Sammelband stellt genau diese Frage ein weiteres Mal. Darin will unter anderen Sigmar Gabriel erneut »Dem Fortschritt eine neue Richtung geben«. Vgl. Matthias Machnig: *Welchen Fortschritt wollen wir? Neue Wege zu Wachstum und sozialem Wohlstand*. Frankfurt a.M. 2011.

35 Matthias Platzeck/Frank-Walter Steinmeier/Peer Steinbrück: »Auf der Höhe der Zeit. Im 21. Jahrhundert muss sich die Sozialdemokratie auf ihre ursprünglichen Ideen und Ziele besinnen«, in: dies. (Hg.): *Auf der Höhe der Zeit. Soziale Demokratie und Fortschritt im 21. Jahrhundert*. Berlin 2007, S. 17–28, hier S. 19.

36 Ebd.

che politische Bewegung.«[37] Den ›ökonomistischen‹ ›orthodoxen Marxisten auf der einen und Liberalen auf der anderen Seite hätte die reformistischen Sozialdemokraten um Bernstein

die Prinzipien von Reform und Fortschritt, Kompromiss und Interessenausgleich über die Klassengrenzen hinweg entgegen [gestellt]. Wo andere auf den Selbstlauf wirtschaftlicher und historischer Kräfte vertrauten, setzten Sozialdemoraten auf die aktive und pragmatische Gestaltung des Wandels. Die Dynamik der Märkte wollten sie offensiv mit sozialer Reform und gesellschaftlicher Erneuerung verbinden, um auf diese Weise Wachstum und Wohlstand systematisch allen Bevölkerungsgruppen zugänglich zu machen. Marktwirtschaft, Demokratie und sozialen Zusammenhalt nicht nur vereinbar zu machen, sondern mit politischen Mitteln sogar in ein Verhältnis der positiven Wechselwirkung zu setzen – genau darin bestand der historisch völlig neue und beispiellose Fortschrittsentwurf der Sozialen Demokratie zu Beginn des 20. Jahrhunderts.[38]

Dass die ›ökonomistisch-marxistische Orthodoxie‹ in dieser Zeit den Vorstand der Partei institutionell und ideologisch sicher beherrschte, verschweigen die Autoren. Mit der Idee einer durch politische Mittel hergestellten positiven Wechselwirkung zwischen Marktwirtschaft und Demokratie landet ihr Rückgriff auf den ›beispiellosen Fortschrittsentwurf‹ der Sozialen Demokratie ohnehin zielsicher in der sozialdemokratischen Fortschrittsemphase der 1960er Jahre und nicht bei Eduard Bernstein. Ob sich an den Umständen, die diese Fortschrittskonzeption in den 1970ern unplausibel werden ließen, bis heute etwas geändert hat, kann hier nicht beantwortet werden. Fest steht für die Autoren jedenfalls, dass angesichts der Herausforderungen der Gegenwart die »sozialdemokratische Grundhaltung […] daher auch heute durchgängig aktives Drängen auf Fortschritt und positive Gestaltung sein [muss]. Die eigenen Werte und Ziele ernst zu nehmen heißt, wo immer möglich, Verantwortung zu übernehmen. Genau diesen Weg hat die SPD in den vergangenen Jahren beschritten.«[39]

Im Jahr 2011 hat sich die Grundwertekommission unter dem Vorsitz von Julian Nida-Rümelin noch einmal mit dem Fortschrittsbegriff beschäftigt. Darin heißt es: »Das Megathema der nächsten Jahre, das über die Zukunftsfähigkeit unseres Landes entscheidet und besonders die Sozialdemokratie herausfordert, heißt: Wie wird an den Grenzen des bisherigen Wachstums sozialer Fortschritt und gesellschaftlicher Zusammenhalt möglich? Wir sind überzeugt: Wer die Kraft und die Ideen für den sozialökologischen Umbau von Wirtschaft und Gesellschaft hat, wird die politische Debatte der nächsten Jahre prägen.«[40] Dieser Satz hätte auch im Bericht der Grundwertekommission aus dem Jahr 1977 einen guten Platz gefunden. Weit vorangekommen ist die SPD bei der Suche nach einem neuen Fortschrittsverständnis in den letzten 30 Jahren nicht. Ob das unverdrossene Festhalten der SPD am politischen Schlagwort Fortschritt letztlich erfolgreich sein wird, ist offen. Dass der Erfolg ihr dabei bisher Recht gibt, kann man nicht behaupten.

37 Ebd.
38 Ebd., S. 19 f.
39 Ebd., S.23. Gemeint sind hier die letzten Jahre der Amtszeit von Gerhard Schröder, in die die Umsetzung der Agenda 2010 fällt.

40 Kommission Grundwerte beim Parteivorstand der SPD: *An den Grenzen des Wachstums – neuer Fortschritt ist möglich*. Berlin 2010.

DIGITALE BEGRIFFSGESCHICHTE? METHODOLOGISCHE ÜBERLEGUNGEN UND EXEMPLARISCHE VERSUCHE AM BEISPIEL MODERNER NETZSEMANTIK

Alexander Friedrich, Chris Biemann

ABSTRACT Die stetig wachsende Menge an digital verfügbarem, zeitgenössischem wie historischem Textmaterial bietet für die begriffsgeschichtliche Forschung Chancen und Herausforderungen: Während die fortschreitende Digitalisierung die Verfügbarkeit erforschbaren Materials deutlich erhöht, resultiert aus der verbesserten Auffindbarkeit potentieller Quellen eine schwindende Übersicht dessen, was für begriffsgeschichtliche Studien überhaupt in Betracht zu ziehen ist. Am Beispiel der Begriffe Netz, Netzwerk und Vernetzung erproben wir quantitative, semi-automatische Ansätze für eine digitale Begriffsgeschichte. Dafür identifizieren wir zunächst die Beschränkungen des Tools Google Ngrams, das weder für die Analyse von Wortbedeutungen noch für die Bestimmung der Kontexte von Wortverwendungen geeignet ist. Demgegenüber erörtern wir die Vorzüge einer hier erstmals im Kontext begriffsgeschichtlicher Forschung vorgestellten Methode der vorwissensfreien Bedeutungsinduktion, die semantische Aspekte gesuchter Begriffsworte automatisch ermittelt, deren typische und untypische Verwendungskontexte aggregiert, Wortfelder kartiert und durch einen geeigneten Index die Möglichkeit bietet, Belegstellen zu betrachten sowie die Veränderung von Wortbedeutungen im Laufe eines gegebenen Zeitraums zu analysieren. Mittels dieser interaktiven, semi-automatischen Methode lässt sich für den deutschen Sprachraum nachweisen, dass sich zu Beginn des 21. Jahrhunderts ein Problemdiskurs über Netzwerke entwickelt, mit dem sich ein Wandel der Semantik des Begriffswortes erklären lässt. Mit dem vorgestellten Verfahren lässt sich auch die Bedeutung komplexer metaphorischer Prozesse für den zu erklärenden Begriffswandel erschließen.

1. EINLEITUNG: METHODOLOGISCHE PROBLEMSTELLUNG

Nimmt man den Einwand ernst, dass eine kulturwissenschaftlich reflektierte Begriffs- und Metaphergeschichte die Fixierung auf Einzelworte theoretischer Hochsprachen aufgeben sollte, stößt man unweigerlich auf das Problem eines radikal entgrenzten Forschungskontextes, dem ein explosionsartiger Zuwachs in Frage kommender Textkorpora korrespondiert. Der Proliferation möglicher Quellen einer begriffsgeschichtlichen Forschung, die nun – zumindest prinzipiell – alle Arten von Dokumenten auch alltagssprachlicher oder massenmedialer Provenienz mit einschließt, wird durch die fortschreitende Digitalisierung historischen Schriftguts, wie etwa Tageszeitungen oder populärwissenschaftliche Bücher rasant vorangetrieben. Alle diese Quellen mögen das Verständnis eines bestimmten Begriffs geprägt oder verändert haben, der aus bestimmten Gründen in den öffentlichen Diskurs geraten ist und wiederum wissenschaftliche Diskurse beeinflusst haben mag. Aus der digital verbesserten Verfüg- und Auffindbarkeit erforschbarer Texte resultiert indessen eine schwindende Übersicht dessen, was als relevant oder interessant für eine entsprechende Forschungsfrage überhaupt zu berücksichtigen wäre.

Was bis auf Weiteres vermutlich ein unlösbares Problem darstellt, dem man etwa durch eine enge Spezifizierung der Fragestellung begegnen kann, eröffnet eine unbefriedigende methodologische Situation, wenn es darum gehen soll, großräumigere begriffsgeschichtliche Entwicklungen zu erforschen. ›Erste Hilfe‹ mögen hier Tools wie *Google Ngrams* bieten, die Wortvorkommen in großen Korpora *über*

längere Zeiträume statistisch auszuwerten erlauben.[1] Je größer die Korpora, desto aussagekräftiger sind solche statistischen Auswertungen für eine bestimmte Sprach- oder Sprechergemeinschaft. Aus solchen Signifikanzen ergeben sich für die begriffsgeschichtliche Forschung aber zunächst vor allem mehr Fragen als Antworten, wie das folgende Beispiel verdeutlichen mag.

Abbildung 1 zeigt eine diachrone Darstellung der relativen Wortfrequenz der Worte *Zukunft*, *Gott* und *Moderne* innerhalb des von *Google Books* digitalisierten Korpus' deutschsprachiger Publikationen von 1900–2000. Die Prozentangaben der Ordinatenachse bezeichnen dabei die relative Häufigkeit der jeweiligen Terme über sämtliche Wörter des Korpus, wobei Plural- und Deklinationsformen als eigene Wörter behandelt werden. Trotz der bloßen Aggregation von Morphemen eignet sich das Tool relativ gut für die Darstellung von Tendenzen. Zu sehen ist hier beispielsweise, dass seit 1900 von *Zukunft* tendenziell immer häufiger gesprochen bzw. geschrieben wird; dass die Rede von der *Moderne* ab der Mitte des 20. Jahrhunderts, vor allem aber ab den 1980er Jahren deutlich zunimmt und dass *Gott* in der Gesamtbilanz seltener zur Sprache kommt, zwischendurch aber einmal eine drastische Zwischenkonjunktur erfuhr. Bezeichnender Weise beginnt diese um 1940 und sinkt nach 1946 wieder ab. Vergleicht man diese Entwicklung mit weiteren Begriffen, die für den Diskurs der Moderne zentral sind, etwa *Fortschritt* und *Evolution*, so werden alle Kandidaten von einem anderen Wort in den Schatten gestellt, nämlich: *Entwicklung* – das seine Bilanz von 1900–2000 mehr als verdoppelt, zwischendurch sogar einmal verdreifacht, bevor auch hier ab Mitte der 1970er Jahre die Diskursfrequenz wieder absinkt.

Was hinter diesen Entwicklungen steckt und welcher Zusammenhang zwischen ihnen möglicherweise besteht, lässt sich anhand des Diagramms allerdings nicht sagen. Mit einer rein summarisch vorgehenden Detektion von Einzelwortvorkommen bietet *Google Ngrams* nur einen ersten Anhalt für die genauere, d.h. stellenorientierte Erforschung der damit in den Blick genommenen begriffsgeschichtlichen Entwicklungen. Zudem bleibt die Frage weiterhin ungeklärt, wie die Massen an Textdokumenten, die der digitalen Recherche zugrundeliegen, sinnvoll ausgewertet und interpretiert, ja überhaupt nur gelesen werden können.

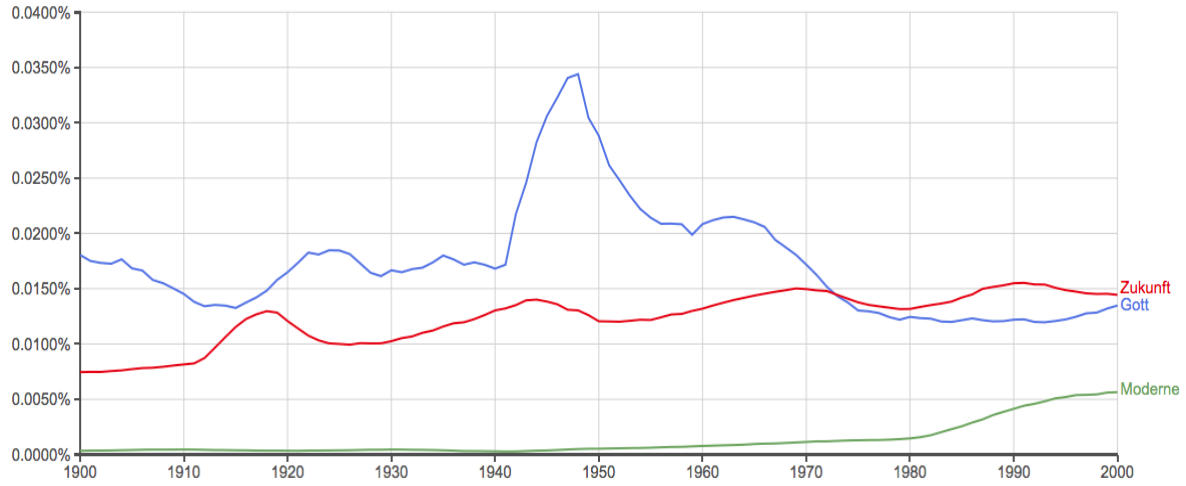

Abbildung 1: Relative Wortfrequenz für Zukunft, Gott, Moderne in deutschen Buchpublikationen von 1900–2000

Diese Problemlage und mögliche Lösungen werden seit einiger Zeit unter dem neuen disziplinären Titel der *Digital Humanities* diskutiert. Unklar ist indessen noch, wie eine sich daran aus- bzw. weiterbildende digitale Begriffsgeschichte aussehen könnte. Eine nicht triviale, grundsätzliche Frage ist dabei, wie man dem Problem semantischer Mehrdeutigkeit sinnvoll beikommen kann, das ja gerade auch bei den geschichtlichen Grundbegriffen und ihren modernen Verwandten umso deutlicher zu beobachten ist, je abstrakter und übertragbarer sie werden – denken wir,

1 Google Books Ngram Viewer: https://books.google.com/ngrams

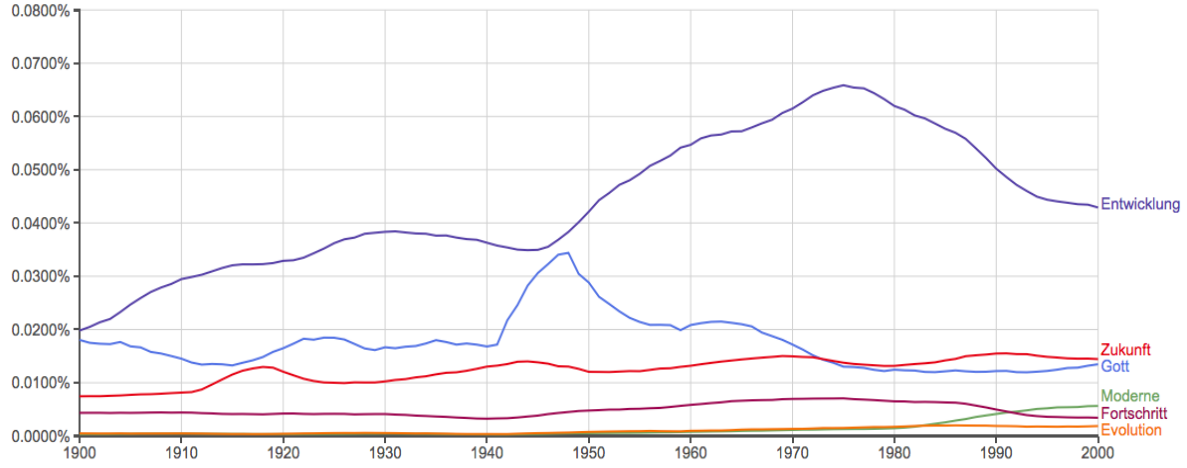

Abbildung 2: Relative Wortfrequenz von Entwicklung, Zukunft, Gott, Moderne, Fortschritt, Evolution in deutschen Buchpublikationen von 1900–2000

neben *Entwicklung*, etwa an *Bildung*, *System, Krise* oder *Struktur*.[2] Geben wir diese Begriffsworte bei *Google Ngrams* ein, wissen wir nie, ob sich die Treffer auf ein kohärentes Diskursfeld beziehen, etwa die politische Ökonomie, oder auf eine andere Diskursdomäne, etwa die theoretische Biologie referieren, oder ob sie sich einer ganz unvermuteten Literaturlage verdanken; wir wissen nicht, ob die erfragten Begriffe immer dasselbe Signifikat haben; wir erfahren nichts über ihren Kontext und damit eigentlich auch nichts über ihre Bedeutung.

Problematisch ist das insbesondere dann, wenn die fraglichen Begriffe in ihrer Geschichte einen Bedeutungswandel durchlaufen, der nicht nur die Häufigkeit ihrer Verwendung, ihre Verbreitung, sondern auch ihren Gebrauch und ihr Bedeutungsspektrum betrifft. Die Problematik, die damit nur in groben Zügen umrissen ist, werden wir im nächsten Abschnitt des Textes am Beispiel des Begriffs- bzw. Metaphernfeldes der Netze und Netzwerke genauer betrachten, um den Gegenstand sowie die Komplikationen zu präzisieren, die er im Kontext einer sprachtechnologischen Erforschung aufwirft. Ein Verfahren, das zumindest einigen der genannten Schwierigkeiten abzuhelfen verspricht, werden wir im dritten Abschnitt des Textes näher vorstellen, bevor wir im vierten Abschnitt über den Ertrag berichten, den seine exemplarische Erprobung im Bereich moderner Netzsemantik erbracht hat. Zum Schluss des Beitrags werden wir daraus allgemeinere Schlussfolgerungen ziehen und weitere Entwicklungsmöglichkeiten des Ansatzes im Hinblick auf eine digitale Begriffsgeschichte erwägen.

2. ZUR GESCHICHTE UND PROBLEMATIK DES NETZWERKBEGRIFFS[3]

Im ursprünglichen Sinne sind Netze textile Instrumente der Jagd und der List; oder, geradezu antithetisch, Vorrichtung des Schützens und Bergens. Seit der Antike hat ihr literaler Sinn immer wieder Metaphoriken des Verhängnisses inspiriert. Spätestens in Aischylos' *Orestie* entfaltet sich das Netz zu einer Metapher des Schicksals, in das man tragisch und unentrinnbar verstrickt ist. Bezeichnend für die antike Netzmetaphorik ist, dass sie bipolare und asymmetrische Machtkonstellationen figuriert. Denn sie impliziert stets eine übermächtige Instanz, die das Netz in ihrer Hand hält, in dem man entweder gefangen oder – wie im Neuen Testament – gut aufgehoben ist. Beruht die vormoderne Bedeutung von *Netz* im Wesentlichen auf dem Paradigma textiler Artefakte und den damit verbundenen kulturellen Kulturtechniken – d.h. dem Flechten und Weben, Sammeln und Fangen – erhält die Metapher im Laufe des 19. Jh. infolge der rasanten

2 Vgl. Otto Brunner/Werner Conze/Reinhart Koselleck (Hg.): *Geschichtliche Grundbegriffe: Historisches Lexikon zur politisch-sozialen Sprache in Deutschland*, Stuttgart 2004.

3 Die in Abschnitt 2 dieses Artikels zusammengefassten Befunde beruhen auf den ausführlichen Darstellungen in Alexander Friedrich: *Metaphorologie der Vernetzung. Zur Theorie kultureller Leitmetaphern*, Paderborn 2015 und Ders.: »Vernetzung als Modell gesellschaftlichen Wandels. Zur Begriffsgeschichte einer historischen Problemkonstellation«, in: Ariane Leendertz/Wencke Meteling (Hg.): *Die neue Wirklichkeit. Semantische Neuvermessungen und Politik seit den 1970er-Jahren* (Schriften aus dem Max-Planck-Institut für Gesellschaftsforschung, Bd. 86), Frankfurt a. M. 2016, S. 35–62.

Ausbreitung technischer Infrastrukturen eine gänzlich neue Bedeutung, die sich von dem textilen Paradigma ablöst. Die modernen auf Elektrizität und Hydraulik beruhenden Versorgungsnetze, also die Telegraphen-, Eisenbahn-, Strom- und Wasserleitungssysteme, werden zunächst aus morphologischen Gründen *Netze* genannt. Denn die kartographische Repräsentation dieser mehr oder weniger zentralistisch organisierten Infrastrukturen erinnert an die Struktur der textilen Artefakte. Durch die neuen Infrastruktursysteme und die kulturelle Bedeutung, die man ihnen beimisst, erlangen die Worte *Netz* und *Netzwerke* einen neuen Sinn. Neben den ursprünglich textilen Sinn, das *Fangen, Verstricken* und *Umschließen*, tritt ein neuer, spezifisch moderner Sinn, nämlich das *Verbinden, Organisieren* und *Anschließen*. Die neue Bedeutung koinzidiert mit einem signifikant erhöhten Vorkommen neuer Netz-Vokabeln.

Wie *Google Ngrams* zeigt, tauchen in deutschen Buchpublikationen ab der Mitte des 19. Jh. vor allem neue Netz-Komposita auf und ihre Häufigkeit nimmt seither deutlich zu. Das Partizip *vernetzen* und seine heute so bedeutsame Substantivierung *Vernetzung* kommen jedoch so gut wie nicht vor. Das entsprechende Verb *vernetzen* behält noch bis zur zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts den textilen Sinn *sich verfangen*, wie ein Eintrag in *Trübners Deutsches Wörterbuch* – dem größten Wörterbuchprojekt zur Zeit des Nationalsozialismus – zeigt: »Wer einem andern ins Netz gegangen ist, ist *vernetzt*“.[4] Diese Bedeutung wird im Laufe des 20. Jahrhunderts aus dem rubrizierten Wortschatz völlig verschwinden und durch ganz neue Bedeutungen ersetzt werden. Dominant werden nun jene Wortbedeutungen, die wir auch heute noch kennen und verwenden, während *verfangen* als Bedeutung von *vernetzen* in den Lexika nicht mehr aufgeführt wird.[5]

Was sich auf der Ebene des Verbs als radikaler Bedeutungswandel darstellt, erscheint auf der Ebene des Nomens *Netz* als ein Vorgang, den man auf den ersten Blick als historisch bedingten Bedeutungszuwachs betrachten kann: Neben die alte, textile, jagdwaffenbezogene Bedeutung des Wortes tritt eine neue, infrastrukturelle – die im Grunde mit der alten nichts zu tun hat. Es handelt sich einfach um eine Polysemie. Auf den zweiten Blick muss man jedoch feststellen, dass es sich hier um eine Polysemie anderen Typs handelt als etwa bei dem Wort *Bank*, das einmal eine Sitzgelegenheit und einmal ein Geldinstitut bezeichnen kann. Wie nämlich schon die morphologische Übertragung des textilen auf den infrastrukturellen Netzbegriff anzeigt, gibt es hier eine *Beziehung zwischen* beiden polysemischen und damit nicht mehr nur homonymen Bereichen. Und diese wesentlich metaphorische Beziehung zwischen textilen und infrastrukturellen Netzen bleibt auch für die weitere Begriffsgeschichte bedeutsam, wie noch

4 Alfred Götze (Hg.): *Trübners Deutsches Wörterbuch*, Bd. 4, Berlin 1943, S. 787–788.

5 Vgl. Ruth Klappenbach/H. Malige-Klappenbach (Hg.): *Wörterbuch der deutschen Sprache*, Berlin 1974. Dudenredaktion (Hg.): *Duden. Das große Wörterbuch der deutschen Sprache*, 2., völlig neu bearbeitete und erweiterte Auflage in 8 Bänden, Mannheim 1994. Dudenredaktion (Hg.): *Duden. Das große Wörterbuch der deutschen Sprache*, 3., völlig neu bearbeitete und erweiterte Auflage in 10 Bänden, Mannheim 1999.

zu sehen sein wird. Zunächst aber scheint es, dass der alte, textile Sinn von Netzen in der Rede über die modernen Netzwerke völlig verschwindet. Das ermöglicht neben vielen verschiedenen Komposita einen allgemeinen Begriff von *Netzwerk* in unserem modernen Sinne: ein zusammenhängendes Ganzes, das aus beliebig vielen Elementen zusammengesetzt sein kann, wobei die Rolle oder Funktion eines jedes Elements für das Netzwerk sich aus seiner Relation zu allen anderen Elementen des Netzwerks bestimmt. Die Gesamtheit dieser Relationen ist ein Netz, das nun nicht mehr als etwas gedacht wird, womit man etwas fängt oder worin etwas bzw. jemand gefangen wird. Wer jetzt vernetzt ist, wird nicht mehr als Beute, sondern als Teil oder Teilnehmer eines sozio-technischen Zusammenhangs verstanden, dessen spezifische – eben netzwerkförmige – Organisationsform im Laufe des 20. Jahrhunderts das Ansehen einer vielversprechenden Alternative zu problematisierten Organisationsformen, etwa der Hierarchie, erlangt.

In den 1970er, spätestens ab den 1980er Jahren tritt das Konzept netzwerkförmiger Selbstorganisation mit einem normativen, sozialutopischen Gehalt auf: man kann vernetzt nicht nur *sein*, sondern man *soll* sich vernetzen.[6] Beruht der moderne, infrastrukturelle Sinn von *Netzwerken* bisher vor allem auf Zirkulations- und Übertragungsprozessen, kommt jetzt ein neuer wesentlicher Aspekt hinzu: die Selbstorganisation und Kooperation autonomer Individuen, die durch ihre Interaktionen Netzwerke hervorbringen, in denen es keinen zentralistischen Ort der Machtausübung mehr gibt bzw. geben soll. Netzwerke gelten nun als ideales Modell demokratischer Kollektive, aber auch als natürliches Produkt nicht nur menschlicher, sondern jedweder Interaktionen. So resümiert der Heisenbergschüler und Netzwerktheoretiker Fritjof Capra in seinem 1996 erschienenem Besteller *Web of Life* (dt. *Lebensnetz*): »Whenever we look at life, we look at networks«.[7] Bereits zwei Jahrzehnte früher, in der Begleitpublikation der 1978 eröffneten internationalen Wanderausstellung *Unsere Welt – ein vernetztes System,* hatte der deutsche Biokybernetiker Frederic Vester dafür plädiert, das reduktionistische Denken der funktional differenzierten Gesellschaft zugunsten eines ökologischen Weltbilds aufzugeben, das sich an der Idee komplexer Wechselwirkungen und systemischer Rückkopplungen zwischen Natur und Technik ausrichtet.[8] Das *Leitmotiv vernetzten Denkens* wird zum ganzheitlichen Grundkonzept eines zivilisatorischen Paradigmenwechsels *für einen besseren Umgang mit der Welt*.[9]

Kybernetische, systemtheoretische und ökologische Modellierungen von Netzwerken, wie sie seit den 1980er Jahren entwickelt werden, finden Eingang in den Diskurs der Alternativ- und Gegenkulturen, vor allem im Kontext des *New Age*. Der normative Anspruch sozialer Netzwerkkonzeptionen erlangt hier eine naturalistische Legitimation – in dem Sinne: ›Wenn sich die Natur in Netzen organisiert, werden wir umso mehr in Einklang mit ihr stehen (und also besser leben), wenn wir es ihr nachtun‹. In dem 1980 erschienenen Bestseller *The Aquarian Conspiracy* propagiert die gut vernetzte New-Age-Protagonistin Marilyn Ferguson das *network* gar als ein »tool for the next step in human evolution«.[10] Aus der Verbindung sozialutopischer und naturwissenschaftlicher Netzwerkkonzeptionen erwächst hier eine emphatische Denkfigur, die an der Epochenschwelle den Prozess einer radikalen Neugestaltung der Gesellschaft anleiten soll. Die Diktion Fergusons erinnert dabei schon an die später populär werdende Rede über digitale Netzwerke: »The network is the institution of our time: an open system […] in constant flux […] capable of endless transformation. […] In effect, each member is the center of the network. Networks are cooperative, not competitive. They are true grass roots: self-generating, self-organizing, sometimes even self-destructing.«[11]

6 Detaillierter dazu siehe auch Friedrich: »Vernetzung« (Anm. 3). Vgl. Stefan Kaufmann: »Netzwerk«, in: Ulrich Bröckling/Susanne Krasmann/Thomas Lemke (Hg.): *Glossar der Gegenwart*. Frankfurt a. M. 2004, S. 182–189.

7 Fritjof Capra: *The Web of Life. A New Scientific Understanding of Living Systems*, New York 1996, S. 82.

8 Frederic Vester: *Unsere Welt, ein vernetztes System*, Stuttgart 1978.

9 Frederic Vester: *Leitmotiv vernetztes Denken. Für einen besseren Umgang mit der Welt*, München 1988. Ders.: Unsere Welt – ein vernetztes System, München 112002.

10 Marilyn Ferguson: *The Aquarian Conspiracy. Personal and Social Transformation in Our Time/in the 1980s*, Los Angeles 1980, S. 213. Ferguson gab u.a. den monatlichen Newsletter Brain/Mind Bulletin heraus, der mit 10.000 Abonnenten eine große Leserschaft hatte; zudem pflegte sie zahlreiche Kontakte zu prominenten Persönlichkeiten aus Wissenschaft, Politik und Wirtschaft wie Al Gore, Buckminster Fuller, Ilya Prigogine und Ted Turner; vgl. Elaine Woo: »Marilyn Ferguson, 1938–2008, Writer was pivotal figure in New Age movement«, in: Los Angeles Times, 2. November 2008, S. B10; William Grimes: »Marilyn Ferguson, New Age Author«, in: New York Times, 5. November 2008, S. A33.

11 Ebd.

Mit der begrifflichen Innovation im Feld der Netzwerksemantik wird die Bildung sozialer und soziotechnischer Netzwerke nun zu einem strategischen Ziel, das seinerseits höherstufige Zwecke – von der solidarischen Nachbarschaftshilfe, über die kollektive Kompensation sozialer Missstände und gesellschaftlicher Krisenerfahrungen bis hin zur Vorbereitung eines globalen Evolutionssprungs – ermöglichen soll. Dabei avanciert das Netzwerk zu einer kulturellen Leitmetapher, mit der das mechanistische Paradigma der *Maschine*, die das Weltbild des Rationalismus repräsentiere, zugunsten eines ›ganzheitlich‹ vernetzen Denkens überwunden werden soll.[12] Das als rationalistisch (d.h. reduktionistisch, zentralisierend, linear, hierarchisch, totalitär, mechanistisch usw.) identifizierte Denk- und Handlungsschema der Neuzeit wird verworfen, da es die sozialen, wirtschaftlichen und ökologischen Probleme der Moderne nicht lösen könne, zumal es sie ja überhaupt erst mitherbeigeführt habe. Mit der Leitidee vernetzten Denkens verbindet sich nun die Hoffnung auf eine Befreiung von zivilisatorischen Übeln, das Versprechen gesellschaftlichen Fortschritts, sogar die Aussicht auf eine Versöhnung von Mensch, Technik und Natur.

Aus dieser kurzen, in sehr groben Strichen nachgezeichnete Begriffs- und Metapherngeschichte der Netze sollte deutlich werden, wie sich innerhalb einer sehr kurzen Zeitspanne (von etwa 40 Jahren) die Semantik der Vernetzung grundlegend ändert und eine neue Bedeutung eine ältere scheinbar völlig verdrängt: vom *Vernetzt-Sein als Gefangen-Sein* zum *Vernetzt-Sein als Verbunden-Sein*. Diese neue – von der Bedeutung des Beutemachens abgelöste – Leitidee des vernetzten Denkens, findet Eingang in ein breites gesellschaftliches Selbstverständnis – nicht nur in sozialutopischer und politischer, sondern auch ökonomischer Hinsicht, etwa in der Managementliteratur. Das Netzwerk wird zum neuen Paradigma wirtschaftlicher Restrukturierungsprozesse, die in der Folge unter dem Titel der Globalisierung debattiert werden. Zu diesen Restrukturierungsmaßnahmen gehört, dass kompakte Betriebe in globale Produktionsnetzwerke aufgeteilt werden, Angestellte flexible, selbstorganisierte Teams bilden und Unternehmen nun auch »ganzheitlich«[13] geführt werden sollen. Hatte man sich von Netzwerken eine Lösung der Krise der Moderne erhofft, werden sie nun selber zum Teil des Problems, das sie lösen sollten. In den Begriff der Vernetzung zieht der *Neue Geist des Kapitalismus* ein.[14]

Mit dem Aufkommen des Internets wird das digitale Medium zum neuen Träger von Vernetzungsutopien, in denen sich vor allem ab der Mitte der 1990er Jahre die uneingelösten sozialen Hoffnungen der Alternativkulturen weiter fortschreiben. Inzwischen, spätestens nach dem Bekanntwerden des Ausmaßes privater und staatlicher Überwachung, ist auch diese Hoffnungen enttäuscht worden. Zugleich fördert die zunehmende infrastrukturelle Vernetzung auf Grundlage digitaler Informationstechnologien, die immer umfassender die Alltagsroutinen in modernen Gesellschaften strukturieren, die Anfälligkeit für Netzstörungen. Krisen, Kettenreaktionen, Kaskaden, Staus, Kontaminationen und Epidemien werden zu endemischen Problemen der sich entfaltenden Netzwerkgesellschaft, die nun zunehmend Gegenstand der öffentlichen Sorge werden. Man denke etwa an Bahn- oder Stromausfälle, Pilotenstreiks, digitale und biologische Viren, Lebensmittelskandale und natürlich – die Finanzkrise.

Dass gerade die Finanzkrise als ein Netzwerkproblem wahrgenommen und behandelt wird, zeigt nicht nur eine Darstellung aus der New York Times[15] vom November 2011 (Abb. 3). Dies schlägt sich auch darin nieder, dass in der deutschen Gesetzgebung im selben Jahr der Grad der »Vernetzung« von Banken als ein offizielles Kriterium ihrer »Systemrelevanz«[16] festgeschrieben wird. Insgesamt entsteht so ein durch Fortschritte und Krisen geprägtes Bewusstsein einer global infrastrukturierten Interdependenz. Ein

12 Vgl. Fritjof Capra: *The Turning Point. Science, Society, and the Rising Culture*, New York 1982. Fritjof Capra/Guido Kalberer: »Die Katastrophen werden sich häufen«, in: Tagesanzeiger, 18. Januar 2010.

13 Gilbert J.B. Probst/Peter Gomez (Hg.): *Vernetztes Denken. Unternehmen ganzheitlich Führen,* Wiesbaden 1989.

14 Luc Boltanski/Ève Chiapello: *Der neue Geist des Kapitalismus*, Konstanz 2006.

15 Bill Marsh: »It's All Connected: An Overview of the Euro Crisis«, in: *The New York Times*. SundayReview, 22.10.2011, http://www.nytimes.com/interactive/2011/10/23/sunday-review/an-overview-of-the-euro-crisis.html (abgerufen am 30.05.2016).

16 Deutscher Bundestag (Hg.): *Regulierung von systemrelevanten Finanzinstituten*, Berlin 2011, S. 1: »Der deutsche Gesetzgeber hat im Kreditwesengesetz (KWG) genauer normiert (§ 48b Abs. 2), welche Indikatoren systemrelevante Institute charakterisieren. Danach sind neben Art und Umfang der geschäftlichen Beziehungen mit anderen Instituten auch die Vernetzung mit anderen Finanzinstitutionen entscheidend. Die Definition stellt also auch auf die Vernetztheit im Finanzsystem ab *(‚too connected to fail').*«

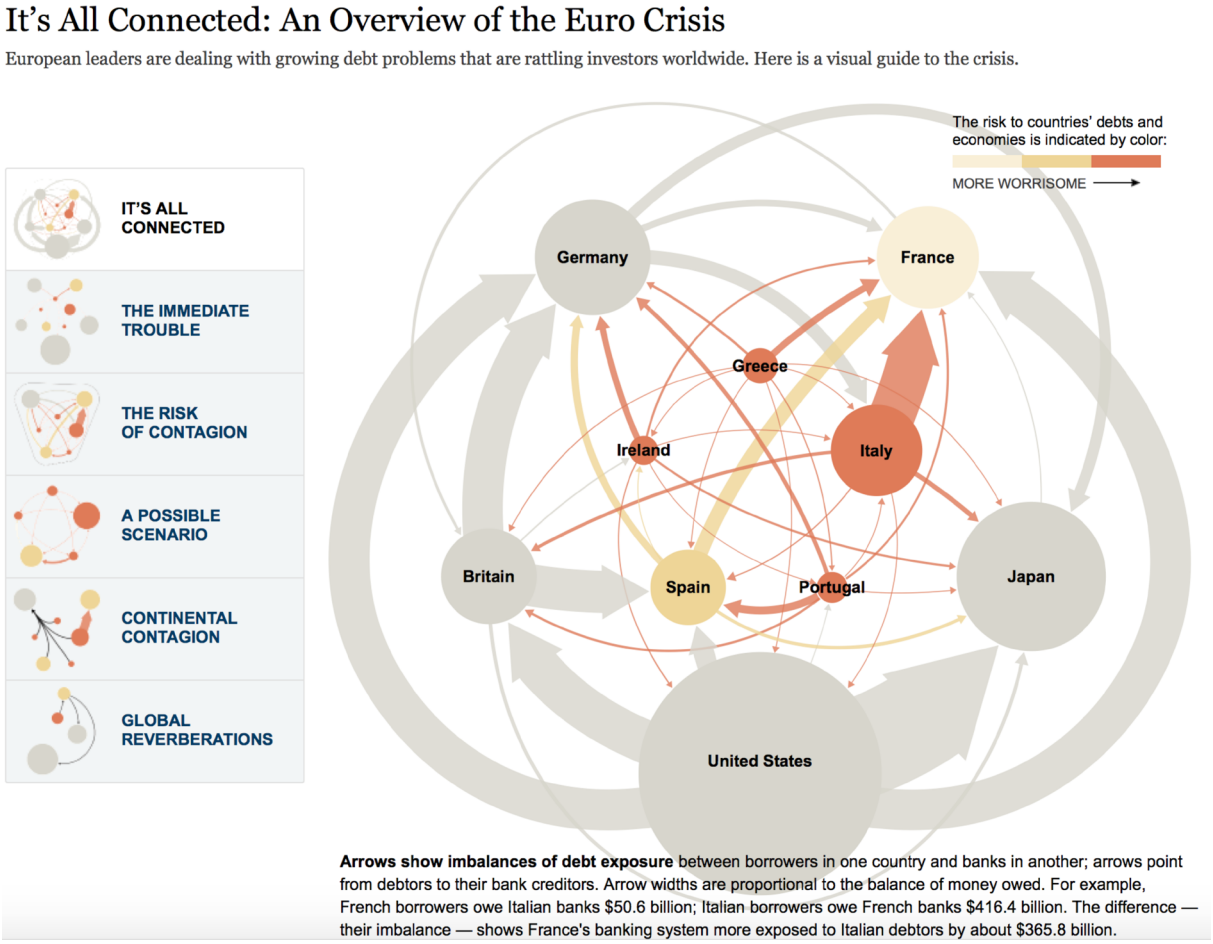

Abbildung 3: „It's all connected". Darstellung des globalen Schuldennetzwerks der Euro-Krise

entsprechendes Problembewusstsein artikuliert sich insbesondere im Hinblick auf die Folgen der digitalen Vernetzung. Hatte man sich in den 1990ern von der umfassenden Digitalisierung eine Egalisierung des Zugangs zu Informationen, Bildung und der Partizipation an demokratischen Prozessen versprochen, mehren sich nun Zweifel und Sorgen in Bezug auf die Folgen der digitalen Vernetzung von immer mehr Bereichen des Alltags. Das Aufkommen neuer Phänomene wie Internetkriminalität, Cyberwar, Online-Mobbing, Shitstorms, Datenmissbrauch und großflächige Überwachungsprogramme desavouieren in weiten Teilen die Netz-Euphorien der 1990er Jahre. Dadurch schwindet das utopische Potential des Netzwerkbegriffs zwar nicht vollständig, doch tritt es in deutliche Spannung zu einem dominant werdenden Problemdiskurs rund um das Thema Vernetzung. Dieser Problemdiskurs veranlasst schließlich eine Re-Metaphorisierung des ursprünglich textilen Begriffs. *Vernetzt oder verstrickt* – die Vorstellung einer total vernetzten Welt führt nun immer öfter den Verdacht mit sich, dass man darin heillos gefangen sein wird.[17] Das versetzt den Begriff des Netzes erneut in Bewegung: Was sich in der Mitte des 20. Jahrhunderts semantisch ausdifferenziert hatte, beginnt sich im Kontext der Problemdiskurse nun zunehmend zu verknüpfen.

Zusammenfassend lässt sich im Hinblick auf das hier adressierte begriffsgeschichtliche Problem sagen, dass das Konzept des Netzes – das bis in die Neuzeit hinein in erster Linie vom *Umschließen* und *Einfangen* her gedacht wurde – seine entscheidende Modernisierung in der Mitte des 19. Jahrhunderts erfährt, bevor es in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts,

17 Vgl. etwa den Titel der *Arte*-Sendung *Yourope* – Dein Europa vom 10. Januar 2010: »Vernetzt oder verfangen? – Wie Social Networks unser Leben bestimmen!« oder Titel wie Andrea Fried/Michael Knoll: »Vernetzt oder verstrickt? Positive und dysfunktionale Effekte in Netzwerken von Unternehmensgründungen«, in: Jens Aderhold/Matthias Meyer/Ralf Wetzel (Hg.): *Modernes Netzwerkmanagement. Anforderungen, Methoden, Anwendungsfelder*, Wiesbaden 2005, S. 73–90.

vor allem ab den 1980er Jahren, einen erneuten Bedeutungswandel hin zu einem Kandidaten für die »Signatur der Epoche«[18] durchläuft. In deren Zentrum steht die Idee des *Anschließens* und *Verbindens*, die mit dem Beginn des 21. Jahrhunderts eine grundlegende Ambivalenz ausprägt, die eine zunehmende Verknüpfung der verschiedenen Wortbedeutungen vorantreibt. Dadurch gewinnt der Begriff selbst auch eine eigentümliche Dynamik.

(heterogene, metaphorische oder terminologische) Begriffsverwendungen (punktuell, lose oder systematisch) miteinander verknüpft und dadurch erst das schillernde Leitkonzept der Vernetzung hervorgebracht haben, das spätestens ab den 1980er Jahren zum unentbehrlichen Vokabular moderner Selbstverständigung gehört. Wenn wir heute wie selbstverständlich darauf rekurrieren können, heißt das nicht, dass es der Konjunktur des Diskurses schon

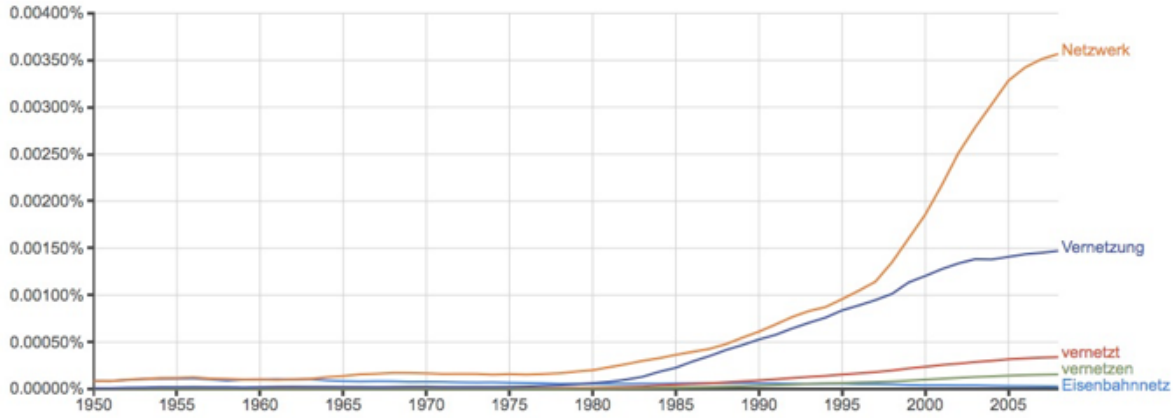

Abbildung 4: Relative Wortfrequenz von „Netz"-Bildungen in deutschen Buchpublikationen 1950–2005

Die begriffliche Dynamik der Vernetzung drückt sich nicht nur in semantischen Innovationen, sondern auch rein quantitativ in einer zunehmenden Wortfrequenz aus. *Google Ngrams* zeigt uns, dass sich in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts das Netz-Vokabular insgesamt vermehrt, diesmal aber wesentlich stärker in der Gestalt seiner Verbformen, die in der heute typischen Transitivität (*etwas vernetzen*) und Reflexivität (*sich vernetzen*) im 19. Jahrhundert so noch nicht vorkommen. *Vernetzt (sein)* und (*sich oder etw.) vernetzen* adressieren Prozesse, die das hervorbringen, was man ein *Netzwerk* nennt. Was uns *Google Ngrams* indes nicht zeigt, sind die unterschiedlichen Bedeutungen, Kontexte und Erwartungen, die sich mit dem anschwellenden Vernetzungsdiskurs verbinden. In begriffsgeschichtlicher Hinsicht wäre nun aber gerade von Interesse, inwiefern die ubiquitäre Vernetzungsrhetorik – wie bisher dargestellt – tatsächlich das Resultat einer komplexen Wechselwirkung unterschiedlicher Diskursdomänen ist, die sich über

von Anfang an zugrundelag. Daher ist es wichtig, die sprachliche Entwicklung und die Verbreitung des Konzepts von Netzwerken in seinem historischen Zusammenhang zu rekonstruieren, ohne (1) bereits einen ursprünglichen oder eigentlichen Begriff von Netzwerk vorauszusetzen, der die konkreten historischen Sprachspiele präformiert habe, oder (2) einen zeitgenössischen Begriff von Netzwerk in die Vergangenheit zu projizieren.

Inwiefern können uns digitale Tools dabei helfen, solche Zusammenhänge und Dynamiken unter Vermeidung semantisch-konzeptueller Vorentscheidungen kontextsensitiv zu erforschen?

2. METHODIK: SPRACHTECHNOLOGISCHE MODELLIERUNG UND MATERIALBASIS

Mit der Methode der *vorwissensfreien Bedeutungsinduktion* wollen wir ein Verfahren vorstellen, wie sich die Möglichkeiten einer kontextsensitiven Sprachtechnologie für begriffsgeschichtliche Fragestellungen dieser Art fruchtbar machen und für die Überprüfung

18 Vgl. Harald Wolf: »Das Netzwerk als Signatur der Epoche?«, in: *Arbeit* 9 (2000) 2, S. 95–104.

der oben formulierten begriffsgeschichtlichen Thesen operationalisieren lassen. Bevor wir exemplarische Ergebnisse unserer Analyse der modernen Netz-Semantik vorstellen, werden wir kurz erläutern, auf welchen Prinzipien das Verfahren beruht und nach welcher Vorgehensweise wir damit gearbeitet haben. Voranstellen wollen wir eine Erklärung des Alleinstellungsmerkmals der vorgestellten Methode: Bedeutungen werden in Wörterbüchern unterschieden und lemmatisiert, jedoch sind korpuslinguistische Analysetools typischerweise nicht in der Lage, die in einem Korpus vorkommenden unterschiedlichen Wortbedeutungen zu identifizieren bzw. die Belegstellen mit verschiedenen Bedeutungen auszuzeichnen. So werden etwa Belegstellen und Kollokationen zu »Netzwerk« im *Digitalen Wörterbuch der Deutschen Sprache* (DWDS) nach Bedeutungen gemischt dargestellt.[19] Uns kommt es aber gerade auf eine Differenzierung von verschiedenen Wortbedeutungen und schließlich auf die Möglichkeit einer Unterscheidung wörtlicher und metaphorischer Verwendungen an.

Was unser Korpus betrifft, so handelt es sich dabei um alle zugänglichen Online-Publikationen deutschsprachiger Zeitungen, die im Zeitraum von 1995–2010 erschienen und in der Textsammlung des Projekts *Deutscher Wortschatz* an der Universität Leipzig verfügbar gemacht worden sind.[20] Wir haben dieses Korpus gewählt, weil es große Mengen sprachlichen Materials bereitstellt, das sich möglichst nah an der Alltagssprache bewegt. Ein Prinzip des hier vorgestellten Verfahrens ist damit bereits angedeutet: Es beruht auf der statistischen Auswertung großer Korpora (*very large corpora / big data*). Insgesamt umfasst unser Korpus 71 Millionen Sätze mit 1,2 Milliarden laufenden Wortformen (*tokens*) aus einem Vokabular (*types*) von 9,7 Millionen Worten.

Methode und Korpus sind dabei voneinander unabhängig, d.h. das im Folgenden vorgestellte Verfahren ließe sich auch auf andere Kollektionen wie z.B. Korpora des Instituts für Deutsche Sprache (IDS) oder der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften (BBAW) sowie auf anderssprachige Kollektionen wie das Korpus von Linguistic DNA[21] anwenden. Die Wahl unseres Korpus erfolgte auch nach Verfügbarkeit: Trotz öffentlicher Förderung sind die großen deutschen Textkorpora oben genannter Institutionen leider nicht frei zum Download verfügbar.

Das nach den Kriterien Relevanz, Größe und Verfügbarkeit gewählte Korpus haben wir unter Gesichtspunkten der strukturalen Linguistik zunächst vollautomatisch analysiert. Die Software *JoBimText*,[22] die wir dafür verwendet haben, ist in der Lage, Textmengen in der Größenordnung des *Google Books* Korpus zu verarbeiten; sie aber auch nach ihren grammatischen Mustern zu analysieren. Die Software detektiert nicht nur Häufigkeiten, sondern auch syntaktische Strukturen und leitet daraus, völlig vorwissensfrei, semantische Ähnlichkeiten zwischen Wörtern ab: Es wird auf keinerlei Wörterbücher oder andere vorgefertigte Bedeutungsinventarien zurückgegriffen, die Software operiert allein mit dem Text. Dies tut sie, indem sie für jedes Wort diejenigen Funktionen ermittelt und gewichtet, die Ferdinand de Saussure *Paradigma* und *Syntagma* genannt hat.[23] Eine syntagmatische Beziehung beschreibt dabei die Art der syntaktischen Verkettung linguistischer Elemente einer sprachlichen Äußerung und die paradigmatische Beziehung beschreibt, welche Elemente sich in einer syntagmatischen Beziehung einander vertreten könnten. Die statistische Analyse der Häufigkeiten des Vorkommens verschiedener Wörter in gleichen syntaktischen Beziehungen erlaubt eine Gewichtung der paradigmatischen Beziehung. Durch eine solche Gewichtung lässt sich sagen, welches Wort am ehesten an der Stelle eines anderen Wortes stehen kann. Unsere Grundannahme lautet also: Je ähnlicher die Syntagmen verschiedener Worte, desto ähnlicher die Bedeutung der Worte. Deshalb bezeichnen wir die paradigmatische Beziehung in semantischer Hinsicht auch als Ähnlichkeit, wobei eine vollständige Ähnlichkeit eine reine Synonymie wäre; während wir das Syntagma – als die statistisch ermittelte Gesamtheit der syntaktischen Bezüge eines Wortes – im Folgenden auch den *Kontext* eines Wortes nennen.

19 http://www.dwds.de/wb/Netzwerk bzw. http://www.dwds.de/wp/Netzwerk

20 http://wortschatz.uni-leipzig.de/. Vgl. Chris Biemann u.a.: »The Leipzig Corpora Collection – Monolingual corpora of standard size«, in: Proceedings of Corpus Linguistics, Birmingham 2007.

21 Vgl. https://www.linguisticdna.org

22 http://maggie.lt.informatik.tu-darmstadt.de/jobimviz/. Vgl. Chris Biemann/Martin Riedl: »Text: Now in 2D! A Framework for Lexical Expansion with Contextual Similarity«, in: *Journal of Language Modelling* 1/1 (2013), S. 55–95.

23 Ferdinand de Saussure: *Grundfragen der allgemeinen Sprachwissenschaft*, Berlin 1986.

Zur Veranschaulichung der allgemeinen Bestimmungen betrachten wir den Satz: »Ich verstrickte mich selbst in meinen eigenen Netzen«, aus Joseph Roths Roman *Beichte eines Mörders* von 1936.[24] Hier wären paradigmatische Bildungen für das Wort *Netz* z.B. *Lügen, Intrigen* oder *Widersprüche,* denn offenkundig ist *Netz* hier metaphorisch gebraucht; das Wort *Lügengespinst* etwa wäre ein Paradigma, in dem die Metapher zu einem Kompositum geronnen ist. Das Wort *verstrickt* stellt indessen eine syntagmatische Bildung bzw. einen Kontext zu *Netz* dar, insofern es das Prädikat ist, welches das grammatische Subjekt *Ich* mit dem Objekt *Netzen* syntaktisch verknüpft. Als solches kann das Syntagma *verstrickt* seinerseits eine Reihe von Paradigmen aufweisen, wie etwa *verfing, verhedderte* oder *verrannt.* Wir können also sagen: Das Wort *Netz* im Kontext *verstrickt* ist ähnlich dem Wort *Lügengespinst;* und das Wort *verstrickt* ist mit den Kontexten *Netz* oder *Lügengespinst* dem Wort *verheddert* ähnlich. Eine mögliche Paraphrase des oben zitierten Satzes wäre demnach: »Ich verhedderte mich in meinem Lügengespinst.« Wobei betont werden muss, dass sich die Paraphrasierbarkeit nicht auf den Roman als individuelles Werk bezieht – das bliebe nach wie vor Sache der Interpretation – sondern auf das jeweils analysierte Gesamtkorpus, in dem sich entsprechend gewichtete Relationen der Ähnlichkeit und des Kontexts statistisch aggregieren lassen.

Für den Beispielsatz »Ein Netz von Schienen, Kanälen, Ferngasleitungen durchzieht das Land«[25], den wir einem Duden-Eintrag von 1999 zum Lemma *Netz* entnommen haben, wären entsprechend *Verbund, System, Gewirr, Geflecht* oder *Dschungel* mögliche Paradigmen für *Netz* und dessen Syntagma *durchzieht* könnte in diesem Kontext seinerseits eine Reihe paradigmatischer Verben aufweisen wie etwa: *durchquert, verbindet, strukturiert, überzieht, durchdringt, überwuchert* usw. Den Genitivobjekten *Schienen, Kanäle* und *Ferngasleitungen* lassen sich wiederum eine Reihe von Paradigmen zuordnen, die als untereinander *ähnlich gewertet werden können*, nicht weil wir sie per definitionem als Arten der Gattung *Infrastruktur* identifizieren, sondern weil die Gruppe der fraglichen Paradigmen ein signifikantes Maß an Syntagmen gemeinsam hat, das heißt, sie kommen oft in der Verbindung mit gleichen Verben, Adjektiven, Adverbien oder Partizipien vor: wie etwa *verbinden, weitverzweigt* und *ausgelastet*.

Nach den beiden angeführten Beispielen sind *Netze* also etwas, das ähnlich zu *Lügen, Intrigen* und *Widersprüchen*, aber auch ähnlich zu *Verbund, System, Gewirr, Geflecht* oder *Dschungel* ist; außerdem sind sie etwas, in dem man sich *verfangen* oder *verstricken* kann, die aber auch etwas zu *durchqueren* oder zu *verbinden* vermögen und bisweilen *weitverzweigt,* gelegentlich sogar *ausgelastet* sind. Damit stoßen wir wieder auf das Problem der Polysemie, das wir eingangs erwähnt hatten: Wie lässt sich erkennen, ob das Wort *Netz* einen Gegenstand bezeichnet, dem *all* diese Eigenschaften zukommen, oder ob es sich um ein bloßes Homonym handelt, das sehr verschiedene Gegenstände bezeichnet, die im Grunde nichts miteinander zu tun haben, wie etwa im Falle von *Bank*? Bei einer Bank, die *ausgeraubt* wurde, würden wir in der Regel nicht an eine Parkbank denken; und eine Bank, auf der sich *Spaziergänger* gern zur Mittagsruhe *niederlassen*, würden wir eher nicht für ein Geldinstitut halten.

Das Verfahren der statistischen Aggregation von Kontexten und Ähnlichkeiten eignet sich nun, um die Bedeutung von Wörtern vorwissensfrei zu analysieren und eventuelle Polysemien zu detektieren wie sie offenbar in dem Begriffswort Netz vorliegen. Wir halten ja ein Netz im Sinne von *Gewebe* für etwas anderes als ein *Netz von Straßen* oder ein *Netz von Filialen*. Die Verschiedenheit der damit verbundenen Bedeutungen von Netz lässt sich maschinell feststellen, indem die *Netz*-ähnlichen Paradigmen (hier also: *Gewebe*, *Straßen* und *Filialen*) daraufhin untersucht werden, ob und welche gemeinsamen Syntagmen sie teilen. Dadurch lässt sich feststellen, ob und wie viele Überschneidungen oder Verbindungen es zwischen den Paradigmen gibt, die nicht auftreten würden, wenn es sich um bloße Homonyme handelte. Bei einer bloß homonymen Polysemie dürften kaum bis gar keine Verbindungen zwischen den verschiedenen Bedeutungen auftreten. Vor dem Hintergrund der oben (Abschnitt 2) dargestellten begriffs- und metapherngeschichtlichen Befunde müssen wir aber davon ausgehend, dass es zum einen unterschiedliche Bedeutungen von *Netz*, zum anderen aber auch signifikante Beziehungen zwischen den verschiedenen Bedeutungen gibt, wie sie etwa im Fall einer Re-Metaphorisierung von Infrastrukturnetzwerken als Fangnetze auftreten, die wir als ein Kennzeichen des

24 Joseph Roth: *Beichte eines Mörders, erzählt in einer Nacht*, München 2011.

25 Dudenredaktion (Hg.): *Duden: Das große Wörterbuch der deutschen Sprache,* Mannheim 1999.

Problemdiskurses interpretiert haben. Mit anderen Worten: Wir können mit polysemischen Wechselbeziehungen innerhalb des semantischen Feldes der Netze rechnen.

Neben einer Prüfung dieser Annahme war es das Ziel unserer Studie zu testen, ob sich die oben skizzierte begriffsgeschichtliche Dynamik mit den beschriebenen Mitteln auch in diachroner Hinsicht nachweisen lässt. Da sich unser Korpus aus Onlinepublikationen von 1995–2010 über eine Phase erstreckt, die nach der obigen Darstellung mit großen Hoffnungen in die Ausbildung von Netzwerken beginnt, die dann aber nach etwa einem Jahrzehnt zunehmend von problematisierenden, skeptischen oder gar pessimistischen Diskursen über die Folgen der globalen Vernetzung überschattet werden, lag es nahe zu untersuchen, ob sich das Aufkommen eines Problemdiskurses über Netzwerke nach der Jahrhundertwende mit den Mitteln der sprachtechnologischen Statistik bestätigen lässt. Eine solche Bestätigung hätte einen doppelten Nutzen: Zum einen ließe sich damit eine These, die mit mehr oder weniger konventionellen Methoden der begriffs- und metapherngeschichtlichen Forschung erarbeitet wurde, auf Grundlage einer großen Datenbasis empirisch überprüfen. Der Nutzen wäre hier im besten Fall eine *statistische Verifikation hermeneutischer Befunde* – die damit nicht nur die These selber stützen, sondern auch zeigen würde, dass solche digitalen Werkzeuge überhaupt für begriffsgeschichtliche Zwecke brauchbar sind. Eine solche Brauchbarkeit dürfte uns, zum anderen, in der Hoffnung ermutigen, dass mithilfe des Verfahrens nicht nur Hypothesen bestätigt oder entkräftet, sondern durch statistische Analysen auch neue, vorher unvermutete Befunde zur semantischen Struktur und historischen Dynamik von Begriffsworten erlangt werden können. Der Nutzen wäre hier also im besten Fall eine *digitale Heuristik begriffsgeschichtlicher Hypothesenbildung*.

3. BEFUNDE: VORGEHEN UND ERGEBNISSE DER BEGRIFFSGESCHICHTLICHEN ANALYSE

Das Ergebnis unserer Analyse des Wortes *Vernetzung* innerhalb des genannten Korpus ergab zunächst eine große Ähnlichkeit mit einer ganzen Reihe positiv konnotierter Begriffsworte, die in der Regel auf eine Verbesserung ökonomischer oder gesellschaftlicher Verhältnisse zielen, wie etwa: *Austausch, Demokratisierung, Effizienz, Förderung, Integration, Kooperation, Mobilität, Modernisierung* und *Weiterentwicklung*. Dies alles sind Nomen, die in der Zeit von 1995–2010 in ähnlichen Kontexten eine ähnliche Rolle spielen wie *Vernetzung*. Dass sich in dieser Reihe nicht annähernd so viele negativ konnotierte Nomen verzeichnen lassen, ist ein auffälliger Befund, der zunächst in Spannung zu der These steht, das sich in diesem Zeitraum ein signifikanter Problemdiskurs über Netzwerke entfaltet. Wir werden zum Schluss noch einmal darauf zurückkommen.

Die Analyse des Wortes *Netz* ergab erwartungsgemäß ein hohes Maß an Polysemie. Um das gesamte Bedeutungsspektrum des Wortes vollautomatisch und vorwissensfrei zu ermitteln haben wir zunächst nach der oben beschriebenen Methode die ähnlichsten Elemente (Paradigmen) zu *Netz* extrahiert. Diese haben wir dann ihrerseits auf Ähnlichkeit hin untersucht und gewichtet, indem wir geprüft haben, wie viele Syntagmen die ermittelten Paradigmen ihrerseits gemeinsam haben. Auf diese Weise lassen sich die jeweiligen Paradigmen in semantische Felder clustern, die in diesem Fall den verschiedenen Bedeutungsaspekten von *Netz* entsprechen. Dabei hat sich uns folgendes Bild ergeben.

Diese Karte[26] (Abb. 5) zeigt das semantische Netzwerk des Wortes *Netz* als eine Vokabel der typischen Onlinemediensprache zwischen 1995 und 2010. Jedes Element entspricht einem ähnlichen Wort für *Netz* im Sinne eines Saussureschen Paradigmas und jede Linie eine paradigmatische Verbindung zu anderen Elementen. Die hohe Zahl der Elemente zeigt an, dass es eine hohe paradigmatische Variabilität gibt und die Menge der Linien indiziert, dass es eine große paradigmatische Dichte der Elemente untereinander gibt. Wo diese Dichte besonders groß ist, wurden die Elemente automatisch, durch ein sogenanntes Graphclusteringverfahren[27], gruppiert und eingefärbt. Jede Farbe repräsentiert also ein Cluster, d.h. einen bestimmten Bedeutungsaspekt von *Netz*, der statistisch hinreichend verschieden von den übrigen ist.

26 Diese und folgende Abbildungen wurden erstellt mit ASV Toolbox, vgl. Chris Biemann u.a.: »ASV Toolbox: a Modular Collection of Language Exploration Tools«, in: *Proceedings of LREC-08*, Marrakech 2008, S. 1760–1767.

27 Hier: Chris Biemann: »Chinese Whispers – an Efficient Graph Clustering Algorithm and its Application to Natural Language Processing Problems«, in: *Proceedings of the HLT-NAACL 2006* Workshop on Textgraphs-06, New York 2006, S. 73–80.

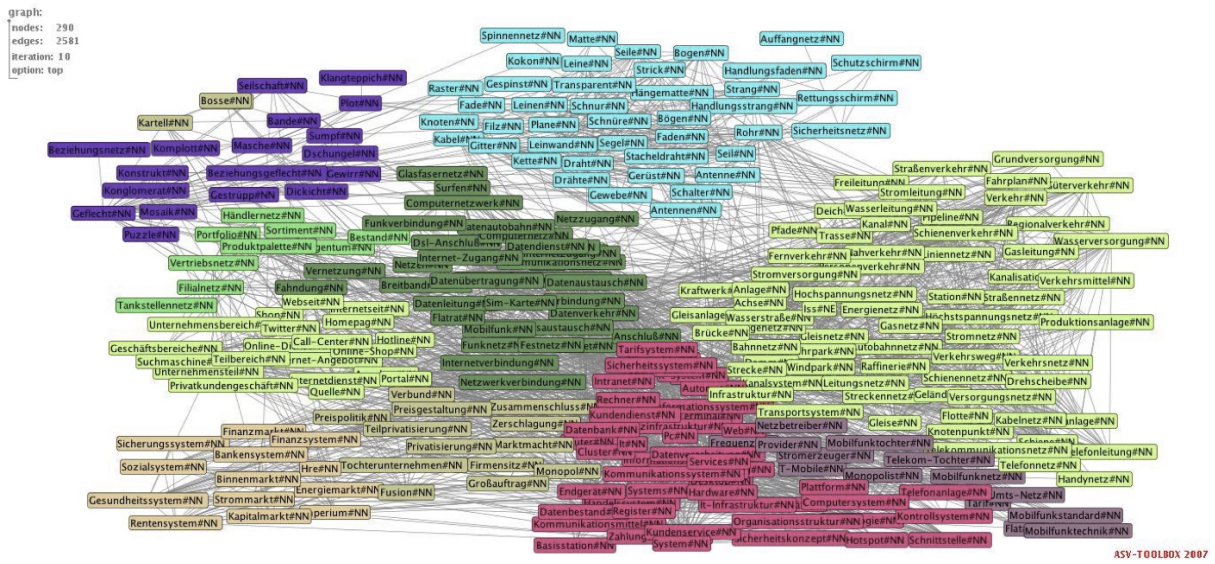

Abbildung 5: Automatisch aggregiertes semantisches Cluster der Paradigmen von Netz

Diese verschiedenen Cluster haben wir daraufhin einer semantischen Revision unterzogen und manuell weiterbearbeitet. Um die Spezifik der verschiedenen Bedeutungen von *Netz* trennschärfer zu gestalten, haben wir die Stichprobe zunächst auf die häufigsten Vorkommen beschränkt und daraus, sehr sparsam, zu unspezifische Syntagmen gelöscht – z.B. das Wort *engmaschig*, das in fast jedem Cluster zu finden war. Denn *engmaschig* können sowohl *Fischernetze*, *Straßennetze* oder *Handelsnetze* sein, sodass uns das Wort wenig darüber verrät, von welcher Art von Netz die Rede ist. Das Verb *zusammenbrechen* hingegen lässt sehr klar erkennen, dass es sich z.B. nicht um ein Fischernetz handelt. Fischernetze brechen nicht zusammen, sondern *reißen,* wenn sie kaputtgehen. Netze, die *zusammenbrechen* sind höchstwahrscheinlich kollabierende Infrastrukturen oder Organisationen. Bei der Bereinigung der Stichprobe kommt also – immer nur tilgend, niemals ergänzend – unser Vorwissen über Netze wieder ins Spiel, das bei der Aggregation der Daten noch gänzlich außen vor geblieben war. Durch dieses nachträgliche und sparsame Bereinigungsverfahren haben wir eine Reihe hinreichend guter begrifflicher Unterscheidungen bezüglich der Bedeutung des Wortes *Netz* erhalten.

Die automatisch aggregierten Cluster aus Elementen, die rein statistisch als Paradigmen von *Netz* identifiziert wurden (Abb. 5), lassen sich nun mit unserem Vorwissen von der Semantik des Wortes vergleichen. Auf diese Weise können wir verschiedene Bedeutungen und eine polysemische Struktur des semantischen Netzwerks erkennen (Abb. 6). Bisweilen sind die automatisch aggregierten Cluster mit unseren vertrauten begrifflichen Unterscheidungen fast deckungsgleich. Wir nennen diese vertrauten begrifflichen Unterscheidungen im Folgenden begriffliche Schemata. So finden wir ein hellgrün eingefärbtes Cluster mit Elementen aus den Bereichen Verkehr, Wasserwirtschaft, Energieversorgung und Telekommunikation, die wir dem begrifflichen Schema **Infrastrukturen** zuordnen können. Paradigmatische Elemente dieses Clusters sind etwa *Straßennetz, Schienennetz, Fahrplan*, *Kanalisation, Wasserleitung, Energienetz, Gasleitung, Stromversorgung, Telefonleitung, Handynetz.*

Ein zweites begriffliches Schema, das **Internet**, setzt sich aus mehreren Clustern zusammen. Hier lässt sich ein gewisser Übergang in das Infrastruktur-Schema erkennen, und zwar über den Bereich der Telekommunikation. Diesen Übergang markiert auch ein kleines, violettes Cluster, das z.B. *Netzbetreiber* und *Provider,* wie etwa die *Telekom* enthält. Zu dem Schema Internet können wir ein rotes Cluster zählen, dessen Elemente sich eher unternehmensinternen Kommunikationsnetzwerken oder Telekommunikationsdienstleistungen zuordnen lassen (wie etwa *Datenbank, Hardware, Kundendienst* und *Plattform*) sowie ein dunkelgrünes Cluster, das Elemente enthält, die in dem Zeitraum 1995-2010 typischer Weise mit dem Internet in Verbindung gebracht werden (wie *DSL-Anschluss*, *Internet-Zugang, Flatrate, Datenübertragung* oder *Computernetzwerk*).

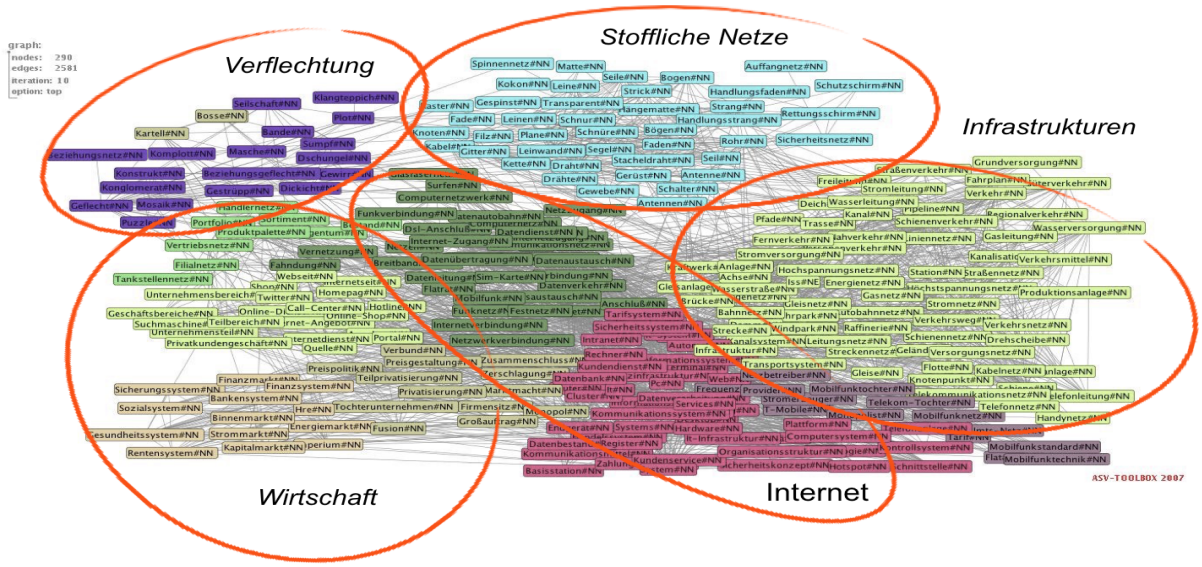

Abbildung 6: Begriffliche Schematisierung der automatisch aggregierten Cluster des semantischen Netzwerks

Links davon rangiert eine Gruppe verschiedener Cluster, die in erster Linie dem Vokabular der Ökonomie entstammen. Wir können hier das begriffliche Schema **Wirtschaft** in Anwendung bringen, wobei sich auch hier gewisse Übergänge zum Internet ergeben, vor allem da, wo es sich um Elemente des sogenannten *eCommerce,* z.B. *Online-Shops* oder *Internet-Angebote* handelt. Ein anderes grünes Cluster enthält eher Elemente organisationsbezogener Unternehmensstrukturen. Dort versammeln sich Paradigmen wie *Filialnetz, Vertriebsnetz* oder Händlernetz. Eine andere, bräunlich eingefärbte Gruppe umfasst abstraktere Elemente wie *Finanzsystem, Bankensystem* oder *Kapitalmarkt.* Und das khakifarbene Cluster rechts unten im Schema beinhaltet offenkundig ökonomische Verhältnisse und Prozesse wie *Zusammenschluss, Marktmacht, Monopol, Zerschlagung.*

Besonders interessant sind die beiden obigen Cluster, die sich nicht eindeutig einem begrifflichen Schema oder Gegenstandsbereich zuordnen lassen, sich aber offenbar um das textile Paradigma von Netz herum organisieren, nämlich um die *Verflechtung* und den *Faden*. In dem violetten Cluster, das wir **Verflechtung** genannt haben, finden wir etwa *Beziehungsnetz, Konglomerat, Gewirr*, aber auch *Dschungel, Sumpf, Gestrüpp*, und an die *Bande* mit ihrer *Seilschaft* knüpfen sich das solitär dastehende *Kartell* und die *Bosse*. In dem letzten, hellblau eingefärbten Cluster finden sich ganz dingliche Netzparadigmen, **stoffliche Netze**, wie etwa *Gitter, Gewebe, Gerüst*, aber auch *Gespinst, Kokon, Spinnennetz*; doch auch abstraktere oder metaphorische Paradigmen wie *Sicherheitsnetz, Handlungsfaden* und *Rettungsschirm.* Auch hier haben wir Schwierigkeiten, ein begriffliches Schema zu finden, das auf alle Elemente des Clusters passt. Wir können daher einen weniger begrifflichen, vielmehr metaphorischen Zusammenhang vermuten – auf den später noch einmal zurückzukommen sein wird.

Auf diese Weise haben wir also die polysemische Struktur des Wortes *Netz* kartographiert und zwar in einer synchronen Dimension. Das heißt, alle detektierten Paradigmen sind für den gesamten Zeitraum auf einer einzigen Ebene versammelten und gruppiert. Nun haben wir in einem zweiten Arbeitsschritt eine diachrone Analyse vorgenommen, und zwar im Hinblick auf die begriffsgeschichtliche These, dass sich während des Untersuchungszeitraums die Problemdiskurse mehren und dass diese Problemdiskurse die semantische Struktur des Netzwerks verändern. Unsere forschungsleitende Vermutung war, dass der Problemdiskurs die Bildung metaphorischer Beziehungen zwischen den verschiedenen Clustern bzw. Schemata, insbesondere zu den textilen Paradigmen vorantreibt, sodass sich also immer dichtere Beziehungen zwischen verschiedenen Bedeutungen von Netz herstellen, was sich dann nach einer gewissen Zeit, bei hinreichender Häufung, in der Bildung toter Metaphoriken ausdrückt – Metaphern also, die anfänglich noch als Metaphern auffallen, dann aber mit der Zeit ihre metaphorische Qualität verlieren und einen normalsprachlichen Charakter gewinnen und sich in die begrifflichen Schemata dauerhaft einschreiben.

Zur Prüfung der Hypothese eines anschwellenden Problemdiskurses über Netzwerke haben wir uns zunächst auf das Cluster der Infrastrukturen beschränkt. Als erstes haben wir eine Liste signifikanter Infrastruktur-Paradigmen von Netz zusammengestellt, die anschließend um Paradigmen zweiten Grades erweitert wurde, um die statistische Signifikanz zu erhöhen, d.h. wir haben eine Liste der Paradigmen aller Infrastrukturparadigmen kompiliert, sodass wir insgesamt eine Stichprobe erhielten, die nicht nur z.B. Leitungsnetz als Paradigma für Netz enthält, sondern auch die Paradigmen für Leitungsnetz usw. Für diese um Paradigmen zweiten Grades erweiterte Stichprobe haben wir die entsprechenden Kontexte (Syntagmen) abgefragt und die Abfrage hat eine reiche Liste von Adjektiven, Verben und Partizipien ergeben, die denotieren, was diese Paradigmen tun, erleiden oder sein können. Aus dieser Liste wählten wir schließlich all diejenigen Syntagmen aus, die einen negativen Zustand implizieren, also eine Dysfunktionalität von Infrastrukturen anzeigen können. Das sind z.B. Worte wie unübersichtlich, verworren, verstopft, zusammenbrechen, bankrott, überlastet usw. Hier kommt also wieder unser Vorwissen ins Spiel – jedoch auch hier immer nur tilgend, nie hinzufügend. Nach der Zusammenstellung beider Listen ließ sich ermitteln, in welchen syntaktischen Kombinationen ihre Elemente jeweils auftreten. Die Abfrage ergab 58.000 Treffer (Tupel), darunter Sätze der folgenden Art:

Durch einen Kurzschluß war das gesamte Streckennetz lahmgelegt. (Süddeutsche Zeitung 1995)

Theoretisch sei es für einen Angreifer mit wenigen Informationen möglich gewesen, das gesamte deutsche Internet lahmzulegen. (Rhein-Neckar Zeitung 2001)

Große Auswürfe der Sonne können Navigations- und Kommunikationssysteme stören, Pipelines korrodieren lassen, Satelliten lahm legen sowie Stromleitungen und -stationen beinträchtigen. (Mainz Online 2007)

Die Aschewolke nach dem Vulkanausbruch in Island hat Europas Luftverkehr in das größte Chaos seit den Anschlägen vom 11. September 2001 gestürzt. (Süddeutsche Zeitung 2010)

Treffer dieser Art bilden nach unseren Prämissen also Elemente des Problemdiskurses über Netzwerke.

Nach einer statistischen Normalisierung** haben wir die Treffer in ihrer diachronen Verteilung über den Zeitraum 1995–2010 dargestellt, wodurch wir ein Diagramm (Abb. 7) erhielten, das eine signifikante Zunahme syntaktischer Kombinationen (Tupel) indiziert, die einen problematischen Zustand von Infrastrukturnetzen thematisieren; wobei vor allem ab 2005–2007 ein deutlicher Anstieg zu verzeichnen ist: Die Steigerung für den gesamten Untersuchungszeitraum beträgt demnach ca. 28%, also fast ein Drittel.

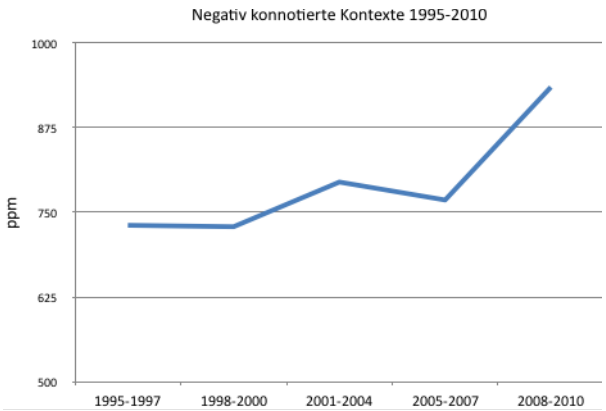

Abbildung 7: Infrastruktur-Paradigmen in negativen Kontexten. Das Maß an der Y-Achse bezeichnet parts per million, *d.h. das Wortvorkommen pro Million Sätze. Das sind für den Zeitraum 1995-1997: 730 Treffer, 2001-2004: 820 Treffer und für 2008-2010: 940 Treffer.*

Nach der Durchsicht der gefundenen Tupel haben wir die Stichprobe abermals bereinigt, indem wir Syntagmen getilgt haben, die sich als zu zweideutig erwiesen, z.B. das Verb *einstellen*, das zwar eine problematische Situation implizieren kann, wenn etwa eine Eisenbahnlinie oder die Wasserversorgung *eingestellt* wird, das bei *Erfolgen* aber, welche sich etwa an der Börse *einstellen*, eher auf einen wünschenswerten Zustand verweist, der das Ergebnis wieder stark relativiert bzw. unscharf macht. Ziel der Bereinigung war es also, zwar möglichst viele, aber nur solche Syntagmen in der Stichprobe zu haben, die relativ eindeutig einen dysfunktionalen bzw. problematischen Zustand implizieren. Übrig blieben nach der Bereinigung von den ursprünglich 58.000 Sätzen noch gut 37.000 Fundstellen.

Im Zuge der Bereinigung haben wir die verbliebenen Paradigmen – wieder beruhend auf unserem Vorwissen – nach begrifflichen Schemata gruppiert, wobei sich vier signifikante Kategorien von Fundstellen ergeben haben: (1) Infrastrukturen, mit Sätzen über kaputte, gestörte oder bedrohte *Stromversorgung, Eisenbahnnetze,*

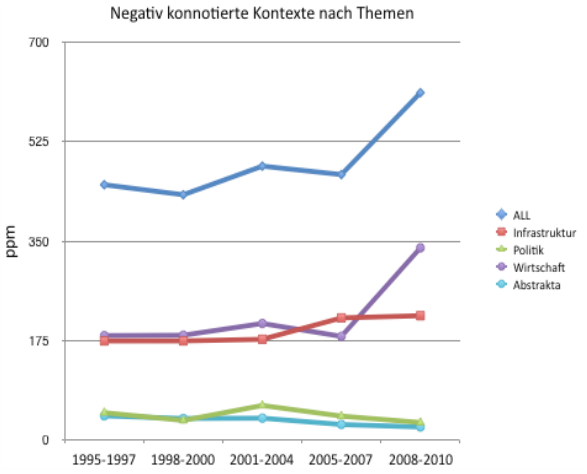

Abbildung 8: Problemdiskurs (1995–2010), diachron nach Themen

Telekommunikation usw., (2) Wirtschaft, mit Äußerungen über Dysfunktionalität in Bezug auf *Kapitalismus, Bankensektor, Weltwirtschaft, Arbeitsmarkt* etc., (3) Politik**,** mit Äußerungen über Probleme in *Bürokratie, Kommunen, Sozialstaat, Altersvorsorge* usw., und schließlich (4) Abstrakta, worunter wir alle Paradigmen gefasst haben, die aufgrund ihrer allgemeinen bzw. metaphorischen Verwendung keinem spezifischen Gegenstandsbereich zugeordnet sind, wie etwa *Verknüpfung, Gemengelage, Beziehungsgeflecht*. Der diachrone Verlauf der bereinigten und sortierten Stichprobe stellte sich daraufhin noch aussagekräftiger dar. Während sich der Gesamteindruck eines drastischen Anstiegs, vor allem im letzten Viertel des Untersuchungszeitraums, noch bestärkt – die Steigerung beträgt jetzt insgesamt 36% – lässt sich nun erkennen, dass dieser Anstieg vor allem auf einen starken Anstieg von Problemdiskursen in der Kategorie Wirtschaft beruht.

Ein genauerer Blick auf die Fundstellen zeigt, dass die indizierten Problemdiskurse tatsächlich entweder direkt oder indirekt mit der Finanzkrise zusammenhängen. Beispielhafte Sätze lauten hier etwa:

Das war der Moment, in dem das Finanzsystem kollabierte. (Spiegel Online, 09.10.2008)

Der japanische Premier sprach sich außerdem dafür aus, das Finanzsystem im globalen Maßstab besser zu überwachen, um künftigen Finanzkrisen vorbeugen zu können. (Handelsblatt, 30.10.2008)

Denn wenn sie so weiter machen, werden Zeiten kommen, in denen die globalisierte Weltwirtschaft völlig zusammenbricht und wir einige Jahrhunderte zurückkatapultiert werden. (Tagesanzeiger, 28.08.2008)

Der kollabierende Finanzmarkt hat gerade begonnen ganze Volkswirtschaften zu ruinieren. Der einbrechende Bankensektor schlägt unmittelbar auf die überschuldeten Staatshaushalte und Nationalökonomien durch, die nun als *desolat, krisengeschüttelt, destabilisiert* adressiert werden und *geschützt* werden sollen – etwa durch den sogenannten *Rettungsschirm*. Ausgehend von dieser Problematik finden sich entsprechend viele Stellen, in denen missliche Entwicklungen oder besorgniserregende Aussichten auf spezifische Märkte, Industriezweige oder Konsumbereiche thematisiert werden.

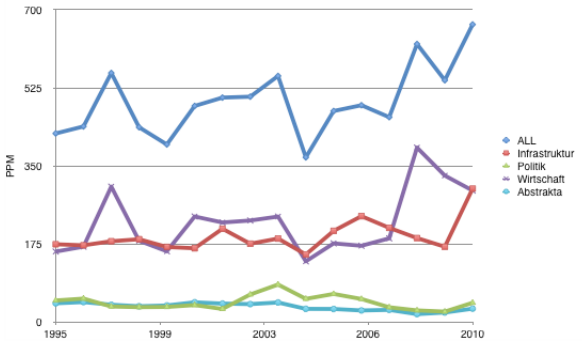

Abbildung 9: Problemdiskurs (1995–2010), diachron nach Themen

Bei einer feineren Auflösung der Graphen (Abb. 9) zeigt sich, dass der ökonomische Problemdiskurs um 2008, also ein Jahr nach dem Ausbruch der globalen Finanzkrise, seinen Höhepunkt hat und danach wieder absinkt. Dafür zieht ab 2009 der Infrastruktur-Problemdiskurs deutlich an. Ein nicht geringer Anteil der infrastrukturbezogenen Krisendiskurskonjunktur geht auf Havarien, Streiks, Sabotagen und Kriege zurück; Vulkanausbrüche, Stürme und Überschwemmungen treffen nun auch immer stärker die global vernetzte Welt – selbst an Punkten, die weit davon entfernt sind, daher häufiger thematisch werden. Einschlägige Beispiele wären hier etwa:

Ein Warnstreik des Bodenpersonals hat den Flugverkehr von und nach Berlin am Dienstagmorgen vollständig lahmgelegt. (Tagesspiegel/dpa, 24.02.2009)

Beim ›Cyberwar‹ versuchen die Angreifer den Gegner kampfunfähig zu machen, indem sie per Internet etwa dessen Energieversorgungs- oder Computernetze lahmlegen. (Zeit Online/dpa, 29.05.2009)

Zudem hat der jahrzehntelange Bürgerkrieg die Infrastruktur des afrikanischen Landes zerstört. (Reuters, 13.04.2010)

Die Fluten hätten Infrastruktur zur Kommunikation und zur Energieversorgung zerstört. (Süddeutsche Zeitung/dpa, 14.08.2010)

Je globaler die Auswirkungen solcher Ereignisse, so können wir vermuten, desto häufiger werden sie thematisiert, z.B. der oben schon erwähnte Ausbruch des isländischen Vulkans Eyjafjallajökull 2010, der zu einer beispiellosen Beeinträchtigung des europäischen Flugverkehrs führte oder die Katastrophe in Fukushima 2011, die in unserem Korpus allerdings noch nicht enthalten ist. Genauere Einzelanalysen zur Art, Häufigkeit und Verteilung der Thematisierung solcher Infrastrukturprobleme wären noch vorzunehmen. Doch mit den bereits erzielten Ergebnissen der diachronen Auswertung unserer digitalen Stichprobe können wir bereits unsere These der Entwicklung eines zunehmenden Problemdiskurses über Netzwerke, die wir eingangs auf der Grundlage einer eher ›konventionell‹, d.h. ›händisch‹ arbeitenden begriffs- und metapherngeschichtlichen Forschung formuliert haben, als bestätigt ansehen. Im Hinblick auf die Möglichkeiten einer digitalen Begriffsgeschichte halten wir das für ein vielversprechendes Ergebnis.

Abschließend bleibt uns auf das Problem der Metaphorizität zurückzukommen.

4. RESÜMEE UND AUSBLICK

Der hier untersuchten These zufolge hat die zunehmende Problematisierung von Netzwerken nach der Jahrhundertwende die Semantik von Netzen und Netzwerken verändert, und zwar infolge einer Re-Metaphorisierung ihrer spezifisch modernen Gehalte durch die zunächst zurückgedrängte, ursprünglich textile Bedeutung. Aufgrund der sozio-technischen Entwicklung wird nun zunehmend denk- und sagbar, dass die total vernetzte Welt einen Zustand verhängnisvollen Verstricktseins bedeuten kann. In diesem Sinne betitelt etwa Gene I. Rochlin die drohende Folge einer unreflektiert fortgesetzten Computerisierung als *Trapped in the Net*.[28] Die Re-Metaphorisierung digitaler Netzwerke als Fang- und Beutenetze scheint in Zeiten flächendeckender Überwachungsprogramme zugleich von der Wirklichkeit eingeholt zu werden und den Status des Metaphorischen fast einzubüßen, wenn nun – im Sinne des oben zitierten *Trübnerschen Wörterbuchs* der 1930er Jahre – *vernetzt sein* wieder bedeuten kann, einer listigen, nunmehr auch digitalen Macht *ins Netz gegangen* zu sein.

In dem von uns untersuchten Korpus kann ein metaphorischer bzw. buchstäblicher Gebrauch der Netzsemantik in diesem (verfänglichen) Sinne jedoch nicht als sonderlich ausgeprägt gelten. Zumal unsere Analyse ja ergeben hat, dass *Vernetzung* ein Paradigma vor allem positiv besetzter Begriffsworte wie *Demokratisierung, Effizienz, Integration, Kooperation, Modernisierung* usw. bildet. Einige Funde weisen jedoch durchaus in diese Richtung, wie etwa der folgende:

Die ›sogenannte Demokratie‹ verfange sich in ihrem eigenen Netz verworrener Verantwortlichkeiten. (Focus 18.06.2009)

Solche Fälle einer Re-Metaphorisierung moderner Netzwerke als Fangnetze bestätigen unsere begriffsgeschichtliche These; sie finden sich in den von uns untersuchten Quellen allerdings verhältnismäßig selten. Zum einen ließe sich hier vermuten, dass diese Seltenheit auch der Spezifik unseres Korpus geschuldet ist und die Suche in einem anderen, etwa gesellschafts- und geisteswissenschaftlichen Korpus, vielleicht mehr Funde in dieser Richtung zutage fördern würde; zum anderen ließe sich argumentieren, dass Vernetzung ja einen Prozess bezeichnet, der nach wie vor mit aussichtsreichen Versprechen verknüpft ist, deren Resultat aber eben jene Netze und Netzwerke sind, die erst ab dem Ende der ersten Dekade des 21. Jahrhunderts zunehmend zum Gegenstand von Problemdiskursen werden, sodass eine Ausweitung desselben Korpus auf die Zeit bis

28 Gene I. Rochlin: *Trapped in the Net: The Unanticipated Consequences of Computerization*, Princeton 1998.

2015 und später die Trefferquote verbessern dürfte. Eine entsprechende Erweiterung des Untersuchungskorpus' und die Einbeziehung weiterer, ähnlich großer Korpora anderer Textgattungen desselben Zeitraums könnten aufschlussreiche vergleichende Befunde erlauben, auch über mögliche Wechselbeziehungen zwischen verschiedenen Diskursdomänen.

Doch verlangt eine operationalisierbare Unterscheidung begrifflicher und metaphorischer Bedeutungen nicht nur eine materialbezogene, sondern auch eine methodische Erweiterung des vorgestellten Ansatzes. Wenn die Analyse an die fallweise Entscheidung eines menschlichen Interpreten oder eine schematische Vorentscheidung dessen gebunden bleibt, was jeweils den eigentlich begrifflichen und den übertragenen metaphorischen Gehalt einer bestimmten Wortbedeutung ausmache, würde sie wohl schon aufgrund der schieren Größe der zu bearbeitenden Korpora ein müßiges Unterfangen bleiben. Wie aber könnte man begriffliche von metaphorischen Bedeutungen maschinell unterscheiden und für eine automatische Suche operationalisieren? Diese Frage stellt eine große Herausforderung an eine digitale Begriffs- und Metaphernforschung dar.[29] Einen aussichtsreichen Ansatz können wir an dieser Stelle jedoch schon skizzieren.

Der besondere Vorzug des von uns vorgestellten Verfahrens umfasst vier wesentliche Punkte: (1) Es erlaubt die automatische Differenzierung und Repräsentation verschiedener Bedeutungen von Wörtern und der sich darin bekundenden begrifflichen Schemata. (2) Es ermöglicht die Detektion spezifischer Tupel solcher Bedeutungsvorkommen, d.h. das gezielte Auffinden einer relevanten Kombination von Paradigmen und Syntagmen. (3) Es gestattet eine quantifizierende Auswertung und Gewichtung der erforschten Differenzen, Relationen und Dynamiken. Und nicht zuletzt (4) lässt es die Rückkehr von der statistischen Aggregation zu den jeweiligen Fundstellen, d.h. eine weiterführende Interpretation und Kontextualisierung der Funde in ihren Quellenkontexten zu. Wie können uns diese Möglichkeiten nun beim Auffinden von Metaphern helfen? Und wie genau ließe sich mit diesen Mitteln ein Wandel von Wortbedeutungen und Begriffen tatsächlich zeigen? Bisher haben wir ja nur das Aufkommen eines Problemdiskurses über Netzwerke und die diachrone Verteilung seiner Kontexte nachgewiesen; aber noch nicht den Wandel der Wortbedeutung im engeren Sinne. Beide Fragen, glauben wir, lassen sich im Zusammenhang beantworten.

Eine Antwort auf die erste Frage lässt sich wie folgt skizzieren: Metaphern lassen sich detektieren, indem man prüft, ob ein clusterspezifisches Paradigma mit einem Syntagma auftritt, das normalerweise in keiner signifikanten Beziehung zu diesem Cluster steht. Liegt ein solcher Fall vor, handelt es sich in jedem Fall um eine ungewöhnliche syntaktische Verknüpfung, die auf einen abweichenden Sprachgebrauch hinweist. Zwar kann es immer sein, dass es sich bei solchen Fällen nur um eine zufällige oder unsinnige Aberration handelt, die semantisch irrelevant ist, doch bei gewissen Häufungs- und Wiederholungsmustern kann die Fundstelle prinzipiell unter Metaphernverdacht gestellt werden, sofern hier eine syntaktische Verknüpfung vorliegt, welche – um mit Ricœur zu sprechen – eine »impertinente« Aussage darstellt, die in der klassischen Rhetorik »uneigentliche Bedeutung« und in der modernen Metaphorntheorie »Kontextbruch« heißt.[30]

Die Antwort auf die zweite Frage hängt direkt damit zusammen: Die Auszeichnung »ungewöhnliche syntaktische Verknüpfung« muss notwendigerweise einen historischen Index haben, denn was heute üblich ist, war nicht notwendigerweise schon immer so und braucht auch nicht notwendigerweise so zu bleiben. Was jeweils üblich ist oder war, können wir in Bezug auf ein hinreichend großes Korpus statistisch ermitteln. Entsprechend lassen sich Abweichungen bestimmen. Die sich daraus ergebende, stets relationale Unterscheidung von üblich/ungewöhnlich bzw. pertinent/impertinent lässt sich dann weiterhin, abhängig von der Korpusbeschaffenheit, für beliebige Zeitpunkte berechnen. Für jeden gegebenen Zeitpunkt ließe sich also das jeweils aktuelle semantische Netzwerk ermitteln (vgl. Abb. 5) und nach einer chronologischen Reihung mit beliebigen Zeitpunkt davor und danach vergleichen. Auf diese Weise können wir

29 Vgl. Petra Gehring/Iryna Gurevych: »Suchen als Methode: Zu einigen Problemen digitaler Metapherndetektion«, in: *Journal Phänomenologie* 41 (2014), S. 99–109.

30 Vgl. Paul Ricœur: *Die lebendige Metapher,* München 1991. Friedrich: *Metaphorologie der Vernetzung*, S. 155–188 (Anm. 3). Ders.: »Spannungen, Brüche und Nähte im Gewebe der Sprache: Untote Metaphern als philosophisches und methodisches Problem«, in: Marie Lessing/Dorothee Wieser (Hg.): *Zugänge zu Metaphern – Übergänge durch Metaphern: Kontrastierung aktueller disziplinärer Perspektiven*, München 2013, S. 29–42.

also, um mit Blumenberg zu sprechen, »*Querschnitte* legen, idealiter in jedem relevanten Abschnitt unseres Längsschnittes«[31]. Die verschiedenen Querschnitte ließen sich daraufhin miteinander vergleichen. Eine signifikante Änderung des jeweils in ihnen dargestellten semantischen Netzwerks wäre ein starkes Indiz für einen Bedeutungswandel des darin bezeichneten Begriffs.

Das besonders Interessante an hochgradigen polysemischen Begriffsworten wie *Netz* ist, dass impertinente Verknüpfungen auch innerhalb des semantischen Netzwerks der Wortbedeutung auftreten können. Das wäre etwa der Fall, wenn wir sagen würden: *Das Spinnennetz ist offline*. Syntaktisch durchaus verständlich, wäre der Satz – gemessen am üblichen Sprachgebrauch – eine impertinente Aussage und als eine metaphorische Bildung beschreibbar: Ein Syntagma, das üblicherweise zu *Computernetz* als einem Paradigma von *Netz* gehört, wird mit einem anderen Paradigma von *Netz*, das mit dem ersten normalerweise nichts zu tun hat, nämlich *Spinnennetz*, verknüpft. Die linguistischen Elemente der Aussage entstammen demselben semantischen Netzwerk, ihre Verknüpfung hat aber einen metaphorischen Effekt. Wenn eine solche Verknüpfung jedoch hinreichend oft wiederholt wird, wird dieser metaphorische Effekt, jedenfalls auf Ebene der statistischen Analyse verschwinden. Das heißt die Impertinenz verschwindet und geht in einen Zustand der Pertinenz über.

Exemplarisch lässt sich dies an einigen Fundstellen unseres Korpus aufzeigen, die aus dem Gesamtquerschnitt des Zeitraums 1995–2010 entstammen. Unterstrichen sind im Folgenden die jeweiligen Paradigmen zu *Netz*. Fett gedruckt sind Ausdrücke, die auf Grundlage unserer statistischen Auswertung als **pertinente Syntagmen** gelten. Fett und kursiv gedruckt sind Worte, die als ***impertinente Syntagmen*** gewertet wurden.

Das **weltumspannende** Computernetz Internet wächst in Deutschland explosionsartig. (*Stuttgarter Zeitung*, 30.11.1995)

Die das deutsche TV-Geschäft dominierenden Konzerne Kirch und Bertelsmann ***spinnen*** an vergleichbaren **Netzen**. (*Tagesspiegel* 30.11.1998)

Gegen Darkazanli ermittelt seit einiger Zeit der Karlsruher Generalbundesanwalt, dessen Beamte das Terrornetz zu ***entwirren*** versuchen. (*Süddeutsche Zeitung* vom 21.11.2001)

Auch die neue Bundesregierung findet small beautiful und will übermächtige Konzerne ***entflechten***. (*Wallstreet-online.de* 7.1.2010)

Die Krise sollte, wenn wir einmal träumen dürfen, eine Gelegenheit sein, die undurchschaubaren Finanzbeziehungen der staatlichen Gebietskörperschaften untereinander zu **entwirren**. (*Handelsblatt* 5.1.2010)

Zur Beruhigung der Märkte **spannten** die EU-Staats- und Regierungschefs vor einer knappen Woche ein Rettungsnetz für das Krisenland. (*Yahoo News* 16.2.2010)

Wie man sieht, wäre unter den genannten Voraussetzungen das *Spinnen* und *Entflechten* von Konzernen als eine metaphorische Aussage zu werten, ebenso wie das *Entwirren* von Terrornetzen als metaphorisch gilt, das *Entwirren* von Finanzbeziehungen hingegen nicht. Das impliziert, dass zu diesem Zeitpunkt bereits so viele Finanzbeziehungen *entwirrt* wurden, dass *Entwirren* zur üblichen Beschreibung einer Tätigkeit im Kontext der Rede über Finanzbeziehungen geworden ist. Während das *Spinnen* und *Entflechten* von Konzernen (noch) nicht sehr üblich gewesen zu sein scheint. Diese Verhältnisse können sich jedoch anders darstellen, wenn man das Korpus oder den Zeitraum und damit den Bezugsrahmen der Unterscheidung üblich/ungewöhnlich bzw. pertinent/impertinent ändert. So könnte nach einer entsprechenden Einteilung des Untersuchungskorpus in feinere Querschnitte das *weltumspannende Computernetz* im Jahr 1995 noch als ein metaphorischer Ausdruck gelten, der erst im Kontext unseres heutigen Sprachgebrauchs diese Eigenschaft verliert. Oder man könnte versuchen, die Zeitschicht ausfindig machen, in der das *Entwirren* von Finanzbeziehungen noch eine metaphorische Beschreibung war – vorausgesetzt natürlich, dass das entsprechende Korpus groß genug ist und die entsprechende historische Phase mit umfasst.

Die Analyse ließe sich durch weitere Methoden ergänzen und verbessern. Generell aber sollte deutlich geworden sein, dass sich mit dem Verfahren die Aussicht verbindet, begriffsgeschichtliche Entwicklun-

31 Hans Blumenberg: *Paradigmen zu einer Metaphorologie*, Frankfurt a. M. 1998, S. 49.

gen in ihren synchronen und diachronen Dimensionen zu rekonstruieren.

Ausgehend von den bisherigen Befunden wollen wir drei weiterführende Hypothesen formulieren, die sich – im Kontext möglicher Studien einer digitalen Begriffsgeschichte – mit der hier vorgestellten Methode überprüfen ließen:

(1) Nachdem sich das semantische Feld der Netze, etwa zum Ende der Sattelzeit in der Mitte des 19. Jh., grundlegend modernisiert hat, durchläuft es in der zweiten Hälfte des 20. Jh., vor allem ab Anfang der 1980er Jahre nochmals einen wesentlichen Wandel.[32]

(2) Die komplexe polysemische Struktur, wie wir sie für das semantische Feld der Netze gefunden haben, ist charakteristisch für die Semantik von Begriffsworten insbesondere vom Typ der *Geschichtlichen Grundbegriffe*.[33]

(3) Die komplexe polysemische Struktur von Begriffsworten dieses Typs verdankt sich zu einem wesentlichen Teil der Akkumulation lexikalisierter metaphorischer Bedeutungen und deren Wechselwirkung innerhalb des semantischen Netzwerks.[34]

Während eine Prüfung dieser Hypothesen noch aussteht, wollen wir an dieser Stelle ein vorläufiges Fazit im Hinblick auf die Zweckmäßigkeit des vorgestellten Ansatzes für eine digitale Begriffsgeschichte ziehen: Die neuen technischen Möglichkeiten der Differenzierung von Bedeutung und der effizienten Indexierung zum Auffinden syntaktischer Kombinationen (Tupel) eröffnen uns keine vollautomatische, jedoch durchaus eine teilautomatisierte begriffsgeschichtliche Forschung. Während manche der technisch notwendigen Schritte vollautomatisiert durchgeführt werden können, bleiben historisches und theoretisches Vorwissen, spezifizierte Forschungshypothesen und hermeneutische Konjekturen für die Interpretation der aggregierten Daten unerlässlich. Die Kombination von Hermeneutik und Automatik erlaubt es, reine Florilegien- und Glücksfundsammlungen zu vermeiden, ohne sich auf bloßes Kaffeesatzlesen oder Rosinenpicken im Bereich des *big data* verlegen zu müssen: Die korpusbasierte vorwissensfreie Vorgehensweise stellt sicher, dass für die automatisierte Modellbildung sämtliche Bedeutungskontexte mit einbezogen werden. Die manuelle Filterung der begriffsgeschichtlich relevanten Funde – stets tilgend, nie ergänzend – kann lediglich fokussieren und Insuffizienzen der automatischen Verarbeitung ausgleichen, jedoch nichts willkürlich Verzerrendes hinzufügen. Die vorgeschlagene Methode scheint uns geeignet, sowohl der Forderung, die Beschränkung begriffsgeschichtlicher Forschung auf sogenannte Höhenkammliteratur oder auf privilegierte Theoriesprachen zu überwinden als auch der damit verbundenen Herausforderung einer unübersichtlich werdenden Quellenlage mit einem systematischen Ansatz zu begegnen. Das Grundprinzip der Provenienz[35], also die technische Sicherstellung, dass sämtliche statistischen Befunde durch entsprechende Einzelvorkommen nachgewiesen werden können, dürfte für die Akzeptabilität automatisch aggregierter Befunde eine Schlüsselrolle spielen. Denn das Prinzip erlaubt es, zwischen der Aggregationsebene und der Textebene jederzeit hin- und herzuwechseln. Dies ermöglicht eine aussichtsreiche Verknüpfung von *distant reading*[36] und *close reading*. Herausforderungen bestehen im Bereitstellen von Korpora und Tools, mit denen digitale begriffsgeschichtliche Studien nicht nur wie hier exemplarisch, sondern in standardisierter Weise umfassend durchgeführt werden können. Die bisherigen Erträge dürften zu der Auffassung ermutigen, dass es sich lohnt, diese Herausforderung anzugehen.

32 Friedrich: »Vernetzung« (Anm. 3). Dies würde auch eine These bestätigen, die formuliert wurde von Christian Geulen: »Plädoyer für eine Geschichte der Grundbegriffe des 20. Jahrhunderts«, in: *Zeithistorische Forschungen* 7/1 (2010), http://www.zeithistorische-forschungen.de/site/40208995/default.aspx (abgerufen am 15.01.2013).

33 Vgl. Brunner/Conze/Koselleck (Hg.): *Geschichtliche Grundbegriffe* (Anm. 2).

34 Ricœur: *Die lebendige Metapher* (Anm. 29). Friedrich: *Metaphorologie der Vernetzung* (Anm. 3).

35 Vgl. Chris Biemann: „Design Principles for Transparent Software in Computational Humanities“, in: *Report from Dagstuhl Seminar 14301: Computational Humanities – bridging the gap between Computer Science and Digital Humanities,* Dagstuhl Publishing 2014, S. 88–91.

36 Franco Moretti: *Distant Reading*, London, New York 2013.

BENOÎT GODIN: *INNOVATION CONTESTED. THE IDEA OF INNOVATION OVER THE CENTURIES*
REZENSION

Falko Schmieder

Seit der Jahrtausendwende ist die Begriffsgeschichte in eine neue, kräftige Bewegung geraten. Zu den hervorstechenden Merkmalen gehören die verstärkte Internationalisierung der Forschung, die wachsende Bedeutung der neuen technischen Medien sowie das Interesse an Begriffen, die in mehreren Disziplinen und insbesondere über die Grenzen von Natur-, Geistes- und Sozialwissenschaften sowie von Politik, Wissenschaft und Technik hinweg von Bedeutung sind. Im Heft 2 (2014) dieser Zeitschrift hat Désirée Schauz den Ansatz des Forschungsnetzwerks CASTI vorgestellt, der exemplarisch für einige neuere Tendenzen der Begriffsgeschichte steht.[1] In bewusster Erweiterung der Forschungen zum politisch-sozialen Sprachgebrauch, wie sie etwa im Rahmen des Wörterbuch-Großprojekts der *Geschichtlichen Grundbegriffe* oder der politischen Ideengeschichtsschreibung der Cambridge School betrieben worden sind, konzentrieren sich die Arbeiten vor allem auf forschungs- und wissenschaftspolitische Kategorien wie reine/angewandte Wissenschaft, Technologie, Grundlagenforschung, Naturwissenschaft, populäre Wissenschaft, Sozialtechnologie oder Inter- und Transdisziplinarität. Ein Mitglied des Forschungsnetzwerks ist Benoît Godin, Lehrstuhlinhaber am L'Institut national de la recherche scientifique (INRS) in Montreal. Zu seinen Forschungsschwerpunkten gehören die Geschichte der Statistik sowie des wissenschaftlichen Vokabulars. Über die Auseinandersetzung mit den Innovation Studies hat sich Godin seit Ende der 2000er Jahre verschiedenen Aspekten der Geschichte des Innovationsbegriffs zugewandt und in renommierten Zeitschriften (darunter in *Redescription*, *Minerva* und zuletzt in den *Contributions to the History of Concepts*) bereits zahlreiche Aufsätze zu diesem Gegenstand publiziert. Einige davon sind eingeflossen in das Buch *Innovation Contested*, das im Jahre 2015 im Rahmen der Reihe Routledge Studies in Social and Political Thought erschienen ist. Godin gibt widersprüchliche Einschätzungen seines Werkes. Begreift er es im Vorwort als »prolegomenon to the history of the concept of innovation« (xi), so ist an vielen anderen Stellen offensiver von einer »study on the history of the concept of innovation« (6 u.ö.) die Rede, die den Anspruch erhebt, die erste umfassende historische Arbeit zu diesem Begriff überhaupt zu sein. Der Grund für dieses Schwanken liegt darin, dass Godin in seinem Buch nicht alle Aspekte der Begriffsentwicklung erfassen konnte und viele Felder ganz aussparen musste. *Sprachlich* konzentriert sich das Werk (mit der Ausnahme des ersten Teils) auf französische und englische Quellen, wobei den französischsprachigen Quellen in eckigen Klammern die englische Übersetzung beigegeben ist. *Zeitlich* liegt der Schwerpunkt auf der Entwicklung von der Reformation bis in die jüngere Gegenwart; die wichtigsten *Gegenstandsfelder* sind Philosophie, Religion, Politik, Wissenschaft und Ökonomie, während Geschichte, Recht sowie das Feld der Literatur und Ästhetik ausgeblendet bleiben. Auch in Bezug auf die *Quellengattungen* sieht sich Godin zu Beschränkungen gezwungen. Ausgespart bleiben die Zeitungen, auch wenn diese, wie er selbst mit Verweis auf den englischen Ausdruck ›*news*paper‹ festhält, einen großen Einfluss auf die Einstellungen gegenüber dem Neuen hatten. Dennoch wird ein breites Spektrum an Quellengattungen und Schreibformen abgedeckt: Pamphlete, Traktate, Essays, Ratgeberliteratur sowie

1 Vgl. Désirée Schauz, »Wissenschaftspolitische Sprache als Gegenstand von Forschung und disziplinärer Selbstreflexion – Das Programm des Forschungsnetzwerks CASTI«, in: Forum interdisziplinäre Begriffsgeschichte, 3. Jg., H. 2 (2014), S. 49-61. http://www.zfl-berlin.org/publikationen-detail/items/forum-interdisziplinaere-begriffsgeschichte-fib.html

theoretische Texte. Das weit verstreute Material wurde in zwei Arbeitsschritten erschlossen. Zunächst wurden alle (über 400) Dokumente ausgewertet, die das Wort Innovation im Titel tragen. Auf diesem Wege konnten wichtige Kontroversen um den Begriff sowie Schlüsseldokumente zur Begriffsklärung und Metareflexion erfasst werden. In einem zweiten Arbeitsgang wurden umfassende Recherchen in digitalisierten Archivquellen und großen Onlinedatenbanken (u.a. Perseus Digital Library, British History Online, Early English Books Online (EBBO), Eighteenth Century Collection Online (ECCO), Gallica (Bibliothèque Nationale de France), ARTFL Project und Google Books Ngram) unternommen.

Godins Ausgangspunkt bildet die Beobachtung, dass der Begriff Innovation im letzten Drittel des 20. Jahrhunderts zu einem wirtschafts-, wissenschafts- und sozialpolitischen Schlagwort geworden ist, das eine manifeste Ideologie transportiert. Die Institutionalisierung der Innovation Studies ist Teil der Materialisierung dieser Ideologie und zugleich eine Form, durch die sie ihre wissenschaftliche Rationalisierung erhält. Diese kommt zum Ausdruck in der Konstruktion einer Genealogie, die den Ökonomen Joseph Schumpeter als theoretische Gründerfigur aufbaut und an den Ursprung der Begriffsentwicklung von Innovation setzt. Godin beklagt, dass diese Auffassung weit über den Rahmen der Innovation Studies hinaus zu einer Standardansicht geworden ist, die in unzähligen Beiträgen reproduziert wird. Die Diskrepanz zwischen der Fülle an neuerer Literatur zum Thema Innovation und der eindimensionalen und geschichtslosen Auffassung des Begriffs sieht Godin als Symptom für einen fundamentalen Mangel an Reflexivität über die Belange der modernen Gesellschaft (vgl. S. x). Die Begriffsgeschichte erscheint vor diesem Hintergrund als eine bevorzugte Methode, diese Sichtweise aufzubrechen. Durch die Rekonstruktion der wechselvollen und umkämpften Geschichte des Begriffs möchte Godin nicht nur ein Dogma der Innovation Studies zerstören, sondern auch die Vielfalt von Bedeutungsmöglichkeiten ins Bewusstsein rufen, die dem Begriff im Verlaufe seiner langen Kulturgeschichte gegeben wurden, bevor er im letzten Drittel des 20. Jahrhunderts zunehmend auf seine technologische Dimension verengt wurde. Im Durchgang durch die Geschichte soll zugleich die versteckte Normativität und Performativität des Begriffs anschaulich werden.

Ähnlich wie neuere Arbeiten zu den Begriffen Globalisierung, Nachhaltigkeit oder Obsoleszenz[2] nimmt Godin mit Innovation einen Begriff ins Visier, der in der jüngeren Gegenwart zu einem Schlagwort avanciert, im Zuge der Krise des neoliberalen Wirtschaftsmodells aber zugleich auch problematisch geworden ist. Während Ulrich Grober und Giles Slade die Kulturgeschichte ihrer Begriffe ohne Bezug auf die internationalisierte Begriffsgeschichtsforschung entwickeln, nimmt Godin sowohl in der Einleitung wie auch in den einzelnen Teilen des Buches wichtige Stichworte der Methodendiskussion zur Begriffsgeschichte und Intellectual History auf. In der Spur von Autoren wie Melvin Richter, Terence Ball und Robert Bud sucht er den sozialgeschichtlichen Ansatz von Koselleck Begriffsgeschichte mit der sprechakttheoretischen Ideengeschichte der Cambridge School zu verbinden. Materialien zur Geschichte seines Begriffs dagegen kann er den Werken dieser Autoren nicht entnehmen; das gleiche gilt für alle wichtigen Referenzwerke zur historischen Semantik wie die *Geschichtlichen Grundbegriffe*, das *Dictionary of the History of Ideas* oder Raymond Williams' *Keywords.* Aufschlussreich ist aber, dass der Innovationsbegriff in der angelsächsischen Begriffsgeschichte prominent als analytischer Begriff verwendet wird – Godin verweist auf Quentin Skinners ›innovative Ideologists‹, John Pococks Konzept der ›innovative moves‹ und James Farrs Verständnis des begrifflichen Wandels als ›political Innovation‹.

Godin hat sein Buch in vier Teile gegliedert, die ihrerseits jeweils drei Kapitel enthalten. Ein hervorstechendes Merkmal der Darstellung ist, dass wichtige Wendungen und Knotenpunkte der Begriffsentwicklung immer wieder rückbezogen werden auf den Ausgangsbefund einer dogmatisierten, auf technologischen Wandel verengten Bedeutung von Innovation. Der erste Teil der Arbeit widmet sich der antiken Vorgeschichte des Begriffs und wendet sich dann den römisch-lateinischen Quellen bis zum späten Mittelalter zu. Während die griechischen Ausdrücke *kainotopia* und *neoterismos*, vornehmlich verwendet mit Bezug auf konkrete Tätigkeiten im Sinne des Neu-Machens, eine deutlich negative Färbung haben, kehrt sich die

2 Vgl. Olaf Bach, *Die Erfindung der Globalisierung. Entstehung und Wandel eines zeitgeschichtlichen Grundbegriffs*, Frankfurt/M. 2013; Ulrich Grober, *Die Entdeckung der Nachhaltigkeit. Kulturgeschichte eines Begriffs*, München 2010; Giles Slade, *Made To Break. Technology and Obsolescence in America*, Cambridge MA 2006.

Bewertung in den lateinischen Verwendungen von *innovo*, verstanden nun im Sinne von Erneuerung, ins Positive. Godin nimmt bereits hier ein breites Feld von Komplementärausdrücken (wie *innovatio*, *renovatio*) in den Blick. Der erste Teil endet mit einer Darstellung von Machiavelli, der in seinen Reflexionen über politischen Wandel dem Innovationsbegriff eine wichtige Rolle einräumt, und zwar in dem positiven Sinne der Stabilisierung einer turbulenter werdenden Welt.

Mit dem zweiten Teil setzt die neuzeitlich-moderne Begriffsgeschichte von Innovation ein. Godin unterteilt sie in drei große Perioden bzw. Episteme, die auch in den Titeln der weiteren Teile erscheinen: die *Prohibition Episteme* (Teil zwei), die *Instrument Episteme* (Teil drei) und die *Value Episteme* (Teil vier). Die *Prohibition Episteme*, die grob den Zeitraum vom 16. Jahrhundert bis zur Französischen Revolution umfasst, ist dadurch charakterisiert, dass der Begriff der Innovation nun eine dezidiert negative Bedeutung erhält und zu einem Kampfbegriff wird, mit dem politische Gegner denunziert und diskreditiert werden. Speziell der ›religiöse Innovator‹ erscheint als herrschaftliches Konstrukt, das der Abwehr und Bestrafung ordnungswidriger Aktivitäten diente. Über die Schriften und Erlasse von weltlichen Herrschern, die Predigten von religiösen Autoritäten sowie seine Verwendung in Kirchenversammlungen oder im Zusammenhang von Gerichtsverhandlungen erreichte der Begriff nun eine breitere Öffentlichkeit. Ein dominanter Machteffekt der semantischen Apparatur im bezeichneten Zeitraum bestand darin, dass der Begriff niemals zur Selbstbeschreibung verwendet und speziell dann bewusst vermieden wurde, wenn die Veränderung bestehender Wertsysteme oder Verhältnisse intendiert wurde. Am Beginn der Neuzeit kristallisierte damit ein Bedeutungssinn aus, der als Gegenstück der aktuellen Verwendungsweise erscheint: wird Innovation von den politischen und wirtschaftlichen Eliten der Gegenwart imperativisch gefordert und als Allheilmittel zur Lösung gesellschaftlicher Probleme beschrieben, so erschien sie am Beginn der Neuzeit als eine Form der Häresie und Ketzerei.

Der dritte Teil zeichnet die Prozesse der sukzessiven positiven Aufladung des Innovationsbegriffs nach, die sich im 19. Jahrhundert vollzieht. Während der Ausdruck ›religiöser Innovator‹ und der später geprägte Ausdruck ›politischer Innovator‹ ausschließlich Fremdbezeichnungen waren, wird der nach diesen Vorbildern geprägte Begriff des ›sozialen Innovators‹ im 19. Jahrhundert auch selbstbewusst als Eigenbezeichnung verwendet. Positive und negative Bestimmungen von Innovation konkurrieren mit- oder koexistieren nebeneinander. Die vier von Koselleck im Rahmen seiner Sattelzeithypothese entwickelten Kategorien der Verzeitlichung, Politisierung, Ideologisierbarkeit und Demokratisierung sieht Godin als sehr geeignet an, um die semantischen Entwicklungen im Rahmen der *Instrumental Episteme* zu charakterisieren. Im Verlaufe des 19. Jahrhunderts weitet sich das Bedeutungsspektrum des Begriffs enorm aus. In bestimmter Hinsicht setzt für Godin damit eigentlich erst hier die Begriffsgeschichte (im Unterschied zur bloßen Wortgeschichte) von Innovation ein. Politisch kann der Begriff nun für alle möglichen Formen des Wandels einstehen – für allmählichen, kontinuierlichen Wandel im Sinne einer Reform, aber auch für abrupte, revolutionäre Veränderungen. Allgemein stellt Godin eine Verschiebung des Anwendungsfelds von der religiös-politischen zur sozialen und weiter zur wissenschaftlichen Sphäre fest.

Der letzte Teil wendet sich dann den Entwicklungen vorrangig des 20. Jahrhunderts zu, die noch einmal grundlegende Änderungen bringen. Dazu gehören u.a. die Ausdehnung des Begriffs auf das Feld der Ökonomie und der Technikentwicklung sowie die Herausbildung von Innovation als auf das Ganze der historischen Entwicklung bezogener Prozesskategorie. Vor allem ab der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts sieht Godin eine politische Vereinnahmung des Begriffs im Rahmen einer neoliberalen Wirtschaftsideologie, die im Anschluss an Michael Freeden mit dem Begriff ›Decontestation‹ erfasst wird. Godins Interesse einer Depotenzierung von Schumpeters Bedeutung und seine damit verbundene Kritik an der Rezeption Schumpeters in den Wirtschaftswissenschaften und den Innovation Studies sind durchaus nachvollziehbar. Allerdings veranschlagt Godin zu gering, dass Schumpeters rein ökonomische Bestimmung von Innovation eine theoretische Errungenschaft ist, die ihn ganz zu Recht als eine Gründerfigur erscheinen lässt. Angemessener als eine begriffshistorische Relativierung oder die Frage nach der ›eigentlichen‹ Bedeutung des Begriffs Innovation (vgl. 284) erscheint hier die Kritik an einer gesellschaftlichen Praxisform, die Schumpeter zuerst auf einen adäquaten Begriff gebracht hat.

Um den Leser einen besseren Überblick über die vielfältigen Wendungen und Verwerfungen in der Bedeutungsgeschichte von Innovation zu geben, werden am Ende eines jeden Kapitels die Ergebnisse noch einmal kurz resümiert. Beschlossen wird das Buch mit einer

Gesamtzusammenfassung. Es folgen zehn Appendizes, u.a. mit einer Typologie der Verwendungsweisen von Innovation, zur Etymologie von Innovation, zu den Begriffsfeldern diverser Innovationsbegriffe, eine Auflistung der Gründungsdaten populärer Magazine, die Innovationsbegriffe im Titel führen, sowie eine Auflistung der von der National Science Foundation in Auftrag gegebenen Innovationsstudien (vgl. 291-310). Am Ende des Bandes findet sich eine umfangreiche, in Primärquellen und Sekundärquellen unterteilte Literaturliste.

Ungeachtet der einheitlichen Gliederung folgt doch, in Abhängigkeit von der Materiallage und den wechselnden Erkenntnisinteressen, jedes Kapitel einer eigenen Methodik und Darstellungslogik. Einige Kapitel sind stark am Sprachgebrauch eines einzelnen Autors orientiert und konzentrieren sich auf einige wenige hervorstechende Arbeiten (vgl. das Kap. 3 zu Machiavelli); andere stellen besonders diskursmächtige oder richtungweisende Werke oder Autoren (wie Francis Bacon, Jeremy Bentham oder William L. Sargant) ins Zentrum und erkunden von hier aus die weiteren Kontexte und diskursiven Folgewirkungen (vgl. die Kap. 7 und 9); wieder andere zeichnen die Konturen und Verschiebungen ganzer Wortfelder, Vokabulare und Sprachspiele nach. In diesem Sinne sieht Godin als Leitbegriffe der Rhetorik von Innovation im 19. Jahrhundert die Begriffe Wandel, Reformation, Revolution und Innovation, während im 20. Jahrhundert die Begriffe Imitation, Intervention, Aktion und Kreativität dominierten (221). Wo sich die Okkurrenzen ins Unübersichtliche häufen, bahnt sich Godin durch die Unterscheidung verschiedener Argumentationsformen oder -typen einen Weg (vgl. zum Beispiel die Differenzierung zwischen Ethos, Pathos und Logos 138ff.). Bestimmte Begriffsverwendungen werden dann jeweils als Beispiele für einen bestimmten Argumentationstyp zitiert. Durch diese Form der Ordnung und Strukturierung des umfangreichen Materials ergeben sich zuweilen erhebliche Spannungen zwischen historischer und systematischer Perspektive, so wenn etwa ein Zitat aus dem Jahre 1782 als Antwort auf ein Argument aus dem Jahre 1817 präsentiert wird, das sich auf Erfahrungen der Französischen Revolution bezieht (vgl. 143), oder wenn sich Zitatmontagen in dieser zeitlichen Reihenfolge finden: 1846 – 1830 – 1795 – 1861 – 1846 – 1843 (vgl. 193f.) An vielen anderen Stellen spürt Godin mit feinerem epistemologischem Takt historische Indizes auf: so eruiert er den ersten Zeitschriftentitel (aus dem Jahre 1818), in dem Innovation in positiver Bedeutung erscheint (195); er hält fest, dass es keine theoretischen Schriften zur Innovation vor dem 20. Jahrhundert gibt (13); er notiert das erste Auftreten bestimmter Komposita (wie ›major‹, ›important‹ oder ›significant‹ innovation) oder spezifizierender Begriffe (wie social innovation oder technical innovation), er reflektiert nationalsprachliche Differenzen und Ungleichzeitigkeiten (vgl. 127), wechselnde disziplinäre Führungsrollen und Diskurshoheiten (vgl. die auf das 20. Jahrhundert bezogene Stafette von der Anthropologie über die Soziologie zu den Managementschulen und Ökonomen 250) oder signifikante Differenzen in der Bewertung von Innovationen in unterschiedlichen Disziplinen (vgl. 197), Vorläuferbegriffe (vgl. 147/201 mit ›Projector‹ als Vorläufer von ›technological innovator‹), Synonyme, Antonyme oder assoziierte Ausdrücke (wie z.B. im 16. Jahrhundert renewal, renovation, instauration) (vgl. 202). Über das ganze Buch hinweg nimmt Godin auch charakteristische Gegenbegriffe sowie das weitere Begriffsfeld von Innovation in den Blick. Zu den Gegenbegriffen, die dem Begriff Innovation historisch jeweils ein schärferes Profil verschafft haben, gehören die Begriffe Erfindung (so bei Quincy um 1830) oder Grundlagenwissenschaft (in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts).

Godins Buch zur Geschichte des Begriffs Innovation ist nicht einfach nur eine Ergänzung der klassischen Arbeiten zu geschichtlichen Grundbegriffen (wie Fortschritt, Krise oder Revolution), sondern es macht diese aufgrund der herausgestellten Verflechtungen der Begriffe untereinander auch neu lesbar. Methodisches oder konzeptuelles Neuland erschließt der Autor nicht. In der Einleitung macht er aus seiner Abneigung gegen Theorien, speziell spekulative Theorien, keinen Hehl (vgl. 4). Seine Überlegungen etwa zum Verhältnis von Wort und Begriff, zur Notwendigkeit der Kontextualisierung von Begriffen und zum Verständnis von Begriffsverwendungen als politischen Sprachhandlungen bleiben dann auch knapp und konventionell. Wichtige Analyseinstrumente und heuristische Kategorien der historischen Semantik (wie Kosellecks Konzept der Sattelzeit mit den dazugehörigen Kategorien der Verzeitlichung, Politisierung, Ideologisierung und Demokratisierung, Skinners Konzept der innovativen Ideologen, Wittgensteins Sprachspielbegriff, Walter Bryce Gallies essentially contested concepts oder Michael Freedens ordering of significance) bleiben den verhandelten Sachen oft äußerlich und werden auch dort undiskutiert beibehalten, wo sie in Spannung zu den eigenen Materialien stehen und wo sich eine kritische Hinterfragung bzw. Modifikation angebo-

ten hätte. Dies ist etwa der Fall in Bezug auf das von Godin oft herangezogene Konzept der Sattelzeit, das konterkariert wird durch den Befund einer nochmaligen gründlichen Transformation des Vokabulars im 20. Jahrhundert, der den Gedanken einer zweiten Sattelzeit nahelegt. An einer Stelle weist Godin in einer Fußnote darauf hin, dass seine eigenen Befunde eine Datierung der Sattelzeitperiode auf den Zeitraum von 1800-1850 nahelegen. (151) Wenn Godin wiederholt Parallelen zwischen dem Begriff der Innovation und dem der Revolution feststellt, dann wäre es eigentlich auch angezeigt, die wichtigen Differenzen in den Blick zu nehmen, die u.a. darin bestehen, dass der Innovationsbegriff erst im 20. Jahrhundert als genuine *Prozess*kategorie bzw. Totalitätsbegriff erscheint, der Aktion und Resultat der Aktion zugleich bezeichnen kann. Eine weitere interessante Differenz zu Koselleck ergibt schließlich auch die Beobachtung, dass sich der politische Charakter des Begriffs während dieser Zeit eher in der Naturalisierung, Homogenisierung oder versuchten Vereindeutigung artikuliert, was den Gedanken nahelegt, dass sich im 20. Jahrhundert das Binnenverhältnis der Koselleckschen Kategorien Verzeitlichung, Politisierung, Ideologisierung und Demokratisierung verändert. Vor diesem Hintergrund würde es auch konsequenter erscheinen, die Bezeichnungen der beiden letzten Epistemen zu tauschen, d.h. das 20. Jahrhundert unter den Problemtitel der »Instrumental Episteme« zu stellen und den Titel der »Value Episteme« für das 19. Jahrhundert zu reservieren.

Godin hat eine sehr material- und facettenreiche Studie zu einem Begriff vorgelegt, der trotz seiner langen und umkämpften Geschichte erst in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts zu einem »Slogan« (3) der öffentlichen Kommunikation aufgestiegen ist. Für die nahe Zukunft hat Luisa Weber aus dem Umfeld des begriffsgeschichtlichen Forschungskreises um den Siegener Sprachwissenschaftler Clemens Knobloch das Erscheinen einer Publikation angekündigt, die die Geschichte des Begriffs in seinen deutschsprachigen Quellen untersucht, womit interessante Vergleiche zu den Entwicklungen in Frankreich und den angelsächsischen Ländern möglich werden, auf die sich Godins Arbeit überwiegend konzentriert hat.